Mus. Th. 2735 k

Xerokopieren aus konservato-
rischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

26. JAN. 1990

<36621574270018

<36621574270018

Bayer. Staatsbibliothek

Briefe

eines

reisenden Nordländers.

Geschrieben

in den Jahren 1807 bis 1809.

Cöln,

bei Peter Hammer.

1812.

Mus. Th. 2735 k

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

26 Bd.

Vorwort.

Der Wahrheitliebende Leser erhält hier die Ergießungen eines reinen wackern Gemüthes, das überall auch Wahrheit und ächte Humanität suchte und liebte, beide auch so gerne für seine nordischen Brüder gefördert hätte. Aber das alles lenkende Geschick, das ihn früh in die Staaten Friedrichs führte, in welchen er seine erste Erziehung und militärische Bildung erhielt,

für die er einst kämpfte und blutete, die er daher so gerne als sein zweites Vaterland betrachtete, daß er zu seinen preußischen Freunden, auch in diesen Briefen, oft als Preuße spricht, und für die er so gerne thätig war, als eine unglückliche Spannung dem Norden Unheil drohte, trieb ihn zulezt von seiner politischen Bahn ab, nach einem neuen großen Kampfplatz hin, auf welchem der lezte Kampf für des Nordens Wohl gefochten wurde. Wohl ihm, wenn er da wenigstens den schönsten Tod, den der Mann sich wünscht, den Tod im heißen Kampf für eine gute Sache, leicht starb.

Seine Papiere, die erst spät in die Hände eines treuen Freundes kamen, an

den auch der größte Theil dieser Briefe gerichtet ist, haben kein viel günstigeres Geschick gehabt, als ihr Urheber selbst. Es ist weder räthlich noch frommend die Hindernisse, die sich ihrer öffentlichen Bekanntmachung entgegenstellten und die mancherlei Verstümmelungen, die sie erdulden mußten, hier umständlich zu erzählen. Nur um einige Lücken und scheinbarer Widersprüche erklären zu helfen, mußte dessen doch wohl erwähnt werden.

Von dem interessanten Italiäner, den man Ursache hat für den genuesischen Marchese Riccardo Doria zu halten, der früher viel im südlichen Deutschland lebte, findet sich ein reicher Briefwechsel voll Geist und

Phantasie unter den Papieren unsers Freundes. Diejenigen unserer Leser, die sich schon für die wenigen leichthingeworfenen Charakterzüge an ihm in diesen Briefen interessiren, finden daran künftig vielleicht eine anziehende Lectüre.

Inhalt.

Erster Brief. S. 1—7.

Copenhagen.

Abreise von der Heimath. Die Cullafelsen. Der Wächter. Nordische Romanzen. Ankunft in Dänemark. Contraste. Copenhagen.

Zweiter Brief. S. 8—17.

Copenhagen.

Geselliges Leben in Copenhagen. Ehemals und Jetzt. C. F. Cramer. Seine Verbannung. Die Bernstorfe. Stimmung und Charakter der Nation. Deutsches Ministerium. Haß gegen die Deutschen. Graf von Schimmelmann. Hofnungen und Befürchtungen.

Dritter Brief. S. 18—37.

Copenhagen.

Höhere Bildung der Frauen. Feine Sitten. Die Familien Bernstorf, Schimmelmann, Reventlow und Ranzau. Madame Brun, geb. Münter. Das entgegengesetzte Wesen ihres Gemahls. Die Correspondenz zwischen Johannes von Müller und Bonstetten. Zweideutigkeit ihrer Ver-

hältnisse. Moldenhawer und Münter. Cramer, der Vater und Klopstock. Baggesen und Oehlenschläger. Steffens.

Vierter Brief. S. 38—47.

Copenhagen.

Lage von Copenhagen. Die Flotte. Ihr Verlust. Merkwürdigkeiten. von Ramdohr. Gesellschaftliches Leben. Holberg.

Fünfter Brief. S. 48—58.

Memel.

Die königliche Familie, Ihre Umgebungen. Geringe Cultur Memels. Tauerlaken. Russisches Militär. Ihre Musik. Zwangloses Leben des Hofes. Humanität der Königin. Der Engländer Rumbold. Seine unglückliche Leidenschaft. Der Friede.

Sechster Brief. S. 59—72.

Königsberg.

Erster Eindruck. Schwierigkeit über K. ein allgemeines Urtheil zu fällen. Das Aeußere. Die Wasserseite. Ihr neues Schouspielhaus. Der Kriegsrath Müller. Gesellschaftliches Leben. Gemischte Cirkel. Anekdote vom Künstler T. in Neapel. Kant, Haman, Hippel, Scheffner. Allgemeine Bildung. Leichtigkeit des Charakters. Der Hof.

Siebenter Brief. S. 74—80.

Danzig.

Der Weg über Elbing. Bernsteinfang. Elbing.

Kalkreuth. Seine musterhafte Vertheidigung. Ergebung der Einwohner. Hoher Wohlstand unter Preußens Regierung. Benningsen. Seine Bequemlichkeit. Schlechte Polizey in D.

Achter Brief. S. 81—120.

Berlin.

Der Weg von Memel nach Berlin. Kontrast. Imposanter Eindruck. Herrliche Straßen. Die Linden. Hôtel de Russie. Verschiedener Charaktere der Bauart nach den Regenten. Friedrich Wilhelm. Friedrich der Erste. Seine Gemahlin Sophie Charlotte. Friedrich Wilhelm der Erste. Friedrich der Zweite. Der Hauptmann von Knobelsdorf. Herr von Bielefeld. Das große Opernhaus. Die königliche Bibliothek. Das französische Theater. Friedrich Wilhelm der Zweite. Langhans. Das Theater. Das Brandenburger Thor. Die Victoria. Uber die Regierung Friedrich Wilh. des Zweiten. Ueber die Gräfin Lichtenau. Beilage eines Briefs aus Wien über diese Dame und ihre Memoiren. Herr von Cöln.

Neunter Brief. S. 121—131.

Dresden.

Reise von Berlin nach Dresden. Dresden. Großstädtisch im Aeußern. Kleinstädtisch im Innern. Die herrliche Kunstsammlungen. Schöne Umgebungen. Meißen. Schandau. Wohlfeile Lebensweise. Der Hof. Der König. Pilnitz. Innere Verwaltung. Das Militär.

Zehnter Brief. S. 132—136.
Nürnberg.
Anspach Baireuth. Ehemals unter Hardenberg und Jetzt. Nürnberg. Albrecht Dürer. Das Real-Institut. Schubert. Das Gymnasium.

Eilfter Brief. S. 137—163.
Inspruck.
Ueber Baiern. Charakteristik des Landes. Schattenseiten. Die fremden Schriftgelehrten. Die Akademie. Jacobi. Schelling. Bader. Ritter. Fichte. Steffens. Tiek. Bettina. Brentano. Oehlenschläger. Rumford. Graf Stadion. Reise nach Tyrol.

Zwölfter Brief. S. 164—177.
Inspruck.
Stimmung der Tyroler. Ihre Entwaffnung. Haß gegen die Baiern. Bessere Bewirthung. Kleidung. Große Thätigkeit. Peter Anich. Joseph der Zweite. Die Landwehr. Erzherzog Johann.

Dreizehnter Brief. S. 178—204.
Salzburg.
Der Weg von Inspruck nach Salzburg. Romantische Berge. Anmuthige Thäler. Derber Menschenschlag. Digression über Bärte. Reichthum des Landes an Produkten. Oefterer Landesherrnwechsel. Nachtheile davon. Schöne Landstraßen. Der erste Anblick von Salzburg. Ihr

Inneres. Die Weiber, Moreau und Lecourbe. Der Marstall. Leben und Treiben des Nordländers. Matthieu Dumas und Guilleminot. Ideal poetischer Reisen.

Vierzehnter Brief. S. 205—219.

Zwischen Linz und Wien auf der Donau.

Reise auf der Donau. Herrliche Gegend. Linz. Der Italiäner. Erinnerung an Göthe und Hackert. Mahomeds Morgengesang. Die Matthisonschen Lieder. Die schönen Linzerinnen. Richard Löwenherz. Fahrt durch den Strudel. Mariataferl und die Abtey Melk. Annäherung von Wien. Größere Lebhaftigkeit. Kloster Neuburg. Wien.

Funfzehnter Brief. S. 220—247.

Wien.

Umgebungen der Stadt. Der Gasthof zum wilden Manne. Schlechte Zimmer. Der Banquier. Besuch bei ihm. Einladung aufs Land. Bankozettel. Der Augarten. Beschreibung. Schöne Gesellschaft. Die reizenden Wienerinnen. Die Entretenirten Mädchen. Vergleich mit den Baierinnen. Der Prater. Die herrlichen Pferde. Das genußlustige Volk. Beschreibung des Praters.

Sechzehnter Brief. S. 248—277.

Wien.

Ein Tag auf dem Lande. Mariahülf. Gumpen-

dorf. Schönbrunn. Mariahitzing. St. Veit. Hacking. Mariabrunn. Hadersdorf. Interessante Untrrhaltung. Krieg und Friede. Verschiedene Meinungen. Der Erzherzog Carl. Die Kriegslustigen Weiber. Stadion. Die Englische Parthey. Die Landwehr. Unbenutzte Kräfte. Charakteristik der Erzherzoge Carl und Johann. Mancherlei An- und Aussichten. Laudons Monument. Mauerbach und Dornbach. Hoher Wohlstand. Guter Tokaier. Gespräche über die Unheilschwangere Zeit. Die Berlinerinnen. Die Anlage Lascys. Das Wohnhaus des alten Helden. Schöne Aussicht auf Wien. Zurückkehr über die Dörfer Waring, Döbling, Nußdorf. Die Donau. Ende des Tages.

Siebzehnter Brief. S. 278—286.

Wien.

Lustiges Leben. Schönbrunn und der Prater. Die Zeiselwagen. Die Fratschlerinnen. Herrliches Obst. Beschreibung von Schönbrunn. Die Gloriette. Die Menagerie. Der Botanische Garten.

Achtzehnter Brief. S. 287—304.

Wien.

Etwas näheres über Wien. Großstädtisches Gewühl. Das innere Wohlleben. Minder als sonst. Geringere Gastfreiheit. Zerrüttung der Finanzen. Die Wohnungen. Die Censur. Erschwerung des Buchhandels dadurch. Der hohe

Adel. Dessen geringe Bekanntschaft mit Litteratur und Wissenschaft. Musik und Theater. Fremde Camponisten. Burcoucratie. Die Subalternen. Fremde Gelehrte. Stoll. Die Theaterdirektion. Die Theater. Kunstsamlungen. Mangel an gründlicher Bildung. Aussichten in die Zukunft.

Neunzehnter Brief. S. 305 — 322.

Wien.

Das Militär. Contrast mit dem Preußischen. Das Oberkriegscollegium. Die Subaltern-Offiziere. Das point d'honeur. Ist in der Preußischen Armee höher. Ausartungen. Einfluß des Mangels kriegerischer Regenten. Die Memoires Eugens. Joseph. Seine Reformationen. Die innere Verfassung des Militärs. Avancement. Unterricht. Invalidenhäuser. Bessere Einrichtungen.

Zwanzigster Brief. S. 324 — 352.

Wien.

Wiedersehen des italiänischen Marchese. Er hat eine Ehrensache. Die table d'hôte. Der Offizier von der Landwehr und der Armee-Offizier. Erzählung der Diskusionen über eine Szene zwischen Jenen und Diesen. Einmischung des Italieners. Ihm ist seine Brieftasche geraubt. Rencontre mit dem Major.... Recht vieles von und über Polizey und die Wiener besonders. Ihre Einmischung ins häußliche Leben. Spionerien. Arndts und

Cölns Reisebeschreibungen. Der Major. . . . Er verschaft dem Marchese seine Briefe zurück.

Einundzwanzigster Brief.
S. 353 — 364.

Presburg

Ausflug nach Ungarn. Laxenburg. Familienleben des Kaisers. Das Schloß und der Park. Bizarrer Geschmack. Eisenstadt, die Residenz des Fürsten Esterhazy. Der Fürst. Seine Verhältnisse. Presburg. Herrliche fruchtreiche Gegend. Das Theater. Deutsche Sprache. Die Weiber. Oeffentliche Liederlichkeit.

Zweiundzwanzigster Brief.
S. 370 — 374.

Raab.

Reise von Presburg. Hochstraß. Wohlfeilheit. Raab. Erinnerung an Eugen, Montecuculi, Leopold von Lothringen, Ludwig von Baden und viele Andere. Es waren lauter Fremde. Die jungen fürstlichen Heroen.

Dreiundzwanzigster Brief.
S. 375 — 378.

Pest.

Ritt von Raab hieher. Nesmül. Die Gegend. Herrlicher Boden. Schlechte Cultur.

Vierundzwanzigster Brief.

S. 379 — 408.

Ofen.

Das elegante Caffeehaus. Große Wohlfeilheit. Ueberfluß in den edelsten Produkten. Tokaier. Wasserfahrt. Die Jagdparthie des Palatinus. Hetzjagden. Warme Bäder. Das Schloß von Ofen. Die Raizen. Der National-Ungar. Unterschied zwischen dem Oestreichischen und Ungarischen Soldaten. Unterdrückung des Bürgers und Bauers. Die Weiber. Proselitenmacherei. Hindernisse der Cultur. Derangement des Adels. Gerüchte über die Theilung der Oestreichischen Monarchie. Eindruck.

Fünfundzwanzigster Brief.

S. 409 — 417.

Oedenburg.

Steigerung im Guten und Bösen. Trennung vom Marchese. Was aus Ungern werden konnte. Seine herrlichen Weine. Das Zigeuner-Lager.

Sechsundzwanzigster Brief.

Wien.

Zurückkunft nach Wien. Die Spanischen und Römischen Nachrichten. Observations d'un patriote Autrichien.

Erster Brief.

Coppenhagen, im Mai.

Ist's die Liebe zum vaterländischen Himmel, zu Euch Ihr Auserwählten meines Herzens? Hier weht mich die Luft ganz anders an, jedes Auge blickt mich trüber an. Beide werden vom Nebel getrübt, der hier noch Erd' und Menschen drückt. Die Heimath verließ ich in frischer Frühlingskühle, von einem Glanzhimmel durchstrahlt. Selige Stunden genoß ich noch auf der letzten Spitze des vaterländischen Bodens. Habt Dank, Ihr Lieben, daß Ihr mich zu dem Besuche der herrlichen Cullafelsen antriebt. Es ist ein sehr interessanter Fleck der nordischen Erde. Die Brandungen der See sah ich nie schöner, mächtiger und wilder als da. Am Absturze der steilen Felsenufer kletterten wir, das donnernde Getöse des

tobenden Meeres tief unter uns, den gierigen, breitgefiederten Adlergeier über uns schwebend, stundenlang keck und erfreulich rund umher.

Auf dem mahlerischen Leuchtthurme hatten wir die herrlichste Mondnacht; das unabsehliche Meer im reinsten Glanze, im Silberflimmer vor uns. Der Wind ging frisch und am Horizonte flogen die Schiffe mit ihren hellleuchtenden Segeln, wie ungeheure Wassermeven hin. Beim dampfenden Punsche, den wir uns oben auf der offenen Platte, an der Glut des Steinkohlenfeuers, das den Schiffenden leuchtet, bereiteten, unterhielt uns der Wächter mit Scenen aus seinem schauerlich einsamen Leben. Einst hatte er, vom schweren Herbstschlafe gedrückt, die Sorge fürs nächtliche Feuer versäumt. In der stürmischen Nacht sieht ein englisches Schiff, indem es sich den gefahrvollsten Stellen des Sundes nähert, das Feuer, das ihm durch die Klippen und Strudel der engen Meeresstraße leiten soll, auf dem Thurme erlöschen. Der Capitain thut Nothschüsse, und wird nicht vernommen, das Feuer verglimmt immer mehr und will endlich ganz erlöschen. Da richtet

der entschloßne Britte seine Kugeln nach dem Leuchtthurme und erschüttert das alte feste Gemäuer. Darob erwacht denn auch der grausame Schläfer, eilt hinaus, den drohenden Feind zu suchen, und sieht sein Nachtfeuer erlöschen, das er glücklich noch schnell genug anzünden kann, um dem mit Sturm und Wogen kämpfenden Schiffe durch die Gefahr hindurch zu leuchten.

So lang uns Mond und Sterne glänzten, konnten wir den herrlichen Sitz da oben nicht verlassen. Unsers Krausens kräftige Punsch- und Zechlieder wurden aus voller Brust, mit heller Kehle fleißig angestimmt. Der alte Feuerthürmer, den wir uns gar wohl als einen alten würdigen Knappen des Königs von Thule denken konnten, stimmte, beseelt vom Punsche, der ihm wohl nie heißer entgegen duftete, recht tapfer mit ein. Er sang uns auch manches nordische Lied, das sicher aus alter reiner Quelle geflossen war, und noch Züge einer kräftigern Zeit und Menschheit treu aufbehielt. Auch die alte nordische Romanze, nach welcher Göthe seinen König von Thule gebildet, wußte er gut genug vorzubringen,

um daran das ehrwürdige Ahnenbild zu erkennen; wenn er gleich manchen einzelnen Vers eben so wenig verstehen mochte, als wir in seiner verderbten Mundart. Die Melodie selbst schien zu verrathen, daß sie dem Componisten jener neuern Romanze und andrer Götheschen Dichtungen nicht unbekannt geblieben ist.

Welch eine liebliche Ueberraschung brachte uns der aus dem Meere in leuchtendem Purpur heraufsteigende Morgen! Erst långst dem Meere wandernd, das herrliche Luft- und Lichtspiel am unabsehlichen Meereshimmel genießend. Dann landeinwårts, wo uns ein immer sanfter sich ins Land hinabneigender Fußsteig, in ein rundumschlossenes Thal führt, voll grüner Matten und köstlicher Båume und Stråucher im ersten frischen Grün, in deren Mitte die recht stattliche Wohnung eines behaglichen wohlhabenden Bauern anmuthig gelegen ist. Noch nie hat ein milder lieblicher Anblick mich so überrascht. Der tüchtige Bau des Hauses, aus starken, wohlübertheerten Baumstämmen, trug viel dazu bei, diesem kleinen lieblichen Thale, mitten in den Felsenmassen des

rundum starken Meeresufers, den angenehmsten Schweizercharakter zu geben. Die kernhafte blühende Familie des Eigenthümers vollendete das Gemählde. Wir hielten mit diesen guten Menschen ein frohes ländliches Mahl von frischer Milch und zartem Käse und allerlei Geräucherten, wobei der Jamaica Rum von jung und alt nicht geschont wurde.

Dann fuhren wir auf ungebahnten Wegen über sumpfige Felder von großen und kleinen Steinen ganz besäet, auf einem schmalen, niedrigen Leiterwagen, mit kleinen aber sehr kräftigen Pferden bespannt, auf Helsingborg zu. Lustiger als diese Fahrt hab ich nicht leicht etwas in meinem Leben gemacht. Ein schlanker rüstiger Bursche trieb mit einer langen Gerte die Pferde, im schnellsten Trott beianlaufend, unaufhörlich an; wir saßen auf einem, für den schmalen Wagen viel zu breiten, auf beiden Seiten weit überragenden Sitze, frei in der Luft. Bei jedem recht harten Stoße an die oft nicht zu vermeidenden hohen Steine flog der auf der entgegengesetzten Seite Sitzende mit einem Bogen zum Wagen hinaus, über seinen Nachbarn

weg. Mehrmalen fiel auch der ganze Wagen um, und ward wieder eben so schnell mit Einem Ruck aufgerichtet. Mehrere Stunden haben wir so mit Fallen und Aufspringen im Fluge zugebracht.

Eine kurze, angenehme Ueberfahrt auf einem kleinen Boote gewährte uns eine liebliche Ruhestunde. Mit Wehmuth richtete ich zum letztenmale den Blick auf das geliebte Vaterland, als mir die heimischen Meeresufer entwichen und wir endlich den dänischen Boden betraten. Welch ein auffallender Contrast in den beiden so nahen Nachbarsgeschlechtern! Die Ueberfahrt von England nach Frankreich gewährt ihn nicht stärker. Nur die kräftige Gestalt und Miene des norwegischen Matrosen, die sich von diesen dänischen Inselbewohnern so vortheilhaft unterscheiden, macht eine Art von Band zwischen den beiden Geschlechtern. Wie schwach und trübselig schleicht der Landmann hier gegen den hochaufgerichteten, fest auftretenden Schweden einher! wie kümmerlich seine unförmliche, verkrüppelte Gestalt, gegen die hohe schlanke Mannsgestalt des Nachbarn! In eine ganz andere Welt glaubt man sich versetzt.

Mit dem Anblicke des Landes verhält es sich umgekehrt. Seelands Boden ist von üppigerem, frischerem Grün bedeckt, welches es vielleicht, wie England, der niedrigen Lage und den häufigen Nebeln seiner Atmosphäre verdankt; schöne Bäume und anmuthige Holzungen schmücken das Land.

Gute Postpferde brachten uns auf der schönen übermäßig breiten Chaussee in wenigen Stunden hierher.

Die Stadt überrascht durch ihre herrliche Lage eben so sehr, als durch ihre Schönheit und Regelmäßigkeit. Freilich gilt dieses nur von einem Theile der Stadt, der ist aber auch so auffallend schön, und schließt so vieles von dem in sich, was den Reisenden besonders anzieht und interessirt, daß man den ältern und schlechtern Theil, den man aber nicht oft sehen darf, leicht darüber vergißt. Ein ansehnlicher, wohleingerichteter Gasthof auf dem schönsten Platze vollendet den guten Eindruck, den der Reisende sogleich von dieser Stadt empfängt.

Zweiter Brief.

Coppenhagen.

Ich finde hier bei den Einwohnern weit mehr zuvorkommende Gefälligkeit gegen Fremde, als ich selbst nach der vortheilhaftesten Beschreibung erwartete. Der Adel und höhere Bürgerstand sind beide ausnehmend artig und haben den besten, feinsten Ton. Jener sondert sich zwar in den Hauptmomenten des geselligen Lebens von dem Bürger gänzlich ab, und hält auf seine Formen und Prärogative. Daran thut er auch recht wohl. Was man einmal hält in diesem schwankenden Leben, muß man fest halten, und man erhält es nur dadurch, daß man recht fest daran hält. Das hat der hiesige Adel denn auch besonders sehr consequent, während der ganzen Zeit der französischen Revolution gethan. Nirgend soll sich mehr Neigung und Antheil für die ersten Vorschritte dersel-

ben gezeigt haben, als hier unter den Bürgern, und in den deutschen Provinzen auch unter den Landeigenthümern. Selbst unter dem jungen Adel waren viele warme Freunde und Verehrer der Assemblée constituante, auch wohl noch des Convents. Unter den Gelehrten noch mehrere eifrige Anhänger. Carl Friedrich Cramer, einer der angesehensten, oder doch am meisten von der Regierung favorisirten jungen Gelehrten, in welchem man noch das Andenken des Vaters ehrte und belohnte, erklärte sich sogar öffentlich und ohne die mindeste Vorsicht und Einschränkung für einen großen Freund der ersten Revolutionshelden, und ließ sich selbst durch ihre allgemein und überall anerkannte persönliche Immoralität nicht abhalten, sie öffentlich enthusiastisch zu preisen. Der damals regierende Minister, Graf von Bernstorf, (Vetter oder Neffe des vorhergegangenen sogenannten großen Bernstorfs), der den jungen sprudelnden Mann mit andern Mächtigen des Hofes und des Landes verzogen hatte, nahm das sehr übel und so hoch auf, daß er bei Gelegenheit der von Cramer angekündigten Uebersetzung der Schriften Pethions der deutschen Can-

zelei, unter welcher die Kieler Universität steht, bei der Cramer als Professor angestellt war, die Frage vorlegte: ob ein Gelehrter, der sich so über die französischen Revolutionsmänner öffentlich erklärt hätte, Lehrer einer deutschen Universität bleiben könne? Cramer ward zur Verantwortung gezogen und beging die neue Uebereilung oder Rodomontade, ganz ohne Noth schriftlich sein vollständiges, politisches Glaubensbekenntniß abzulegen, in welchem zum großen Aerger des christlichen Ministeriums Pethion neben Christus und andern Weltheilanden paradirte. Gerade so, wie früher der von gleichem Geiste getriebene Doctor Barth vor dem deutschen Reiche, bei einer geringen Veranlassung, ohne Noth mit seinem vollständigen christlichen, oder vielmehr unchristlichen Glaubensbekenntnisse hervortrat.

Cramers Entfernung von der Universität und dem Vaterlande, (wiewohl mit ziemlich ansehnlicher Pension), war die Folge jenes unklugen Schrittes, welcher den ehrlichen Enthusiasten dem Elende zuführte, in welchem er nach einem achtzehnjährigen meist unstäten, zwecklosen Umhertrei-

ben, in Paris ein Leben endete, welches, besser geleitet und angewandt, dem Vaterlande hätte ersprießlich werden können.

Mancher andere, der wohl nicht weniger eifrig und laut war als Cramer, aber in seinen öffentlichen Aeußerungen doch mehr Vor- und Umsicht beobachtet hatte, ward dadurch gewiß zurückgeschreckt. Die geheime Neigung wurzelte aber wohl in vielen nur desto tiefer, und die christliche dänische Regierung, die vielleicht die erklärteste Feindin der unchristlichen französischen Revolution war, wurde dadurch vorzüglich abgehalten, mit den erklärten Gegnern je gemeinschaftliche Sache zu machen. Auch liegt wohl wieder in jener Neigung der Nation zur Freiheit und Unabhängigkeit der Hauptgrund, daß die Regierung nicht leicht entschiedene kräftige Maaßregeln zur nähern Verbindung mit den Unterdrückern jener Revolution zu nehmen wagen darf; sondern sich immer so viel als möglich auf der schmalen Linie zwischen zwei entgegengesetzten Systemen zu erhalten suchen muß.

Wenn man hier die Stimmung und den Charakter der Nation näher kennen lernt, muß man

sich wundern, wie wenig beides von den Engländern erkannt worden ist. Hätten diese sie besser gekannt und zu benutzen gewußt, sie hätten nie solche gewaltsame Maaßregeln gegen die dänische Nation genommen, die alle ihnen zugewandte Herzen von ihnen abwenden mußten. Nie hätten sie ihre Besorgniß — wenn sie sie anders wirklich gehabt — so weit treiben können, zu glauben, daß Dännemark seine Flotte freiwillig an Frankreich ausliefern, oder auch nur für dieses gegen England anwenden würde. Ja selbst wenn der König und die Regierung — gegen ihren anerkannten Geist — es hätten wollen können, würden sie es doch nie, gegen die allgemein anerkannte Gesinnung des Volkes, haben wagen dürfen. Dieses würde ihnen auch sicher den Dienst versagt, und eher die Flotte selbst angezündet, als sie ausgeliefert haben. Die dänische Flotte war großentheils mit norwegischen Matrosen und Schiffsleuten aller Art besetzt, und das sind noch Männer des alten Nordens.

Ein fast ganz deutsches Ministerium, mitten in einer Nation, die die Deutschen noch immer

haßt und verachtet, und kein größeres Schimpfwort hat als: du Deutscher! das hatte wohl zeither alle Klugheit und Vorsicht nöthig, sich selbst zu erhalten. Diese ist aber auch von dem Augenblicke an, da es den königlichen Jüngling und Sohn des unglücklichen kranken Königs an seine Spitze stellte, mit großer Consequenz geübt worden. So gänzlich gelingen konnte dies indessen nur durch die große Einheit der Grundsätze und die totale Einigkeit der Mitglieder des Ministeriums untereinander. Die Minister sind alle eifrige, redliche Christen, die sich einander vertrauen und bei der größten Verschiedenheit der Charaktere und Fähigkeiten einander brüderlich halten und stützen, so überzeugt von der Nothwendigkeit, des angenommenen Systems, und von der noch größeren der vollkommnen Einigkeit untereinander, daß jeder Einzelne von ihnen lieber das erkannte Bessere für den Augenblick aufgiebt — als es zu einem gefährlichen Kampfe und Streit kommen läßt.

Man erzählt besonders von dem Finanzminister, Grafen von Schimmelmann — bei weitem der geistreichste und genialeste von Allen, Züge

der Verläugnung und Aufopferung seiner größern Ideen und Conceptionen, die von einem festen Character und einer sehr großen Güte des Herzens zeugen. Diese letzte scheint auch die Haupteigenschaft aller bisher dirigirenden Minister zu seyn; daher es auch vielleicht nirgend eine humanere Regierung giebt; und das bei der alten despotischen Staatsverfassung die irgend ein europäisches Reich hat! —

Der König scheint ihren Werth und die Nothwendigkeit ihrer Maaßregeln einzusehen und zu erkennen, und durch volles Vertrauen sie auch zu fördern und zu belohnen. Er hindert ihr gemeinsames Streben und Wirken nicht leicht durch eigenwilliges oder gar eigensinniges Anhalten der Zügel, obgleich sein Charakter sich dahin neigen soll. Deshalb ist er doch nichts weniger als unthätig. Er arbeitet sehr viel mit seinen Ministern, läßt sich alles von ihnen selbst vortragen, und bespricht und discutirt die wichtigsten Sachen so lange mit ihnen, bis er sich ganz davon unterrichtet und überzeugt hat. Das gänzliche Vertrauen, welches er zu einem Ministerium hat und haben muß,

das ihn von seiner zarten Jugend an so weise geleitet und ihm durch eine seltene Mäßigung und Consequenz in einer so langen Interimsregierung, Thron und Land gesichert, erleichtert es ihm natürlich sehr, ihre Ueberzeugung zu der seinigen zu machen; und so auch umgekehrt.

Wenn das Ministerium dem Könige in irgend etwas, auch wohl gegen seine Ueberzeugung, nachgeben muß: so ist es in der steten Vermehrung der Landmacht, die diesem Insellande so wenig ersprießliche Dienste gewährt, und nicht anders als zur Last fallen kann. Indeß es ist einmal die entschiedne Liebhaberei des Königs, und nach unsern modernen Begriffen immer noch die edelste Spielerei eines Fürsten. Das Schlimmste dabei pflegt nur immer die daraus folgende nächste Umgebung des Regenten zu seyn. Nach der nur zu gewöhnlichen Absonderung der militairischen Bildung, von der politischen, litterarischen, auch wohl im höhern Sinne, moralischen Bildung, ist es ein seltenes, fast unerhörtes Glück, wenn ein soldatischgesinnter Regent nicht von einseitigen, in Kenntniß und Uebersicht begränzten, rauhen Mili-

tairpersonen umgeben wird. Diese verwischen nicht nur in seinem Geiste und Gemüthe manche guten heilsamen Eindrücke, hindern das Aufkommen eigner besserer Ideen und Gefühle, und liberaler Tugenden und Gewohnheiten; sondern zerstören auch am Ende die große Einheit und Harmonie, die zum Heil des Ganzen nicht nur zwischen dem Regenten und dem Ministerio, sondern auch zwischen beiden und der Nation Statt haben sollte.*)

*) Diese damals geäußerte und niedergeschriebene Besorgniß hat sich leider nur zu bald bewahrheitet. Der König hat seinem Ministerio in der letzten Zeit sein altes Vertrauen entzogen und will jetzt allein herrschen. Die Bernstorfe, die freier und kräftiger als mancher andre, ihre eigne Ueberzeugung laut geäußert und behauptet, haben sich gänzlich zurückgezogen, und die Nation fürchtet, daß mehrere der trefflichsten Männer im Ministerio ihrem Beispiele folgen möchten. In dieser verhängnißvollen Zeit, wo so selten das Alte, Gute zu dauerndem Bestande fest genug gegründet ist, wo Steigen oder Fallen, Ambos oder Hammer seyn, überall so unvermeidlich ist, war's ein großes gewagtes Unternehmen, ein so allgemein geachtetes Ministerium, im Besitze des voll-

vollsten Vertrauens, zu schwächen, zurück zu setzen, gewissermaßen aufzulösen. Es kommt nun darauf an, ob ein ächt dänisches Ministerium sich in Weisheit und Kraft begründen, und durch die That bekräftigen wird, daß es der Leitung und Vorsorge seines alten großentheils deutschen Ministeriums nicht ferner bedürfe. Der erste große kühne Schritt ist freylich schon mislungen, durch des Schicksals Macht, jeder folgende wird schwerer durchzuführen werden, da die Wächter auf den Zinnen im Norden und Westen ihn sorgsamer beleuchten und verfolgen werden.

Dritter Brief.

Coppenhagen.

Wie das Mädchen den Knaben an äußerem Wachsthume und innerer Ausbildung stets voreilt, daher auch von den Gesetzgebern früher für mündig erklärt wird; so auch bei der ersten gesammten Volksbildung das ganze weibliche Geschlecht dem männlichen. Die Wahrheit dieser Bemerkung fällt nirgend mehr in die Augen als hier. Das weibliche Geschlecht ist hier dem männlichen gar sehr vorgeeilt. In allen Ständen findet man Weiber von seltner Fähigkeit und Ausbildung, ohne daß diese ihrem weiblichen Charakter und der zartesten Sittlichkeit im mindesten geschadet hätte. Aechte Zartheit und der feinste sittliche Ton ist vielmehr das unverkennbarste Abzeichen der hiesigen Frauen und jeder guten Gesellschaft, in welcher sie tonangebend herrschen. Man hört nicht nur

aus ihrem Munde nie eine Unfeinheit oder gar Frechheit; in ihrer Nähe wird sich auch sicher kein Mann, kein Jüngling herausnehmen etwas Unanständiges vorzubringen. Die geringste Zweideutigkeit, einer unanständigen Deutung fähig, würde ihn um alles Ansehen und Vertrauen bei den Weibern bringen. Dieses gilt vom höchsten Adel wie vom begüterten Bürgerstande; von jeder guten Gesellschaft, welches Standes sie auch seyn mag. Hie und da mag in der letzten Zeit wohl fremdes Blut und fremder Ton die einheimische bessere Natur und Weise etwas alterirt haben; ich, der ich mich an das mir längst bekannte Edle und Gute der hiesigen Gesellschaft halte, habe in diesem noch keinen merklichen Einfluß des Fremdartigen wahrgenommen.

Aus jener strengen Sittlichkeit wird mancher nur zu geneigt seyn, auf eine große Mittelmäßigkeit des Geistes und Verstandes zu schließen; er wird sich aber sehr irren. Es sind — der königlichen Familie hier nicht zu erwähnen, in welcher es Frauen giebt, die nicht nur jeden Thron verherrlichen, sondern auch jede interessante, geistrei-

che Gesellschaft heben und beglücken würden — in den Familien Bernstorf, Schimmelmann, Reventlow, Ranzau Frauen von eben so feinem Geiste, als schöner, selbst großer und gelehrter Ausbildung, mit denen ein geist- und kenntnißreicher Mann sich auf die mannichfachste, interessanteste Weise unterhalten kann. Nur was der freiere Gesellschaftston Spaßverstehen nennt, möchte ihnen vielleicht fehlen. Sie haben aber hier in der ersten Zeit der vorigen Regierung eine zu fürchterliche Zeit des Spaßes und Spaßverstehens gehabt, als daß das andre Extrem so leicht zu vermeiden gewesen seyn möchte.

Auch aus dem Bürgerstande wüßte ich mehrere Namen herzusetzen, die jenen bekannten Familiennamen zur Seite zu stehen verdienten, wenn ich nicht ihre achtungswerthe Bescheidenheit zu beleidigen fürchten müßte. Aechte Bürgertugend geht gerne still für sich einher.

Eine der hiesigen Frauen, die selbst schon lange ihren Namen gerne, auch öffentlich an jene Familiennamen reiht, darf ich nicht zu nennen scheuen;

sie und ihr ansehnliches, gastfreies Haus verdient auf mehr als eine Weise von Reisenden genannt zu werden. Es ist die Gemahlin des Conferenzraths Brun, eine geborne Münter, die sich als Dichterin und Schriftstellerin seit zwanzig bis dreißig Jahren bekannt gemacht hat, und in ihren Töchtern sehr liebenswürdige, mit jeder Kunst der Musen und Grazien vertraute Frauen erzogen hat. Nur selten wird man in irgend einer großen Stadt Mädchen von reichern Talenten und feinerer Kunstausbildung finden; kämen sie auch selbst aus der berühmten Erziehungsanstalt der Madame Campan zu St. Germain. In ihrer Gesellschaft findet man stets reizende Unterhaltung, wenn Kränklichkeit, Harthörigkeit und manche ungesellige Jugendangewohnheit der Mutter das freie Verkehr mit ihr erschweren. Doch gewährt der schneidende Contrast zwischen ihren höchst empfindsamen, poetischen Wesen und dem, absichtlich auf die entgegengesetzte äußerste Gränze getriebenen Wesen ihres Gemals nicht selten Scenen von der höchsten Bedeutung, Scenen, die einem humoristischen Dichter und Darsteller Ehre bringen würden. Dieser sonderbare Zusammenfluß von Eigenheiten

und Talenten, machen dieses große Haus ganz besonders zu einem Versammlungsplatze, auf welchem sich alles Fremde und Einheimische gern und häufig einfindet.

So sehr ich auch geneigt bin, die Eigenheiten und Schwachheiten von Autoren, zumal Dichtern, oder gar Dichterinnen so leicht zu nehmen, wie sie sich geben und bloß stellen; so habe ich doch nicht unterlassen können, mit Madame Brun über die Herausgabe der Jugendcorrespondenz zwischen Johannes Müller und seinem Frunde Bonstetten recht von Herzen zu zanken. Sie mochte darüber bisher nur überall Lob und Dank eingeerndtet haben, denn mein Tadel schien sie sehr zu befremden. Ich sprach ihn aber desto freier und bestimmter aus, da ich gewiß bin, daß der gute Müller selbst mit jener Herausgabe unzufrieden war, wenn man ihm gleich eine Art von Einwilligung dazu abgenöthigt hatte. — Was konnte man dem kindlichen Manne nicht alles abnöthigen! — Jene Einwilligung war auch, nach seinem eignen Ausdrucke, mehr ein Zurückhalten des Verbots des einmal Beschlossenen. Wirklich erschien

Müller in jenen Briefen zum erstenmale öffentlich in seiner moralischen Schwäche, so sehr man auch wähnen oder vorgeben mochte, daß sie zu seiner Ehre öffentlich erschienen. Zur Ehre des Empfängers jener Briefe mochten sie wohl gereichen sollen, zu Müllers Ehre wahrlich nicht; so willig auch viele Lobpreiser darin das seltne Musterbild eines jungen, nach einem löblichen Ziele strebenden Gelehrten fanden und anpriesen. Das persönliche Verhältniß zu seinem Correspondenten und dessen Gleichen erschien darin nur zu deutlich, wenn gleich manches zu kräftig Bezeichnende weggelassen seyn mochte, und es lag nur gar zu sehr am Tage, daß es nicht höhere geistige Eigenschaften seyn konnten, die einen Jüngling von Müllers Geist und Kenntnissen an seinen Jugendfreund fesselten. Die daraus hervorgehende Unruhe und Unentschlossenheit, welche dem armen Müller bis ans Ende seines Lebens nirgend den erwünschten Ruhepunct für sein Gemüth und Daseyn finden ließ, deckte die Schwäche seines Charakters zuerst auf und gab den mittelmäßigsten Menschen den Muth, sich immer näher und enger an ihn zu drängen, ihn zu umzingeln und ihm zuletzt alle Freiheit des

Sinnes und Geistes zu rauben; hat endlich nach seinem Tode auch einem stolzen Splitterrichter den Maaßstab dargeboten, ihn und sich selbst zu allerhöchstem Gewinn seiner eignen ansehnlich größern Höhe und Breite auszumessen.

H. v. B. hat übrigens hier lange als Hausfreund in dem Brunschen Hause gelebt, nachdem er, mit andern seines Gleichen, sein bedrängtes Vaterland zu einer Zeit verlassen hatte, in welcher diesem billig der letzte Blutstropfen jedes treuen Landeskindes angehört hätte. Während seines Aufenthalts im Brunschen Hause erschienen auch jene vertrauten Briefe, die er der Herausgeberin mittheilte, und er ist daher als der eigentliche Herausgeber davon anzusehen, wenn gleich Madame Brun den Namen dazu hergegeben; wie ehedem sein andrer ehrlicher Freund Matthisson, der eine zeitlang bei ihm lebte, die Hand zur Bekanntmachung schmeichelhafter Briefe von Ausländern und Deutschen freundlich herlieh, und selbst den eiteln Freund in Prosa und Versen höchlich pries.

Diesem mochte die ihm, in den Briefen von dem treuen Jugendfreunde, so oft bitter vorgehaltene Trägheit auch wohl noch in den spätern Jahren, im Hause der enthusiastischen Freundin beigewohnt haben; sonst würde er sich doch wohl der genauern Durchsicht jener Briefe vor der Bekanntmachung unterzogen und auch noch solche Stellen ausgestrichen haben, wie die S. 97. von der vollkommnen Glückseligkeit beider in der Grotte von M., auf der Reberde und auf dem Stroh zu Valieres, wohin des armen, an Genf und seine Nähe festgebannten, Müllers Sehnen und Treiben durch alle Jahre der Correspondenz hindurch unaufhörlich gerichtet ist; und weiter die Stelle von den fast aufgelösten Nerven, die wieder durch Glückseligkeit gestärkt werden sollen, von Müllers Genie, das im Schooße von B's. Freundschaft erwärmen soll, und S. 372. vom Zusammenschmiegen im Schooße der göttlichen Freundschaft und viele solche Schooßstellen und inbrünstige Umarmungen und Küsse.

Eines solchen geistvollen Jugendfreundes erscheint der gewählte Busenfreund am wenigsten

würdig in seiner Trägheit, seiner traurigen Muthlosigkeit, kleinlichen Sucht nach Würden, ohne das Rechte dazu thun zu wollen. M. macht ihm Vorwürfe, daß er Satyren schreibe, statt sich zu den Staatsämtern, nach denen er so gierig geizte, durch Fleiß und Studien geschickt zu machen; daß er das Griechische verschlafen, die Alten auch nicht einmal aus Uebersetzungen zu kennen suche; daß seine Unbeständigkeit gute Unternehmungen, zu denen jener ihn angeleitet, leichtsinnig aufgebe. Vergeblich treibt er ihn zum Studieren der Gesetze und des gemeinen Wesens an; er muß ihm rathen sein Lebelang nicht so durch unaufhörliche Intriguen zuzubringen, um Würden zu suchen, welche von tausend Umständen abhängen, und in welchen er aus Langerweile verschmachten würde; er wirft ihm vor, daß, obgleich er des großen Hallers Mitbürger und Freund war, er eine Rathsherrnkappe lieber wolle — als Thränen der Mitbürger auf sein Grab. Weil ihm das aber nicht gleich gelingt, versinkt er in Traurigkeit, welche das Herz frißt und den Geist erniedrigt. Aus dem Schooße des Wohlstandes und Wohllebens schreibt er seinem edlen Freunde von Abgrund, von

Foltern, von Meer der Verzweiflung, Abgrund von Unglück, Folter des Ennui's, von Höllenmartern und dergl. m. Sehr treffend sagt ihm der edle M. hierauf: „Ihr Zustand kommt daher, weil sie nicht wissen was sie wollen." Vergeblich schildert dieser ihm in den kräftigsten Zügen und Worten, wie er selbst im Fleiß, im Studium der Alten und der Edlern unter den Neuern, im Komponiren, im Vortrage der Geschichte an edle Jünglinge seine Glückseligkeit auch mitten in der Dürftigkeit finde, die ihn zwingt, in einer für ihn so oft langweiligen Gesellschaft von ein paar guten alten Leuten zu bleiben, die fast in allem, was ihm verehrungswürdig ist, von Cäsar bis Friedrich, von Tacitus bis zum Machiavel, so gar nicht mit ihm übereinstimmen, so gerne etwas anders aus ihm machen möchten, als wozu ihn die gütige Natur bestimmte. Weder Beispiel, noch Lehre, noch Rath, kann den jungen wollüstigen trägen Aristocraten zu edlem Entschluß und Wirken treiben. Er ist und bleibt sogar seinem enthusiastischen Freunde, der in die höchste Noth und Verzweiflung geräth, sobald eine Woche ohne Brief von seinem Busenfreunde verfließt, ein träger Correspondent und

Besorger der zu seinen Studien ihm nöthigen Hülfsmittel. Von Anfang bis zu Ende, durch alle sieben Jahre der Correspondenz, von 1773 bis 1779, geht die Klage darüber, zuletzt noch, daß M. sich alle vier Wochen ein paar Zeilen von seinem Freunde erbetteln müsse, daß er Monate lang, Jahre lang auf Bücher warten müsse, die ihm höchst nothwendig seyen, um die er oft so flehentlich bitte; er muß ihn bitten, ihm eine Uhr zu leihen, um seine Studien und Arbeiten ordentlich einrichten und halten zu können, die er nach Jahren endlich von einer gutherzigen alten Frau geschenkt erhält. Durch ganze Jahre hindurch gehen die vergeblichen Klagen über Mangel an Vermögen, um nur einen Monat in Uri zuzubringen, die Sitten der wichtigsten Schweizerlande für seine Geschichte kennen zu lernen. Fremde machen ihm das Herz vergeblich damit schwer, daß, wenn er nur zwei Louisd'or monatlich gewiß hätte, er in Rom leben könne; sein Schneider will ihm ein eignes Zimmer für drei Thaler monatlich verschaffen, wonach er so sehnlich verlangt; er ist aber gezwungen mit andern zu bleiben; er klagt über mancherlei Sorgen, welche aus Liebe zu den Wis-

senschaften, die Furcht, sich aus Noth von ihnen trennen zu müssen, verursacht würden. Während der eifrigen glücklichen Arbeit an seiner ersten Schweizergeschichte, in der sein Genie am glänzensten erscheint, läßt ihm sein Freund die fatale Sorge der Verhandlungen mit zähen Buchhändlern von Zürich, Basel, Bern, Genf, Berlin und Leipzig auf dem Halse, um einen Verleger zu finden; aber alle haben die Pressen schon auf länger als ein Jahr hinaus zu sehr beschäftigt, um seine Geschichte verlegen zu können, oder wollen ihn einer strengen Censur unterwerfen. Darüber, und aus Mangel an Subsistenz, für die er zu borgen anfangen muß, bleibt die Arbeit einige Jahre liegen, und M. muß sich zu Vorlesungen bequemen, um eine Professorstelle zu erringen. Eine französische Uebersetzung, die der Busenfreund unternommen und verheißen, kommt eben so wenig zu Stande, als die ihm angebotnen Materialien zu eigner Bearbeitung einer Epoche der Schweizergeschichte, benutzt werden, und der Wunsch des ächt griechischen Freundes, seinen Geliebten zu veredeln, bleibt auch von der Seite unerfüllt. In einigen aus den Briefen des Busenfreundes

angeführten Stellen erscheint vollends die ganze Verblendung des enthusiastischen Liebhabers. Der junge schweizerische Mann, der nur nach eitlen Würden und Rathsherrnstellen strebt, zeigt sich seinem edlen antiken Freunde, nach Art aller modernen, kleinlichen, egoistisch anstrebenden Aristokraten, als einen Freund der vollkommnen Gleichheit im Staate, welche jener mit allem Rechte eine fanatische Schimäre nennt; denn nirgend sey die Ungleichheit größer und choquanter als in den Popularständen. Von seinem Geiste zeugen einige angeführte Stellen eben nicht vortheilhafter. Er schreibt seinem Freunde: „avec un bon esprit on a beaucoup de peine à être bon homme;“ „Les études donnent des défauts au caractère.“ Worauf M. sehr wohl antwortet, er solle lieber sagen: „Beredte Sprecher idealischer Philosophie oder politischer Schimären machen Jünglingen die Welt, so sie viel anders finden, und diese Jünglinge der Welt, die sie nicht brauchen kann, unerträglich.“ Diesen edlen Denker und Forscher, der schon in seinen Jünglingsjahren fast unglaublich richtig und scharf Rousseau, Sulzer und andere Neuere beurtheilt, will er überall die

einseitigen glänzenden Ideen des Genfer Bürgers, und sogar in langen Tiraden das Studium Sulzerischer Regeln aufdringen. Dem höchst naiven, guten M. warnet er unaufhörlich seine Ruhmbegierde nicht zu bekennen. Welche gegenseitige Verblendung!

Sollte H. v. B. oder die gutherzige Herausgeberin wohl wirklich geglaubt haben, aufmerksame Leser würden dieses alles en faveur der anderweitigen enthusiastischen Lobeserhebungen, die M. seinem Busenfreunde, anfänglich über sein Genie und seiner Liebenswürdigkeit, zuletzt über einige empfangene Unterstützungen, schreibt, übersehen! oder sollten sie selbst in ihrem enthusiastischen Treiben das alles übersehen haben? Fast sollte man's glauben: denn Madame Brun spricht in der enthusiastischen Vorrede von Verbindung von edlen Jünglingen zum gemeinschaftlichen Fortschreiten zu einem unverrückten Ziele, von ernstem Studium, männlicher Ueberwindung aller Schwierigkeiten, festem Blicke auf Eines und tiefer gründlicher Gelehrsamkeit. Auf M. paßt das freilich alles sehr wohl; aber auf den

Busenfreund? Wo hat sich jener im Leben und in der Wissenschaft so gezeigt?

In der letzten unglücksschwangern Zeit hat H. v. B. sich wohl auch zum Geschichtschreiber aufschwingen wollen; in der Herausgabe der Verhandlungen des Rastadter Friedenscongresses,*) aber seinen Beruf dazu eben nicht bewährt. Das Ganze besteht aus einer bändereichen, unkritischen Compilation wichtiger und unwichtiger Actenstücke und aller damaligen öffentlichen Nachrichten, durch eine trockne, unvollständige Geschichtserzählung eingeleitet.

Herr Etatsrath von Eggers hat in seinen vielfachen Schriften seinen Beruf schon besser beurkundet, wenn gleich auch er in seinen bändereichen Werken nicht selten in den Fehler der Compilation, ohne hinlängliche kritische Sonderung, ver-

*) Geheime Geschichte der Rastadter Friedensverhandlungen in Verbindung mit den Staatshändeln dieser Zeit, von einem Schweizer, in 6 Theilen. Germanien 1799.

verfällt. Indeß bedauern es gewiß viele mit mir, daß sein ehemaliges Journal und seine Sammlung wichtiger Actenstücke zur Geschichte der französischen Revolution nicht fortgesetzt werden. Häusliche Unglücksfälle — er verlor eine achtungswerthe Frau, eine sehr ungleiche Schwester der Madame Brun, und griff zum zweitenmal in den großen Glückstopf. — Reisen, von denen wir auch zu lesen bekommen haben, und Anstellungen in wichtigen Staatsämtern haben ihn wahrscheinlich von jenen Fortsetzungen abgehalten.

Unter den hiesigen Gelehrten zeichnen sich übrigens besonders die beiden Theologen, Moldenhawer und Münter aus. Beide sehr gelehrte, und auch durch wichtige Reisen in südlichen Ländern kenntnißreiche Männer. Der erste erscheint in seinem thätigen akademischen Geschäftsleben auch als ein Mann von Charakter und großer Lebensklugheit; dahingegen der andre die Schwäche und Versatilität seines Vaters geerbt zu haben scheint, dessen Benehmen in der fürchterlichen Struenseeschen Catastrophe hier noch in gerechtem Abscheu ist, wenn er selbst sich gleich

in mehreren großen Häusern bis ans Ende zu erhalten wußte.

In desto besserem Andenken sind hier die edlen Namen Cramer (der Vater) und Klopstock. Diesen Dichter lernt man hier in vielen Stücken erst recht verstehen; nicht blos dadurch, daß man das Locale und die nähern Veranlassungen mancher seiner Dichtungen kennen lernt; sondern selbst das, was Iselin in einem Aufsatze, den er auf seinem Sterbebette dictirte, Klopstocks himmlische Hofetiquette, etwas hart benannte, erklärt sich hier aus der Lebensweise alter großer Häuser, in welchen Klopstock vertraulich lebte, und die eben so kräftig auf ihn gewirkt haben, als er später wieder auf sie zurück gewirkt haben mag.

Neuere, von der liberalen Regierung eben so großmüthig gehegte und gepflegte Dichter haben andre Wege eingeschlagen, und die Nation und ihre Landessprache mit humoristischen und genialischen Dichterwerken mancherlei Art und Kunst bereichert. Baggessen und Oehlenschläger zeichnen sich unter ihnen besonders aus. Die

empfindsamen Reisen und launigt beschreibenden, sentimentalen Gedichte des ersten haben auch die deutsche Litteratur mit humoristischen Werken bereichert. Man kann oft die Gewandheit und Kraft, welche Baggessen, der bei seinen Landsleuten ein Lieblingsdichter ist, auch in der deutschen Sprache, und besonders in seiner Parthenais erreicht, nicht genug bewundern. Oehlenschläger, dessen Genie für die Bühne, und vorzüglich für das Hochkomische, hier sehr geschätzt wird, hat sich auch in seinem Aladdin, einem Drama voll Witz und Laune, in der deutschen Sprache versucht und darin eine innige Bekanntschaft mit den Werken unserer Göthe, Wieland und Tiek gezeigt. Er war ehemals auf der hiesigen Bühne, wozu seine schöne männliche Gestalt und lebhafte Darstellungsgabe vorzüglich geeignet zu seyn scheint. Jetzt ist er, seit seiner Rückkehr von Reisen in Deutschland, Frankreich und Italien, als Professor bei der Universität angestellt, mit der Verbindlichkeit, ästhetische Vorlesungen zu halten.

Es sind wenige Regierungen Europas so liberal gesinnt und so freigebig in Unterstützung

junger Talente, als die dänische. Seit langer Zeit hat sie junge Gelehrte und Künstler aller Art in nicht geringer Anzahl auf langen Reisen großmüthig unterstützt, ja selbst zu einem längern, selbstgewählten Leben in Rom und Paris die nöthigen Hülfsmittel reichlich dargeboten. Wie in neuern Zeiten besonders Münter, Baggessen, Oehlenschläger, Bohrvadsen und andere häufig erfahren. Zu jeder Zeit hat sie durch diese Freigebigkeit Künstler wie Preißler, Jouel, Hoyer, Clemens u. v. a. für ihr Vaterland gewonnen. Wenn jene nicht eben so wohlthätig auf Gelehrte *) gewirkt; so liegt das wohl an einer etwas ängstlichen, beschränkten Ansicht, welche seit längerer Zeit hier in religiösen und mora-

*) Um den berühmten geistreichen Kunstlitterator Zoega, der lange in Rom lebte und nur zu früh dort starb, und um dessen nachgelassene Familie hat die dänische Regierung auch ein Verdienst, wie selten andre Regierungen sich zu erwerben wissen: sie versorgt die Kinder reichlich, läßt dem Sohne bis zum 25sten Jahre fünfhundert Thaler jährlich, und jeder Tochter zweihundert Thaler auf Lebenszeit.

lischen Gegenständen herrschend ist. Kantische und Fichtische Philosophie fand hier schon manches Bedenken und Hinderniß, und Schelling und Steffens erschreckte die Wächter Zions dergestalt, daß man letztern, dessen naturphilosophische Vorlesungen hier große Sensation machten, auf einen Ruf der preußischen Regierung hat nach Halle gehen lassen, und bei einem spätern Versuche ihn für Coppenhagen wieder zu gewinnen, durch mancherlei Vorschriften zu beschränken meynte, was sich denn wohl kein ächter Philosoph und am wenigsten ein Naturphilosoph gefallen lassen wird.

Vierter Brief.

Coppenhagen.

Die Lage von Coppenhagen, besonders nach der Seeseite hin, ist doch ganz ausnehmend schön. Der angenehme und reiche Anbau in Lustschlössern, großen und kleinen Landhäusern und ganzen anmuthigen, zum Theil wohlhabenden Dörfern, die alle von den Einwohnern Coppenhagens aus allen Ständen, den Sommer über, von Mitte Junius bis Mitte September, zahlreich bewohnt werden, trägt vieles zu ihrem Reitze bei. Die schönen bequemen Chausseen, nach allen Seiten des Landes hin, deren unverhältnißmäßige Breite aber wohl von dem Unwerthe des Erdreichs und den wohlfeilen Händen zeugt, erleichtern die Verbindung aller dieser Lustorte mit der Stadt, und machen es selbst Geschäftsleuten, die täglich in der Stadt seyn müssen, und Fremden, die auf

dem Lande keine Wohnung haben können, möglich, täglich von Landpartieen zu vortheilen, wenn sie auch gleich bisweilen zwei bis drei Meilen von der Stadt entfernt sind. Die weise Verachtung des äußern großen Luxus läßt die Einwohner aller Stände, auch ohne Bedenken von den gewöhnlichsten Fuhrwerken der Stadt und der Dörfer Gebrauch machen, und so ist nicht leicht ein ordentlicher Bürger arm genug, um sich von der allgemein genossenen Landlust ausschließen zu müssen.

Daß man aber nicht bessere und zahlreichere Veranstaltungen hier findet, das herrliche Wasser zu angenehmen Lustfahrten zu benutzen, fällt einem Fremden auf. Selten sieht man Wasserpartieen, und fast nie mit bequemer, gefälliger Einrichtung. Nur außerordentliche Vorfälle im Hafen und auf den Schiffswerften, geben zuweilen Veranlassung zu Feten auf Kriegs- und andern großen Schiffen.

Wer die Vortrefflichkeit der dänischen Flotte und die ganz einzig reiche und zweckmäßige Ein-

richtung der Holme und ihrer Schiffsmagazine ehedem hier, wie ich, gekannt und bewundert, kann den Schmerz und die Indignation der edlen patriotischen Dänen über den unersetzlichen Verlust und die harte — wenn gleich im großen alten Styl genommne und ausgeführte — Maasregel der Engländer vollauf theilen.

Auch der Verlust des Königlichen Residenzschlosses, mit seinem herrlichen, in seiner Art einzigen Rittersaale, und seinen Marschställen voll marmorner Säulen und Krippen, erregt mir eine höchst unangenehme Empfindung.

Indeß bleiben für den aufmerksamen Reisenden immer noch genug würdige Gegenstände der Betrachtung und Bewunderung hier übrig. Schon das Aeußere, der zum Theil schön gebaueten Stadt, ihre großen Plätze; der schöne Hafen, die Canäle, die die Stadt durchschneiden, und vor allem der herrliche wahrhaft Königliche Platz auf Amalienburg mit der schönen Equester-Statue Friedrichs des Fünften, der von dem hohen herrlichen Pferde, das ihn fast verdunkelt, in die weite See hinausblickt.

Die zweckmäßig eingerichtete Kunstakademie für Künstler und Handwerker, auch auswärts durch ihre trefflichen Lehrer und Vorsteher, ihre Preißler, Abilgaard, Juel, Hoyer und andre braven Künstler mehr, längst rühmlich bekannt; Königliche und Privat-Kunstsammlungen; die Porcelanmanufactur, die sehr gute zum Theil schöne Arbeiten um billige Preise liefert, welches in diesem theuern Lande, und in der noch viel theureren Hauptstadt eine sehr weise Oekonomie in der Anlage und Verwaltung voraussetzt; die Königlichen Lustschlösser, wenn gleich nicht alle Muster der Baukunst, doch durch ehrwürdige Massen, nicht selten auch durch schöne Architectur und immer durch ihre herrliche Umgebung merkwürdig und interessant. Diese hat wohl hier, so wie auch bei den Landhäusern der Minister und andern reichen Privatpersonen, die schöne Gartenkunst vernachlässigen lassen. Die meisten Gärten sind in dem alten steifen französischen und holländischen Geschmacke angelegt, und auch in diesem verrathen sie nicht einmal besondre Kunst und Sorgfalt. Doch was bedürfen auch Lustorte wie Friedrichsberg, Marienlust, See-

lust und Hellebeck künstliche Gartenanlagen, da sie recht schwelgerisch mitten in der schönsten reichsten Natur gelagert sind. An manchem andern schönen Flecke dieses anmuthigen reichen Landes, wünschte man die künstlichen, geschmacklosen Anlagen oft weit weg.

Indessen scheint es doch bemerkenswerth, daß diese seeländische Natur, die in ihrem üppigen grünen Boden, im hügelichen Terrain, in schönen Bäumen und in der herrlichen Küstenlage so manches Aehnliche mit der englischen Natur hat, nicht auch hier auf eine nationelle Benützung und Pflege des Locals geführt hat, worauf doch eigentlich die ganze englische Gartenkunst begründet ist. Wenn Herr von Ramdohr diese schillt, so beweist das wohl nur, daß er nicht in England war und den englischen Garten und Park nur nach einseitigen, verfehlten, an unschicklichen Orten hin verpflanzte englische Anlagen beurtheilt. Dieser feinnasige Schöngeist ist hier nicht im besten Geruch. Man hat ihm sein Werk über Dänemark sehr übel genommen, vorzüglich wohl der Art wegen, mit der er die Dänen, die sich, wie

alle Völker, von neuer Cultur auf einem hohen Grade der Ausbildung fühlen, wie gute Knaben und Mägdlein vor sich hinstellt, um an ihnen ein Exempel zu statuiren; ihnen erst seine Theorieen vorträgt „über guten Ton, feinen Ton, ton bourgeois, und über das Verhältniß dieser Dinge zur geselligen Unterhaltung und Liebenswürdigkeit;*)“ über die Absonderung der Stän-

*) Dieses alles macht wirklich nur die Ueberschrift eines Capitels, in den sehr charakteristischen Studien zur Kenntniß der schönen Natur, der schönen Künste der Sitten und der Staatsverfassung auf einer Reise nach Dännemark, von Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr aus Hoya. Man hat aus diesen Briefen des Nordländers mehrere umständliche Beschreibungen von den Sehenswürdigkeiten Coppenhagens mit Absicht weggelassen, weil diese in den obengedachten Studien mit großer Genauigkeit und Ausführlichkeit beschrieben sind, und auch in der ältern Beschreibung der königlichen dänischen Residenzstadt Coppenhagen und der königlichen Landschlösser, durch E. C. Hauber, nachgelesen werden können.

de im geselligen Leben; über Gartenkunst; über gesellige Liebenswürdigkeit und die Kunst der schönen geselligen Unterhaltung; dann ihnen in wohlgemeinten Nutzanwendungen begreiflich zu machen sucht, daß es dem Ganzen ihres geselligen Betragens an dem Firnis, an dem äußern Anstrich, an den Formen fehlt; daß sie es im Durchschnitt in der Kunst der schönen geselligen Unterhaltung bis jetzt nicht sehr weit gebracht, daß der Regel nach das Spiel die gewöhnliche Resource aller ihrer Gesellschaften ausmacht, daß in ihrem Gespräche eine gewaltige Leere herscht; Talente und Kenntnisse noch isolirt stehen und nicht im geselligen Handel und Wandel kommen; daß man, ohne die Besorgniß lächerlich zu werden, in gemischten Zirkeln noch kein Gespräch auf die Bahn bringen darf, das einen mit Kenntnissen genährten und zu einigem Nachdenken über die allgemeinern Verhältnisse der Gegenstände des gemeinen Lebens gewöhnten Geist voraussetzte; daß noch so wenig Damen für eine so große Stadt hier sind, die am Ende ihrer Schönheit und Jugend dadurch eine Rolle in der Welt zu behaupten suchen, daß sie Talente, Kenntnisse und Geist beschützen, und

Personen, welche darauf Anspruch haben, in ihren geselligen Kreisen um sich herum vereinigen. Er findet sogar nicht in Coppenhagen, was an andern Orten zuweilen der gesunde Verstand, viel häufiger aber Ignoranz und Neid bureau d'esprit nennt; bei den Diners der Minister haben Gelehrte und Männer von Talent und Geist noch nicht das freie laute Wort u. s. w.

Ich kann dagegen nur dankbar vorbringen, daß ich wieder einen der angenehmsten reichhaltigsten Monate meines Lebens in Coppenhagen und seiner schönen Umgebung verlebte, und daß es mir in der Welt nie wohler ward, als in dem Kreise der edelsten Frauen und Männer dieser in jedem Betrachte reichen und interessanten Stadt.

Ein Fremder findet hier auch sehr mannichfache Unterhaltung in den wohleingerichteten, zahlreichen Clubbs, an denen auch wohl Damen Antheil nehmen; weniger wohl im Theater, das noch nicht die hohe Kunstbildung hat, und nicht glänzend genug in der äußern Darstellung ist, um auch Fremde, welche die Sprache des Lan-

des nicht hinlänglich kennen, um das Nationelle in den Stücken ganz zu verstehen und zu sontiren, durch übereinstimmende schöne Kunstdarstellung unterhalten zu können. Ihre Operetten haben das Verdienst, gefälligen Gesang unter dem Volke zu verbreiten. Die Dänen sollen nicht nur reich an zarten und bedeutenden Nationalmelodien seyn; ächte deutsche Künstler wie Schulz, Kunze u. a. haben den Nationalgesang auch durch Volksmäßige Melodieen bereichert.

Was den Dänen am wenigsten zu verzeihen seyn möchte, ist: daß sie die ächt komischen Schauspiele ihres trefflichen Holbergs nicht öfter und besser darstellen. Aus dem Leben dieses edlen Dänen hab' ich hier manche mir noch unbekannte Anecdote gehört, deren eine für die damalige Zeit zu charakteristisch ist, um sie nicht noch zum Schlusse dieses langen Briefes herzusetzen.

Holberg errichtete ganz aus eigenem Vermögen die zu ihrer Zeit große, stattliche Ritteracademie zu Soroe, und wünschte sich, in seinem patriotischen Eifer, die hohe Ehre, daß der König

und Hof das Einweihungsfest derselben mit seiner hohen Gegenwart verherrlichen möchten. Es geschah. Alles ward auf Kosten des Edlen zum Empfange des Hofes aufs prächtigste eingerichtet, die Mittagstafel war servirt, als die große bedenkliche Frage aufgeworfen wurde, ob auch wohl der Herr von Holberg, der nicht vom höchsten Adel war, auch keine hohe Hof- und Staatscharge und dergleichen Titel besaß, mit Sr. Majestät und dem Hofe an einer Tafel essen dürfe? Sie ward ernstlich debatirt, und endlich weislich entschieden: es sey nicht möglich. Der edle Wirth war auch wirklich genöthigt, seinen Eßsaal zu verlassen und in seinem Seitenkämmerlein, in einem kleinen Nebenhause, das noch da steht, einen kleinen Tisch für sich allein decken zu lassen, wo er dann ganz ungestört über die Herrlichkeit und Eitelkeit der Welt philisophische Betrachtungen anstellen konnte.

Fünfter Brief.

Memel.

Wie froh war ich, als eine nicht unwichtige Sendung mich nach Memel führte! Das Herz noch voll der schönsten Hoffnungen für unser von innen und außen bedrängtes, bestürmtes Vaterland. Voll Vertrauen, daß auch das eisenfesteste Gemüth der ehernen Nothwendigkeit endlich nachgeben müßte und das einzig Gute und Mögliche für den Moment, vor dem Idealen, Heroischen, dem weder Boden noch Himmel zusagen wollte, Platz gewinnen würde.

Wie wurde mein Vertrauen, meine Hoffnung durch den guten, rechtlichen König, der hier die Sünden und Schulden seiner Vorfahren zu büßen hat, nicht noch gehoben und gestärkt! Alles gab mir die Ueberzeugung, daß es nur an den

Aus-

Ausübern seines Willens gelegen, daß das alte gute Verhältniß nicht längst und noch zu rechter Zeit hergestellt wurde. Aber die Schale des Unglücks sollte ganz über dies edle Haus ausgegossen werden, damit ein ganz neues Reich und Wesen begönne. —

Der einfache humane Charakter dieses Regenten und seiner ganzen Familie, die herrlichen, schönen königlichen Frauen und ihre reitzende weibliche Umgebung, die hier alle ein zwangloses, rein geselliges, fast möcht' ich sagen: wahrhaft rein-populäres Leben leben, und so ihre Tugenden und Annehmlichkeiten freier entwickeln können, und mehr als vielleicht je königliche Personen die Probe bestehen, daß sie auch im Privatstande höchst achtungs- und liebenswerth gewesen wären; dazu die wichtigsten und liebenswürdigsten Männer aus dem Ministerio und dem diplomatischen Corps, die angesehensten, gebildesten Civilbeamten, viele interessante Frauen und Männer aus Berlin, Königsberg und Danzig — das alles macht hier das Leben reichhaltig und unterhaltend. Es drängt sich auch vielleicht eben

das Beste aus der ganzen preußischen Monarchie hier zusammen und man verlebt gesellige Tage und Abende, wie man in Memel selbst wohl nie geahndet hätte. Denn eine kleinlichere Handelsstadt als Memel giebt es wohl nicht leicht in der Welt; ich stelle mir selbst die so verschrieenen, amerikanischen kleinern Handelsstädte als großartig und lieberal dagegen vor.

In einer Stadt, wo recht viele große Kaufleute leben, die sehr wichtige Geschäfte mit England und den Hanseestädten machen — besonders seitdem ein denkender, patriotischer Kaufmann, der aus Danzig hergezogen seyn soll, auf die eigne Verarbeitung des Schiffbauholzes, welches den Engländern sonst roh zugeführt wurde, gedacht hat — in einer Gränzstadt zu einem weniger cultivirten Lande, und die der fruchtbarsten und reichsten preußischen Provinz, Lithauen zunächst liegt, findet man doch auch keine Spur von feiner, höherer Cultur. Kein Buchladen, kein feiner Kunstladen, ja nicht einmal ein ordentlicher Putzladen, keine hohe Schule, keine Zeichenschule, keine Singeschule, kein Theater, kein Concert,

keine gute Lesegesellschaft, kein wohleingerichteter Clubb, ja selbst kein hinlängliches Personal auch nur Privatvergnügungen feinerer Art veranstalten zu können. Essen und trinken, und wieder trinken und essen, darauf läuft die ganze Glückseligkeit und Bildung dieses wohlhabenden, zum Theil recht reichen, Publikums hinaus.

Es hat mir oft recht wehe gethan, daß ein so lieberaler Hof gerade in einem solchen Publikum den Bürgerstand näher kennen lernen mußte, den er so selten Gelegenheit hat in der Nähe zu sehen, und dessen genauere Bekanntschaft von seiner besseren, das Staats- und Menschenwohl begründenden und fördernden Seite einem so humanen Hofe gewiß interessant und wohlthätig seyn mußte.

Auch in den reichsten Häusern findet man keine Bücher- und Kunstsammlungen, wie man sie da erwarten sollte. Nach langem Herumfragen bei Buchbindern, die aber nur Stammbücher und Kalender feil hatten; auf der Post, die sich nur mit politischen Zeitungen und Journalen be-

faßt, für den Norden, wodurch es das erste Postamt im Königreiche wird, dessen Postmeister sich auf zehn bis zwölf tausend Thaler jährlich stehen soll; bei Civilisten und Kaufleuten, unter denen es viele fromme Sectirer giebt, die nur die ihnen zusprechenden Schriften suchen und kommen lassen — fand ich endlich einen königlichen Civilbeamten aus, von dem es hieße, er besitze eine große ansehnliche Bibliothek aus allen Fächern. Ich eilte zu ihm hin, fand einen lieben, alten freundlichen Mann an ihm mit der vollkommensten Miene und Farbe eines gründlichen bon vivant. Auf meine Anfrage und Klage über Büchernoth, bot er mir gleich Bücher aus allen Fächern an und führte mich zu einigen schmalen Bücherschränken voll alter unansehnlicher Bücher. Das beste und neueste, so er besitze, wolle er mir gerne mittheilen, ich solle nur die Fächer nennen, aus denen ich am liebsten läse. Ich nannte Literatur und Reisebeschreibungen, und er suchte sogleich die funfzig- bis sechszigjährigen berlinischen Litteratur-Briefe und die noch ältern Reisen Labats als die interessantesten Werke seiner Bibliothek hervor. Es war lustig genug, daß

dieser Ehrenmann hier am Ende der deutschen Welt, der alles Lesenswerthe, was die deutsche Litteratur besitzt, seit den Jahren seiner Erziehung in Deutschland, gelesen zu haben glaubt, einem unersättlichen Leser gerade ein paar alte Werke vorzugsweise empfahl, die er noch nicht gelesen hatte. So nahm ich denn auch wirklich einige Bände der Litteraturbriefe mit, und es gereute mich nicht; bald schickte ich auch nach mehreren. Aufsätze, in denen Lessings und Mendelsohns Geist lebt, haben auch jetzt noch immer Interesse genug, wenn gleich die meisten Gegenstände, die sie betreffen, ihr Interesse längst verloren haben.

Nicht einmal schöne Gärten und Landhäuser, wozu die angenehme Lage am curischen Haff und die Nähe der See doch einladen sollte, hat Memel. Ein kleines Gehölz bei Tauerlacken, fast eine Stunde von der Stadt, ist ihr einziger Lustort, wohin alles, was Pferde und Wagen hat, oder solche bezahlen kann, nachmittags hinausreitet und fährt, um unter den Bäumen im Freien Kaffee und Bier zu trinken. Weiter reicht selbst die Industrie des einzigen kleinen Gastwirths

nicht. Auch wird hier nicht einmal die so gewöhnliche Lust der Feldmusik zur Belebung der Volksscenen hinzugethan. Russisches Militär belebt das Gehölz zuweilen mit seinen ganz eignen Chorgesang, wobei zehn bis zwölf Stimmen den Hauptaccord des Stücks recht rein aushalten, und eine Stimme meistens durch die Fistel mit durchdringenden Pfeifen durchwebt, die nationale Melodie mit lebhaften Gebehrden absingt. Ich habe mehreremale in musikalischen Büchern gelesen, daß alle russische Melodien in der Moltonart einhergingen; das hab' ich aber an diesen Regimentssängern und auch schon früher an dem Chorgesange auf einer russischen Flotte nicht erlebt. Die meisten Melodieen gingen ganz lustig in der Durtonart, selten erschien eine in der Moltonart. Ich machte einen berühmten Tonkünstler, den ich hier im Gefolge des Hofes fand, darauf aufmerksam, und er versicherte dadurch auch zum erstenmale an jener vorgefaßten Meinung irre gemacht worden zu seyn.

Was mich da draußen am meisten interessirte, war die überaus kräftige Vegetation; ich habe

Gräser und Feldblumen aller Art nie in solcher Ueppigkeit und Stärke und mit so kräftigen glühenden Farben gesehen. Wahrscheinlich trägt dazu die Schnelligkeit des Wuchses und der rasche Uebergang vom Winter zum Sommer vieles bei. In zwei bis drei Monaten muß hier alles vom Keim bis zur Erndte erzielt und vollendet seyn, und wenn der Junius noch bittre Nachtfröste hat, glüht die Hitze des Julius und Augusts wie unter der Linie, worauf im September schon wieder Nachtfröste auch wohl Schneegestöber folgen.

Die königliche Familie besucht das anmuthige Gehölz auch sehr oft, um da auf einem schönen grünen Platze Thee zu trinken, und genießt die ländliche Lust mit einer Heiterkeit und Unbefangenheit, die nur reinen Gemüthern auch im Unglücke zu Theil werden kann. Bei der völlig zwanglosen Lebensweise des Hofes, giebt es hier auch manche naive Scenen mit dem Volke. So ging die Königin an einem heißen Morgen, in einem einfachen Morgenanzuge in der Lindenalle, einer ganz anmuthigen Straße, welche ihre Kinder und

Hofdamen bewohnen, allein auf und ab. Eine der reichen Kaufmannsfrauen, in deren Häusern jene wohnten, schickte bald einen kleinen Tisch und mehrere Körbe voll schöner Früchte hinaus, und die Königin setzte sich dazu nieder. Bald darauf kommt ein littauischer Bauer und langt sich einige Kirschen zur Probe aus den Körben. Der Königin gefällt die Naivität, und sie giebt ihm eine handvoll davon. Diese verzehrt die ehrliche Haut ganz gemächlich, immer dicht vor seiner Königin stehend, und als er damit fertig ist, frägt er, was er dafür schuldig sey? Er hatte die Königin für eine schöne Obsthändlerin angesehen.

Der Hof scheint mit dem Aufenthalte in Memel zufrieden zu seyn. Die reichen Einwohner wissen das Glück, ihn zu besitzen, zu schätzen, und thun auch alles, was in ihren Kräften steht, sich dem Hofe so angenehm als möglich zu machen. Der König und die Königin besuchen ihre Häuser und Gärten oft, und wohnen in einem ansehnlichen, am Wasser schön gelegnen Kaufmannshause, in dessen Hofe, und selbst vor

dessen Thüre sie oft im Angesichte der Vorübergehenden und rundumstehenden Menge die Abendtafel halten, dessen Eigenthümer sich auch beide als feine gebildete Menschen auszeichnen. Die Menge wogt vor diesem Hause von Morgens bis Abends stets auf und ab; nur Ein Unglücklicher weicht weder Tag noch Nacht von der Stelle. Der unglückliche Engländer Rumbold, der, nach seiner Aufhebung bei Hamburg, dem Könige von Preußen seine wieder erhaltne Freiheit verdankte, und seitdem zu seinem viel größeren Unglücke der schönen bezaubernden Königin überall folgte, steht da von Morgens bis tief in die Nacht vor dem Hause, unverwand nach den Fenster der Königin blickend. Ja, als sie die Reise nach Tilsit machen mußte, folgte er ihr sogar dorthin, und gedachte auf einem freien Platze unter den Fenstern der Königin in seinem Wagen zu bivuaquiren, weil er nirgends unterkommen konnte. Nur ein ausdrücklicher Befehl konnte ihn von dem Platze und aus dem Orte entfernen. Wäre er, dessen unsinnige, unglückliche Leidenschaft jedermann kannte, die ihn auch bereits ins Grab gebracht, indessen nur der ein=

zige Unverschämte gewesen, der hinzudrängend gefolgt wäre! — Doch! der unglückliche Friede ist geschlossen, und wehe dem, der durch unnütze laute Critik das Herz der edlen Unglücklichen noch kränken möchte! —

Sechster Brief.

Königsberg.

Es ist nicht leicht über diese Stadt und ihre Einwohner im Allgemeinen etwas Befriedigendes zu sagen. Hauptstadt eines Königreichs, jetzt auch Residenz des Hofes, Handelsstadt, Universität, Hauptsitz der Regierung, des Gouvernements und Adels, Militairplatz einer ansehnlichen Garnison — Alles dieses giebt ihrem Charakter eine so sonderbare Mischung, ihren Gesellschaften und dem Tone derselbe eine so mannichfache Stimmung, daß man oft an ihr irre wird, und fast jedes allgemeine Urtheil wohlbedächtig zurückhalten muß.

Der erste Eindruck ist für den Fremden durchaus nicht vortheilhaft. Von welcher Seite man auch zu Lande komme, hat man ein dürftiges, sandiges Land, von armseliger Cultur, mehrere

Meilen lang zu passiren, das jetzt durch die Gräuel des Krieges bis zur widrigsten Scheußlichkeit gesteigert ist. Gott! wie haben Feinde und Freunde in dem armen Lande gehauset! Nicht ohne Schaudern kann man das allgemeine Elend des Landes ansehen. Abgebrannte, abgetragne, zerstörte, verlassene Dörfer, Meiereien und Hütten, unbestellte Aecker, ruinirte Holzungen, gänzlicher Viehmangel, Hunger, Krankheit und Blöße auf den Gesichtern und Leibern der herumwankenden lebenden Leichen. — Doch das haben die wackern Preußen, die gewiß nicht so viehisch und verächtlich sind, wie ein frecher v. C. sie neuerlich geschildert hat, das haben sie seit der Zeit, da deutsche Ritter ihnen Cultur und Christenthum mit Gewalt aufzwangen, oft erlebt, und haben es mit ihrem Fleiße und kräftigen Charakter immer wieder überwunden; sie werden es hoffentlich auch diesmal noch überwinden. Der Hof ermangelt auch nicht, nach Möglichkeit solche Anstalten zu treffen, die dem Landmanne wieder Zeit und Muth verschaffen, zu Kräften zu gelangen, wenn gleich der handelnde und speculirende Theil der Nation sich dadurch beeinträchtigt fühlt und über ein aus

adlichen Gutsbsitzern componirtes Ministerium schreiet.

Das Aeußere der Stadt ist eben so wenig einnehmend beim ersten Anblick. Unregelmäßige Bauart, lange schmale Vorstädte, von Ackerfeldern unterbrochen, die der Stadt fast den Umfang von Berlin geben; schlechtes Steinpflaster und Nivellement der Straßen im Innern der Stadt selbst, schlechte Beleuchtung, schlechte Gasthöfe — das ist das erste, welches dem Reisenden auffallen muß. Wer daher Königsberg verläßt, ohne Familienbekanntschaften gemacht, und ohne die entlegenere Wasserseite der Stadt kennen gelernt zu haben, muß eine schlechte Idee davon mitnehmen.

Die Wasserseite bietet einen angenehmen Anblick dar, und die Veranstaltungen für die Schifffarth und das Treiben des Handels belebt den Theil der Stadt auf eine erfreuliche Weise. Wiewohl alles jetzige gar nicht mit dem alten Gewerbe und Wohlstande zu vergleichen seyn soll. Auch hier, so angenehm die Ufer des Pregels auch sind, findet man fast gar keine Veranstaltungen zu ge-

sellschaftlichen Wasserpartheieen. Man macht am sandigen Ufer lang die Promenaden nach hübsch gelegenen Gütern und Lustörtern zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß. Im Winter, wenn die Natur erstarrt ist, sollen sehr häufige Schlittenpartheieen die Gegend beleben; pohlnische Pferde, die man hier häufig hat, wetteifern dann im schnellen Trabe, mit dem man jede Meile in weniger als einer halben Stunde zurücklegt, und nicht selten, auf dem gefrornen Flusse und Haff, mit einmal untergelegten Pferden, die Fahrt nach Elbing, auch wohl bis Danzig in Einem Tage macht, obgleich dies letzte über zwanzig Meilen von Königsberg entfernt ist. Armer Nordländer! der erst im Kampfe mit der harten Natur den Antrieb zur Vorsorge für Lust und Genuß fühlt!

Doch haben die Königsberger jetzt aber auch für eine feinere höhere Lust auf eine erfreuliche Art gesorgt. Obgleich sie ein ziemlich großes, massives, aber doch finstres und unangenehmes Schauspielhaus hatten, haben sie, mitten auf einem großen freien Platze, der sonst nur den militärischen Uebungen gewidmet war, ein recht schö-

nes neues Theater erbaut, in welchem der denkende geschickte Baumeister, zur Vervollkommnung der Beleuchtung und des Schalls, alles angewandt hat, was die alten und neuen Theater Gutes hatten und darboten, und was sich mit der jetzigen Schauspielkunst und mit dem nordischen Clima nur irgend ohne Zwang und Affectation vereinigen ließ. Es ist seiner Vollendung nahe, und muß, wenn die unberechbaren Zufälligkeiten bei jedem solchen Baue nicht gegen alle Erwartung Stöhrung bringen, einen ganz vorzüglichen, der Nachahmung würdigen, Schauplatz gewähren. *)

---

*) Der brave Baumeister, Kriegsrath Müller in Königsberg, hatte die Freude und die Ehre an seinem Kunstwerke den vollkommensten Erfolg zu erleben. Doch gleich nach den ersten Vorstellungen verschworen sich feindliche Elemente oder Geister dagegen: das Haus ging am hellen Mittage, nur eben von den Arbeitern verlassen, mit allen seinen innern Schätzen in Einer Stunde im Feuer auf! Die Stadt und der Baumeister haben den rühmlichen Muth gehabt, es noch einmal nach denselben Grundsätzen zu erbauen, und

Was nun die Gesellschaft betrifft, so muß ein Fremder, der nicht sehr mannichfaltige Addressen für verschiedene Stände mitbringt, sich nothwendig eine Zeitlang hier aufhalten, wenn er nicht die Stadt unbefriedigt verlassen will. Eine große wohleingerichtete Resource in einem angenehmen geräumigen Locale bietet ihm zwar die Veranlassung dar, mancherlei Bekanntschaften zu machen; dadurch wird er aber nur mit einzelnen Männern und nicht mit der Seele der Häuser bekannt. Bringt er nur Addressen an Handlungshäuser mit, die hier zum großen Theil auch aus jüdischen Häu-

---

es soll wieder zur Freude aller Kenner vollkommen gelungen seyn. Doch nun verschwören sich von Vorurtheil und Gewohnheit verkrüppelte Schauspieler dagegen, und verschreien die geschlossenen Seitenwände und Decken und die ihren willkührlichen Gebräuchen weniger zusagenden feststehenden Aus- und Eingänge als unvertragbar mit der modernen Schauspielkunst. Hoffentlich lassen sich aber Vorsteher und Baumeister dadurch und durch die Theilnahme des vornehmen und gemeinen Pöbels nicht irre machen und vollführen ihr rühmliches Werk.

Häusern bestehen: so muß ihm das Glück wohl wollen, wenn er gerade mit einigen gebildeten Familien bekannt wird, deren Ton und Lebensweise jeder großen Handelsstadt Ehre machen würde, sonst läuft er Gefahr, die Stadt unbefriedigt zu verlassen. Sieht er andrerseits wieder bloß adliche Gesellschaften: so wird ihn eine andre Art von Illiberalität unbefriedigt lassen, wenn er nicht gerade das Glück hat, in einige der ersten Familien des Landes zu kommen, die durch ihre ächte Humanität die Zierde jedes Landes und jeder Residenz seyn würden. Große Häuser, die dem Fremden zu jeder Zeit des Tages offen ständen, giebt es hier in keinem Stande. Auch die Frauen, die hier mehr als in andern großen Städten der Häuslichkeit und ihren Familien leben, haben nicht die Gewohnheit, zu jeder Zeit des Tages Besuche anzunehmen; man muß in guten Häusern schon sehr bekannt und in gewissem Grade geachtet seyn, wenn man uneingeladen freien Zutritt erhalten will. Die Einladungen selbst sind hier nicht so häufig, als in andern ansehnlichen Handelsstädten, und meistens nur für den Abend zum Thee oder zum kalten Souper.

Am sichersten findet der gebildete Fremde interessante Unterhaltung in den gemischten Gesellschaften der mittlern Stände, wo gebildete Geschäftsleute und Litteratoren ihre Ideen und Kenntnisse gegen einander austauschen, und sehr oft eine Freiheit der Ansicht und des Urtheils zeigen, die man nicht in solchen Gesellschaften jeder großen Stadt findet. Diese Freiheit, die oft auch bis zur Originalität sich erhebt, erzeugt aber auch nicht selten einen Ton, in den sich nicht jeder Fremde sogleich findet, und der leicht gegen die Convenienzen anstößt, an die sich die europäische Welt nur gar zu sclavisch gewöhnt hat. In solchen Männern lebt gewiß noch manche Ader des alten Nationalcharakters, der selbst in der Menge durch die Gewalt der Unterdrücker und Ueberwinder nicht ganz erstickt worden ist. Dieses ließ einem im Auslande lebenden Preußen einst die Bemerkung machen, daß die meisten Preußen, die ihn besuchten, sich noch immer durch einen steifen Nacken und gebogne Kniee auszeichneten. Eine Bemerkung, die in seinem Munde um so pikanter war, da jener, der früh sein Vaterland verlassen hatte, doch noch Spu-

ren dieses Auszeichens an seinem eigenen Leibe trug, und durch sein Benehmen oft bewies, daß es Ausdruck des Charakters bei ihm war.

Dieser Zug erinnert an einen in Deutschland, England und Italien vielgereisten Arzt, der wohl zu erzählen pflegt, wie der berühmte Künstler T. in Neapel, die Grille hatte, alle Menschengesichter mit Thierphysiognomie zu vergleichen, und seine naive Aeußerung darüber so weit trieb, daß er einst einem Fremden an der Tafel des englischen Gesandten Hamiltons, ihn rundum betrachtend, ohne alle weitere Einleitung sagte: verzeihen Sie, ich habe Sie bisher immer für einen Esel gehalten, eigentlich sind sie aber doch ein Ochse. Jedes auf den Erzähler aufmerksam gerichtete Auge, das in jene Grille einzugehn vermochte, wurde bei der Erzählung aber gewahr, daß die originelle Scene dem Erzähler selbst begegnet sey.

Von den ausgezeichneten Männern, die Preußen auch auswärts berühmt gemacht, wie Kant, Haman, Lilienthal, Hippel, Scheff-

ner, Krause,*) leben nur noch die beiden letzten, und sind das ächte attische Salz der Gesellschaft, die ihrer leider nur zu wenig genießt. Gern und oft erzählt man noch von dem originellen, humoristischen Charakter Kants und Hamans, die, ob zwar von verschiedner Natur und Lebensweise, doch beide, in allen ihren Aeußerungen, nicht Humoristen waren. Kant, der viel mit Engländern von alten derbem Schlage lebte, hatte es bis zur höchsten Derbheit und göttlichen Grobheit gebracht; ward aber wegen seiner hohen Rechtlichkeit, so wie wegen seines philosophischen Tiefsinns so hoch geachtet und allgemein verehrt, daß ihm das keinen Nachtheil brachte, oder leicht Feinde gemacht hätte. Man beeiferte sich vielmehr

---

*) Dieser treffliche Denker und kenntnißreiche Mann ist bald darauf, nachdem obiges geschrieben war, zum großen Bedauern aller ächten Patrioten, Gelehrten und Geschäftsmänner, gestorben. Seine Schriften giebt seitdem einer seiner Freunde, der an ihm viel verlor, der Oberpräsident von Auerwald, in Königsberg heraus.

in allen Ständen um seine Gesellschaft, die durch einen großen Reichthum unterhaltender Anecdoten, die er mit trockner Laune erzählte, für jedermann interessant wurde.

Haman lebte nur in einem engen Kreise von Freunden, die ihn allein kannten und genossen. Von der großen Welt, und fast vom ganzen Publikum, war er völlig ignorirt, oder doch verkannt. Er soll noch in sehr achtungswerthen Kindern hier fortleben, auf denen auch der Geist des Vaters ruhen soll. Auch haben die Preußen wohl erst nach seinem Tode durch auswärtige Freunde, wie Herder, Jacobi, Claudius und andre erfahren, welch ein Mann unter ihnen ein volles Menschenleben verborgen verlebt hat, und in Jean Pauls beredten Schriften bewundern sie jetzt so manchen Gedanken und Ausdruck, der ihnen in Hamans dicht gedrängten Schatzkästlein verschlossen und verborgen blieb. Doch hat auch er hier gewiß, gleich allen jenen Männern, kräftig auf seine Zeitgenossen gewirkt, wie jeder aufmerksame Beobachter an den ungewöhnlich verbreiteten tiefen Kenntnissen und an der klaren

Anschauung und originellen Darstellungsgabe so vieler Männer hier erkennen muß.

Es ist vielleicht das ausgezeichneteste des Charakters dieser Stadt, daß es selbst unter den Geschäftsmännern und Leuten der mittlern Classe, mehr gründlich unterrichtete Männer von mannichfachen, ausgebreiteten Kenntnissen giebt, als in irgend einer andern Stadt von gleicher Größe und Bevölkerung.

Ein anderes rühmliches Abzeichen möchte wohl der biedre, ehrenfeste Charakter des Bürgers seyn. Wo man hier mit einem ordentlichen angesehenen Handwerksmanne und mechanischen Künstler zu thun bekommt, lernt man einen stattlichen Mann, einen wahrhaft bürgerlichen Charakter kennen. Diese Classe von Menschen hat sich auch in der letzten unglücklichen, verhängnißvollen Zeit durch nichts irre machen lassen; sie tragen die Lasten und Beschwerden des Krieges mit einer Ruhe und Ergebung, die am sichersten den männlichen Charakter bezeugt, sobald gegen die fatale Nothwendigkeit nichts mehr auszurichten ist. Sie

zeigen dabei auch überall eine Anhänglichkeit und Liebe für das regierende Haus, die manchem ihrer Obern und Vorgesetzten, deren Pflicht es ganz eigentlich wäre, jene Ruhe und Anhänglichkeit im Volke zu pflegen, beschämen muß. —

Wie brav hat nicht auch das eigentliche preußische Armeecorps die alte Ehre der preußischen Waffen in diesem sonst so unglücklichen Feldzuge behauptet; selbst ihre Hauptanführer, wie Lestocq, Dierecke u. a. m. waren Preußen, die seit lange die Verehrung der Nation und der Armee genießen.

An Künstlern und großen Kunstwerken scheint Königsberg eben nicht reich zu seyn. Doch welche Handelsstadt ist das auch, wenn sie es nicht, wie einst Florenz und Venedig, zu dem hohen Grade der freien Wohlhabenheit und Selbstständigkeit gebracht, die ihr einen Platz unter den tonangebenden Staaten verdient. Königsberg hat indeß doch eine Zeichenschule, in deren Local sich einige schätzungswerthe Gemählde und Zeichnungen befinden.

Die Universität ist, gegen ihre ehemalige Größe betrachtet, eben nicht zahlreich und fast nur von Inländern besucht, seit dem Rußland seine Unterthanen nöthigt, auf inländischen Universitäten zu studieren. Den Verlust ehemaliger berühmter Lehrer scheint sie auch noch nicht wieder ersetzt zu haben; indeß bemüht man sich, selbst in dem gegenwärtigen traurigen Zustande des Landes, Männer wie Schleiermacher, Vater u. a. herzuziehen.

Der Hof, der hier ein altfürstliches Leben mit seinem Adel lebt, scheint sich hier recht wohl zu gefallen, und nicht wenige Preußen nähren den Gedanken, er könnte wohl die Hauptstadt des Königreichs zu seiner gewöhnlichen Residenz wählen. Man bemüht sich auch möglichst, dem Hofe den Aufenthalt angenehm zu machen, und er nimmt gewiß die Ueberzeugung mit von hier, es werde ihm und dem Volke ersprießlich seyn, wenn der Hof öfterer diese wichtige Provinz besucht und belebt. So kann und muß denn auch bald die fatale Rivalität und gegenseitige Abneigung schwinden, die sich von jeher zwischen Preußen und

Brandenburgern gezeigt haben soll, und jetzt eben, da von dorther ganze Departements dem Hofe hieher gefolgt sind, mehr als je hervortritt. Manche jener Herren, in nicht unwichtigen Aemtern, haben sich eben auch wohl nicht bemüht, durch ihr Betragen und Verfahren jenen alten Groll zu bekämpfen; andre, die ihr Geschäft mechanischer trieben, als es in Preußen gewöhnlich seyn soll, haben auch eben nicht die Achtung der denkenden und unterrichteten Preußen erwerben mögen. Es kommen aber in Zukunft gewiß mehrere dieser ausgezeichneten Preußen in die Nähe des Hofes und der Residenz, und so kann der verheerende Krieg auf diese Weise auch wieder der Nation und dem Hofe vortheilhaft werden.

Siebenter Brief.

Danzig.

Der Weg über Elbing hieher ist weit angenehmer und unterhaltender, als der längst dem Haff, wiewohl dieser in der eigenthümlichen Art des Bernsteinfangs und Sammelns auch sein eigenes Interesse hat. Bei ungestümen Wetter, im Winter wie im Sommer, pflegen die Fischer mit ihren Netzen, bis über die Brust gegen die anstürmenden Wellen an zu gehen, und erst bei einer der höchsten Wellen das Netz ihr entgegen zu strecken. Die Beschwerde übersteigt dabei oft den Gewinn; es ist aber ein einmal eingerichteter Erwerbszweig und der Stolz der Fischer, die durch strenge Gesetze in ihren Rechten geschützt werden, und in mancherlei Eigenthümlichkeit ihr Wasserleben führen. Ansehnliche Sammlungen von merkwürdigen Stücken Bernsteins findet man nicht bei ihnen, da

sie ihren Fang gewöhnlich gleich an die Kammer in Königsberg abliefern.

Elbing ist eine helle freundliche Stadt, mit einer anmuthigen Umgebung, die auch von einigen wohlhabenden Kaufleuten recht hübsch angebauet worden. Es giebt viele angesehene und selbst reiche Häuser in der Stadt, und manche öffentliche Einrichtung beweist, daß das Leben dort angenehm genossen wird. Der Krieg hat auch ihr und der ganzen Strecke Landes, die wir passirten, großes Unheil und sehr empfindlichen Verlust gebracht, und die schlimmsten Folgen desselben sind immer noch zu fürchten: denn ein Handelshaus und ein Gutsbesitzer muß jetzt sehr fest stehen, um bei der gänzlichen Stockung des Handelsverkehrs und dem gänzlichen Vieh- und Getraidemangel nicht zu Grunde zu gehen.

Hier in Danzig selbst möchte dies wohl weniger der Fall seyn, obgleich die schrecklichen Folgen der Belagerung und des vier Wochen langen Bombardements hier viel stärker ins Auge fallen. Indessen hat durch dieses doch nur der älteste und

unansehnlichste Theil der Stadt, der denen von den Feinden besetzten Höhen am nächsten lag, recht stark gelitten. In dem递theile und den Hauptstraßen der Stadt sind zwar viele einzelne Häuser niedergeschossen und noch weit mehrere beschädigt worden; das wird aber wahrscheinlich bald wieder hergestellt seyn, da es die größten und reichsten Einwohner der Stadt betrifft.

Eine wahre Lust ist es, Fremde und Einheimische, Feinde und Freunde, so ganz einstimmig von der vortrefflichen Vertheidigung der Stadt unter dem General (jetzigen Feldmarschall) Kalkreuth, und von der musterhaften Contenance und Ergebung der Einwohner erzählen zu hören. Der Gouverneur hörte keine andere Bitte von den Einwohnern, als sie nur nicht zu übergeben. Ueberzeugt, daß der General, in welchen die Stadt schon längst ein eben so volles Vertrauen hatte, als die Besatzung selbst, seine meisterlich begonnene und geführte Vertheidigung auch glücklich zu Ende bringen würde, ließen sich die Bürger zu allem bereit finden. Sie verpflegten die Besatzung, wie vielleicht noch nie eine Besatzung

verpflegt worden ist. An Fleisch und Gemüse, dem selbst eine ansehnliche Portion feiner Gewürze beigegeben wurde, an Bier, Branntwein und sogar an Wein hatte der Soldat stets Ueberfluß. Sie bewirtheten das Officiercorps reichlich — das sich aber auch von allen Seiten auf das rühmlichste auszeichnete — und versorgten es mit gutem Weine vom Anfang bis zu Ende unabläßig. Es war in allem nur Ein Herz und Sinn, die Stadt dem Könige von Preußen erhalten zu helfen, unter dessen Schutz sie in der letzten Zeit zu einem Wohlstande und Reichthume gelangt waren, der sich mit Hamburg und Lübeck messen konnte. Vielleicht nur drei bis vier der größern Häuser nährten im Geheim andere Gesinnungen, die sie aber gewiß nicht hätten wagen dürfen, laut werden zu lassen; sie wurden mit einer Eifersucht beobachtet, die man nur in Freistaaten zu kennen pflegt, wo jeder Bürger sein wahres Interesse kennt und zu behaupten bereit ist.

Allem Ansehen nach wäre auch die herrliche Vertheidigung mit einem glänzenden Erfolge gekrönt worden, wenn die Stadt zu rechter Zeit

und auf die gehörige Weise mit hinlänglichem Pulver versehen worden wäre, oder der General Benningsen zu rechter Zeit losgeschlagen und zur Entsetzung der Stadt das seinige gethan hätte. Ueber diese Unterlassungen hört man hier Nachrichten und Erzählungen, die man erst müßte verificiren können, um sie öffentlich zur Sprache zu bringen. Unglückliche Eifersucht unter den Commandirenden, und gränzenlose Bequemlichkeit in dem Anführer der russischen Armee scheinen indeß aus allem unverkennbar hervorzugehen. Wenn nur der geringste Theil von dem gegründet ist, was man von der Bequemlichkeit eines Mannes erzählt, der auf dem Schlachtfelde überall Muth und Kaltblütigkeit zeigen soll: so bedarf es weiter keiner Beschuldigungen und Vermuthungen von heimlichen feindlichen Gesinnungen, oder gar von Bestechungen, deren so viele ihn haben schuldig glauben wollen.

Wenn Danzig durch die neue Ordnung der Dinge, bei der es so viel einbüßt, nur wenigstens eine bessere Polizei erhielte! diese würdige alte, zum Theil recht gut gebaute Stadt in einer

der anmuthigsten Gegenden, ist eine der schmutzigsten Städte, die man sehen kann; fast alles, was zum Ressort der innern Polizey gehört, ist seit langer Zeit vernachlässigt worden. Bei der großen Wohlhabenheit der Einwohner, die es bei guter durchgreifender Anordnung doch wohl nicht an den nöthigen Mitteln würden fehlen lassen, ist dieses desto unbegreiflicher. Im Innern der Häuser herrscht auch allgemein Ordnung und Reinlichkeit, und bei den Reichen auch ächter Luxus. Das gesellige, splendide Leben und die reichste Bewirthung in täglichen großen Gesellschaften, hatte kurz vor dem Kriege hier seine höchste Höhe erreicht, und Danzig wetteiferte auch darin mit Hamburg und Lübeck. Die Ufer der Ostsee, des Haffs und der Weichsel schaffen hier eine so reiche mannichfache Umgebung, von den wohlhabenden Bürgern auch so gut benutzt und angebaut, daß nicht leicht eine Stadt ihren Einwohnern hierinnen mehr Veranlassung zum frohen Lebensgenusse darbietet, oder vielmehr darbot. Möchte der freigewordne Handel ihm auch bald wieder die Quellen eröffnen, die für Danzig in den letzten zehn bis zwanzig

Jahren reicher flossen als seit langer Zeit vorher; sie verdienen es durch ihre Industrie und Gastfreiheit, und vor allen durch den wahrhaft großen Charakter, den sie in der letzten Zeit bewiesen.

Achter

Achter Brief.

Berlin.

Die Erscheinung der kolossalen Pyramiden in den egyptischen Sandwüsten kann dem Wanderer kaum auffallender seyn, als diese imposante Königsstadt mitten in dem öden traurigen Sandlande. Welch ein Weg von Memel bis vor die Thore Berlins, in einer Strecke von mehr als hundert Meilen! der auch nach allen Seiten, so weit die Mark reicht, nach Mecklenburg, nach Ober- und Niedersachsen hin, immer so fortgehen soll. Und welch ein contrastirender Anblick, so bald man in die eigentliche Stadt kommt! Noch dicht vor der Stadt erwartet man, nach den stinkenden Straßenkothhaufen, die hier gewöhnlich ganz in der Nähe der Stadt abgeladen werden, und nach den zum Theil ungepflasterten Straßen der Vorstädte, voll tiefer Löcher und stinkender Pfützen und Lachen,

eine dem traurigen Lande gemäße Hauptstadt.*) Hat man aber nur den ersten großen Platz vor dem innern Königsthore erreicht, und man fährt dann die wohlgebaute, von bürgerlichem Gewerbe belebte Königsstraße entlang, über den Schloßplatz, den Opernplatz, nach der schönen Straße mit der herrlichen Lindenpromenade; so wächst das angenehme Staunen fast mit jedem Schritte.

Die Linden hatten mich schon nach der Beschreibung gereizt und bestimmt in ihren Schatten meinen Gasthof zu wählen. Seine Benennung

---

*) Diesen alten Mängeln der Policei, die vorzüglich in einem ganz unverhältnißmäßigen geringen Fond, und in dem noch seit dem siebenjährigen Kriege obwaltenden Mangel an Pferden und dienenden Händen ihren Grund gehabt haben sollen, wird jetzt aufs kräftigste abgeholfen. Berlin hat eine ganz neuorganisirte Policei erhalten, die mit weit größern Mitteln und einem weit zahlreichern Personale versehen, große Aufmerksamkeit und Thätigkeit für alles beweist, was die Sicherheit und Bequemlichkeit dieser großen schönen Stadt fördern kann.

mag auch das Seinige dazu beigetragen haben. Wenn er aber auch gleich seinem Schilde: Hôtel de Russie und seinem strahlendem Bilde der Sonne nicht ganz entspricht, so ist es doch immer ein guter Gasthof, und gegen die schmutzigen Wirthshäuser in Königsberg und Danzig, vor denen mir noch ekelt, ein wahres Hotel. Vielen Reisenden läßt ihn schon die reizende Lage allein den bessern Gasthöfen vorziehn, die weniger vortheilhaft gelegen sind, deren Table d'hôte man aber gerne besucht, besonders im goldnen Adler, an dem auch nicht zu verachtenden stattlich bebauten Dähnhofschen Platz gelegen, und in der Stadt Paris, der aber in einer engen traurigen Straße, wiewohl nahe dem Schlosse, liegt. Auf französische Art eingerichtete Restaurateurhäuser haben in der letzten Zeit die Zahl der öffentlichen Speiseorte und den Luxus der Tafel ansehnlich vermehrt. Man ißt da häufig für drei bis vier Thaler die Person, obwohl man auch für einen Thaler satt werden kann.

Seit einigen Wochen durchstreife ich die Stadt nach allen Seiten, und finde in dem dreifachen,

durchaus verschiedenen Geschmacke und Styl der Gebäude, den Charakter der Regenten, denen Berlin sein prächtiges Ansehen und seinen großen Umfang verdankt. Alles was noch unter Friedrich Wilhelm, dem großen Churfürsten und seinem Sohne, Friedrich dem ersten, von dem Hofe und von seiner nächsten Umgebung gebaut worden ist, hat einen großen prachtvollen Charakter. Der große Churfürst ließ viele geschickte Baumeister, Bildhauer und Mahler aus Italien, Frankreich, Holland und den Niederlanden kommen. Die ersten schönen öffentlichen Gebäude und Privathäuser wurden unter seiner Regierung gebaut. Sein Sohn baute auf diese erste gute Grundlage mächtiger fort, und war besonders glücklich in der Wahl der Baumeister, die er aus fremden Landen nach Berlin zog. Auch mit geschickten Bildhauern und Mahlern und Tonkünstlern bereicherte er seine Residenz. Dann der kleine buckliche Churfürst, der ganz im äußern Scheine lebte, und, wie gewöhnlich kleine verwachsene Leute sich gerne schminken und die grellsten Farben lieben, sich auch gerne mit königlichem Prunk umgab, der auch so gerne König seyn wollte, sich,

als er dazu gelangte, am Krönungstage die Krone selbst so gierig aufsetzte, und sich dann dem großen prächtigen französischen Ludwig in allem zum Muster nahm, ahmte diesen, vielleicht auch um dadurch vor den Augen seiner edlen hochherzigen Gemahlin, Sophie Charlotte, die früher jenem großen Louis bestimmt war, ihm nicht ungleich zu erscheinen, auch in der guten Eigenschaft nach, treffliche Künstler aller Art um sich her zu versammeln, und von ihnen Prachtgebäude und öffentliche Monumente zu wahrer Verschönerung der Stadt aufführen und aufstellen zu lassen. Ihm verdankt Berlin noch seine schönsten prächtigsten Gebäude und Denkmäler. Den besten Theil des königlichen Schlosses, das prächtige Zeughaus, den Johannitter Ordenspallast, mehrere der besten Kirchen und andere öffentliche Gebäude, auch noch die schönsten Palläste und Privathäuser; die schöne Equestre Statue des großen Churfürsten, der fast kein modernes Kunstwerk der Art in Europa gleich kommen soll, und die ihren Errichter, den vortrefflichen Schlüter, zu der ersten Classe moderner Künstler erhebt.

Sieht man nun dagegen, was sein engherziger geschmackloser Nachfolger, Friedrich Wilhelm der Erste, der gleich beim Antritte seiner Regierung alle fremde, ansehnlich bezahlte Künstler fortschickte und mit deren einheimischen Handlangern und einem holländischen Baumeister fort gebaut hat, bloß um den Umfang der Stadt zu erweitern, die stundenlangen Straßen mit gleich hohen, mittelmäßigen, fast unansehnlichen zweistockigen Bürgerhäusern, die mit ihren gleichlaufenden, hohen und spitzen nordischen Dächern, wie lange Grenadiercolonnen da stehn, zu ihrer Zeit auch wohl eben so einförmig angestrichen waren: so erkennt man leicht den beschränkten rohen Mann, der in seinen Garde- und Grenadierbataillons, mit hohen spitzen Mützen, das Wünschenswertheste der Welt erblickte, und mit der Erweiterung des Umfangs, der schon zu großen Hauptstadt, und der Aufnahme fremden ausgewanderten, meist armen Volks, seine Residenz zu vervollkommnen und zu verherrlichen glaubte.

Seinen Adel und andere reiche Bewohner Berlins zwang er wohl noch zur Verschönerung neuer

Plätze, kostbare Wohnhäuser aufzubauen; die wußten dann einige noch weilende Künstler, oder durch sie angeregte einheimische Talente besser zu benutzen als ihr geiziger König. Auf ihr Vermögen und auf seine Lust an fremden Colonisten rechnend, erweiterte er den Umfang der für das Land schon viel zu weitläuftigen Stadt, ganz ungebührlich große Ackerfelder zog er in die Stadtmauer, mit welcher er ganz Berlin umgeben wollte. —

So ist auch des großen Friedrichs Bauart ein wahrer Typus für seine Geschmacklosigkeit in der Kunst und für sein Bestreben die Hauptstadt, wie im Ganzen den Staat überhaupt zu einer unbasierten Größe zu erheben, und mit trügendem Scheine auszuschmücken. Auch er bediente sich des holländischen Baumeisters Baumann, den sein Vater ihm hinterließ, um nur höhere, drei bis vierstöckige, besser in die Augen fallende Häuser, ohne schöne, oft auch ohne richtige Verhältnisse, voll widerlicher, unpaßlicher Verzierungen, in Menge aufzuführen. Nirgend ist da Zusammenstimmung und vollendete Ausführung; schlechte Fenster, schlechte Thüren, elende Treppen in

Häusern vom größten, äußern Ansehen. Nie hat Friedrich wohl das Innere eines solchen Hauses betreten; ihm genügte, wenn er durch die schnurgeraden Straßen ritt, an den langen Reihen, glänzend in die Augen fallender Façaden, die er selbst in Masse, straßenweise, oft gegen den Wunsch und Willen einzelner Hauseigenthümer, neu aufführen ließ. Seine hohe Klugheit, die ihn nie verließ, schonte denn auch wohl wieder einige Häuser widerspenstiger alter Jungfern und Wittwen, die lieber ihr altes trocknes Haus, in welchen sie den Schnecken gleich heimisch waren, behalten wollten, und ohne Scheu klagend laut wurden über den gewaltsam aufgedrungenen Bau, der sie nur in ihrer Ruhe störte.

Die innre Einrichtung der Häuser kam bei ihm wenig in Betracht; ihre bessere Anordnung und Ausführung blieb dem Eigenthümer überlassen, fiel ihm zur Last, der oft gar nicht im Stande war, das höhere, größere neue Haus innerlich auszubauen und einzurichten. In dem Falle behielt es denn zu seiner quasi italiänischen Façade seine vom Könige gutgethane casernenmä-

ßige innere Einrichtung. Zu solchen, und fast zu allen seinen Bauten, bediente sich Friedrich, der sich überall für fähig hielt, alles selbst anzuordnen, außer jenem holländischen Baumeister, auch wohl Officiere aus seiner Armee, die von der bürgerlichen Baukunst wenig Begriff und Kenntniß hatten, von der schönen noch weniger; die auch gezwungen waren, alles genau nach seiner Vorschrift und den ihnen vorgelegten Zeichnungen oder Kupferstichen, in größter Eile, für die möglichst geringsten Kosten auszuführen.

Fast das einzige Gebäude von reinem, gutem Geschmacke, welches gleich zum Anfange der Regierung Friedrichs des Zweiten aufgeführt wurde, verdankt Berlin seinem genialen Jugendfreunde, dem Hauptmanne von Knobelsdorf, der sich sehr ernstlich mit der schönen Kunst beschäftigte, und von dem Herr von Bielefeld schon während seines Aufenthalts bei dem Kronprinzen in Rheinsbergs eine so vortheilhafte Beschreibung macht.

Das treu entworfne Bild von einem Jugendfreunde des großen Friedrichs, aus der Fe-

der eines nicht gemeinen Beobachters, dessen Schriften aber nicht mehr gelesen werden, verdient wohl in Erinnerung gebracht zu werden; es bezeichnet die Umgebung eines würdigen Thronerben auf eine bedeutende Weise, besonders wenn man das gleich drauf folgende vom Baron von Kaiserling daneben betrachtet. Herr von Bielefeld sagt: „Der Herr Baron von Knobelsdorf ist ein Herr von einem ernsthaften Betragen und von einer etwas finstern Miene, allein von wesentlichen Verdiensten. Sein äußerliches Ansehen hat weder etwas artiges noch hofmäßiges; allein er ist deßwegen nicht weniger verehrungswürdig. Ich vergleiche ihn mit einer Eiche, und Sie wissen, es ist nicht nöthig, daß in einem Garten alle Bäume so zierlich, wie zu Marli, in Bogen geschnitten sind. Wenn man den Verstand als eine Person schildern wollte, so könnte der Herr von Knobelsdorf das Bild dazu abgeben. Sein Umgang ist lehrreich, und er besitzt in der Baukunst, in der Zeichnung und in der Mahlerei sehr vorzügliche Geschicklichkeiten. Friedrich selbst sagt in der Eloge, die er ihm hielt: Il étoit né peintre et grand architecte

la nature en avoit fait les frais, et il ne restoit qu'à l'art d'y mettre la dernière main. Auch von seinem Charakter macht hier Friedrich eine jener ähnliche Schilderung, die aus der Feder eines großen Königs von der höchsten Bedeutung ist. Er sagt: Monsieur de Knobelsdorf avoit un caractère de candeur et de probité qui le fit estimer généralement; il aimoit la verité et se persuadoit qu'elle n'offensoit personne; il regardoit la complaisance comme une gêne, et fugoit tout ce qui paroissoit contraindre sa liberté; il falloit le connaitre particulièrement pour sentir tout son mérite. Schon als Kronprinz ließ Friedrich ihn nach Italien und Frankreich reisen.

Friedrich liebte die Musik über alles, und je mehr ihn sein harter Vater in ihrer Ausübung beengt und gehindert, sie für sich selbst auf Regimentsmusik beschränkt hatte, desto eifriger wollte er ihr gleich beim Antritt seiner Regierung einen herrlichen Tempel erbauen, um darin alles, was die Tonkunst damals Großes und Schönes hatte, zu versammeln. Knobelsdorf machte eine zweite

Reise nach Italien, um die dortigen Theater zu sehen und genau zu untersuchen, faßte und bildete dort seine Idee zu einem großen Operntheater und führte sie nach seiner Rückkunft mit vielem Verstande und Glück aus. Es ist ein herrliches Gebäude im größten reinsten Styl, mit Bildsäulen des Apollo, der Melpomene und Thalia, und denen des Sophokles, Euripides, Aristophanes und Menander, und mit Basreliefs aus der Geschichte des Apollo's und Orpheus, geschmackvoll verziert. Auf dem Frontispis über sechs freistehenden korinthischen Säulen lieset man die Aufschrift: Fridericus Rex Apollini et Musis. (König Friedrich dem Apollo und den Musen.)

Zum größten Scandal steht diesem schönen Gebäude die königliche Bibliothek gegenüber, womit der oft genannte holländische Baumeister sein langes unrühmliches Künstlerleben würdig krönte. Es ist nicht möglich, sich etwas Geschmackloseres zu denken; wie eine altmodische vielfach geschweifte Commode ist sie gestaltet, und niemand würde darauf fallen, daß dieses winkliche, gewundne Gemäuer zu Aufstellung einer Bibliothek bestimmt

sey. Selbst in Berlin führt man sie als das vollkommenste Muster des schlechten Geschmacks an. Wie in Rom eine neue Kirche, ohnweit dem herrlichen Pantheon, dem auch wohl das Opernhaus zum Theil seine Hauptfaçade verdankt, als vollkommenster Gegensatz vorgezeigt wird. Närrisch genug wäre es, wenn gerade jene Kirche, deren widersinnige Façade, in der die Bibliothek wirklich nachgeahmt ist, durch die Nähe der Blätter vom Pantheon, in großen römischen Kupferstichsammlungen, den König, der gerne nach solchen Abbildungen seine Bauten anordnete, darauf gebracht hätte, auch in Berlin denselben Contrast von der edelsten Kunst und der geschmacklosesten Bauerei unschuldiger Weise so neben einander zu stellen.

Ein eben so schlechtes, höchst kleinliches Gebäude war das ehemalige französische Theater, welches König Friedrich von demselben Baumann mitten auf dem weiten großen Gensd'armesmarkte für eine kleine sehr mittelmäßige französische Truppe bauen ließ, während die deutsche Truppe in der verachtesten Hurengasse auf dem, in einem Stalle errichteten Theater spielte. Der

jetzige, patriotischer gesinnte König hat jenes wegreißen und an seine Stelle ein großes Nationaltheater hinsetzen lassen.

Am vollendesten stellen aber den unseligen Charakter des, ich will und kann nicht, oder eitlen Schein für Realität, die verwünschten beiden Colonaden *) mit ihren Thürmen dar, zur Maskirung zweier kleinen alten Kirchen gebaut, in deren Mitte das Theater steht. Eine armseligere Scheinpracht läßt sich kaum denken. Bei den Thürmen, die vollkommen wie Papagayen-Vogelbauer aussehen, ist nicht einmal die Perspective für die Höhe

*) Ein neuer Schriftsteller, Julius von Voß, hat in seiner Schrift über Paris doch wohl nur eine bittere Ironie in den Worten ausgesprochen: „Die Thürme auf den Gensd'armesmarkt zu Berlin, bey denen man nicht genug bedauern kann, daß sie ohne passende Kirchen gelassen wurden, scheinen an königlichreicher Schönheit dem Pantheon zu Paris, der Londner Paulskirche, der Kirche des Karl Borromäus zu Wien und der Isaakskirche in Petersburg den Rang streitig zu machen."

berechnet und beobachtet, sie scheinen ganz nach den Verhältnissen ausgeführt zu seyn, die das närrische Ding in der Zeichnung auf dem Blatte machte, und haben daher ein höchst gedrücktes, kleinliches Ansehen.

Die ärmlichen Colonaden auf Brücken über Gräben ohne Wasser, wie die Jägerbrücke und Königsbrücke, sind auch sprechende Bilder der modernen Geschmacklosigkeit und des eitlen Strebens nach blendendem Scheine.

Auch die Denkmäler preußischer Helden, zum Theil in antiken, zum Theil im modernen Costüm, welche den Wilhelmsplatz und Lustgarten zieren, sind meistens nur mittelmäßige Kunstwerke, die sich von gewöhnlichen Gartenstatuen nicht durch viel mehr, als durch ihren edlen Stoff, den Marmor, unterscheiden.

Unter Friedrich Wilhelm II. ward das einmal in Gang gebrachte Bauwesen so fortgetrieben. Langhans, der aus Breslau herberufen wurde, wo er mehrere ansehnliche Gebäude von gutem

Geschmacke aufgeführt, brachte auch hier in die ihm übertragenen Gebäude etwas mehr Geschmack und Regelmäßigkeit. Sein Hauptgebäude war das neue Nationaltheater, dessen Aeußeres aber eben nicht für seinen Geschmack zeugt, und in seiner innern Einrichtung auch bei allem Raffinement für Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit manche auffallende Mängel hat. Davon ein andermal ein mehreres.

Alle die seit einem Jahrhunderte aufgehäuften Steinmassen geben aber der Stadt für den ersten Anblick ein so großes imposantes Ansehn, wie fast keine andere Stadt in Enropa dem Reisenden darbietet.

Das Hauptmonument, welches während der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten in Berlin errichtet ward, galt ihm selbst. Es war das Brandenburger Thor, am Ende der Linden, aus welchem man gleich in den Thiergarten tritt, von Langhans nach einem Thore zu Athen erbaut, und die aus Eisenblech geschlagene colossale Victoria über dem Thore. Eine Erfindung der

da-

damaligen Geliebten des Königs, der Fräulein von Voß, nachmalige Gräfin von Ingenheim, die in dem siegreich rückkehrenden Theseus, der eben das Meerungeheuer überwunden hatte, den Sieg ihres königlichen Geliebten, durch den Herzog von Braunschweig und einige Husarenregimenter, über die armen überlisteten batavischen Sumpfbewohner erfochten, öffentlich gefeiert sehen wollte. Zu gleicher Zeit mußten der Hofdichter und Capellmeister denselben Gegenstand in der italiänischen Oper Andromeda bearbeiten.

So ahmte der Großenkel auch wieder den ruhmsüchtigen französischen Ludwig auf seine Art nach. Was den siegreichen Feind der letzten Zeit, der bei sich zu Hause im Besitze der größten Kunstschätze der alten und modernen Welt ist, bewogen haben kann, dieses große Stück Klempfnerarbeit als Trophée mit sich wegzuführen, ist nicht leicht zu errathen. Man sagt, die Gier des Meisters nach der Ehre, sein Werk in Paris aufgestellt zu sehen, habe selbst dazu beigetragen, indem er die Besorgung der Herabnahme der collo-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

salen Masse übernahm, zu welcher sich kein patriotisch gesinnter Handwerker der Stadt verstehen wollte.

An ein weit edleres, zweckmäßigeres Denkmal des großen Vorgängers, der es gewiß eben so sehr um den Staat und sein Volk verdient hatte, als der große Churfürst, ward während der so verschwenderischen Regierung nicht gedacht. Der war und blieb in den Augen, des durch seine elende Umgebung verblendeten Nachfolgers, nur der Unchrist und Tyrann, der ihm, wie seinem Vater, einen schönen Theil des Lebens verkümmert und verbittert hatte, und ohne die letzte Oehlung starb, wie er ohne die christliche Communion gelebt hatte.

Man muß überall erstaunen, wie wenig Friedrich Wilhelm der Zweite, der in einer zehnjährigen Regierung, außer den ansehnlichen jährlichen Staatseinkünften, über hundert Millionen Thaler vergeudete, zur wahren Verschönerung und Verherrlichung seines Staats und seiner Residenz gethan hat. Das Innere des Opernhauses hat

er reicher dekoriren lassen, und die italiänischen großen Opern, die er von seinen und von fremden Capellmeistern jährlich komponiren ließ, sollen mit großer Pracht und mit der vollkommensten Orchesterbesetzung aufgeführt worden seyn. Jetzt ist davon kein Nachhall mehr übrig. Die italiänische Oper und das königliche Orchester sind aufgehoben, oder vielmehr in der bösen Zeit des letzten Kriegs und seiner Nachwehen von selbst größtentheils auseinander gegangen.

Von dem ganzen öffentlichen Leben Friedrichs Wilhelm II. hört man eben nicht viel rühmen; desto mehr aber von seinem Privatleben mit Weibern und Geisterbeschwörern, oft mit großer Bitterkeit sprechen.

Das Beste, was ich hier noch über ihn hörte, ist ein kleines Sinngedicht, das ihn mit seinem Vorgänger in Paralele stellt. Merkwürdig ist mir dabei, daß die Berliner darin glauben, das höchste Lob Friedrichs auszusprechen. Es heißt:

Friedrich, ohne Götter, ohne Räthe, ohne Weiber,
War sich selbst genug;
Wilhelm hat der Götter, hat der Räthe, hat der Weiber,
Nie und nie genug.

Den meisten Einfluß auf sein Leben hatte wohl seine Jugendgefährtin, die sich ihm bis zum Tode nothwendig zu machen wußte, die ehemalige Madame Rietz, nachmalige Gräfin Lichtenau. Kürzlich hat sie den auffallenden, eben nicht gelungenen Versuch gemacht, jenes Verhältniß als unschuldig und edel in einer öffentlichen Schrift darzustellen, und ich höre hier oft darüber mit Heftigkeit auch wohl Bitterkeit debatiren. Es circulirt in mehrern Zirkeln ein Brief eines preußischen Officiers, der sich in Wien mit ihr zusammen fand und viel Kenntniß der damaligen Zeit und des Hofes verräth. Man hat mir eine Abschrift davon mitgetheilt, und er scheint mir interessant genug, um ihn diesem Briefe beizufügen.

An Herrn Major von L. in P.

Wien.

Nun aber etwas, das Dich mehr belustigen wird. Wen finde ich letzt an der großen Table d'hôte zur Kaiserin von Oestreich? — wen? — Unsre allerliebste Mamsell Encke, Madame Rietz, Gräfin von Lichtenau, Frau von Hollbein; und wie? los und ledig, auf der Jagd nach einem neuen Namen mit und ohne von, wie es der letzte denn eigentlich auch war. Wie ist der Engel gefallen! um den wir alle, als um einen allerliebsten kleinen Engel, dann wieder als um einen großen Engel des lustigsten Himmels, und zuletzt wohl auch als um einen bösen Engel, den man möglichst viele Kerzen anzünden und verbrennen mußte, gleich gierig buhlten! Wie hat jedes jenes frühere Leben sein eignes Grab auf dem so leicht beweglichen Gesichte gefunden! Ihr Glück, daß eine schöne Gestalt nicht altert, sonst ging man ihr aus dem Wege. Das konnte ich nicht so ganz, wie ichs wohl gemocht hätte; als ein alter Anbeter mußt ich wohl Stich halten. Das wäre auch alles recht gut und schön, und würde weiter keiner Erwähnung verdienen; aber denke Dir, der Schatz hat sein eigenes Leben geschrieben — das heißt wie der ehrliche Cosackenhettmann im Benjowsky — sagt, sie hat es nicht geschrieben, sondern schreiben lassen — und auch nicht ihr eigenes, sondern ein sich

gar schlecht angeeignetes — um — ich bitte Dich — um sich als einen zarten Tugendengel, bis über die funfzig hinaus angebetet und anbetungswürdig zu schildern, oder von ihrem Schreibebengel schildern zu lassen. Ich kann mir und Dir den Spaß unmöglich versagen, ich muß die lieben beiden rosenrothen Büchleins nochmals zur Hand nehmen, und muß Dir die Hauptzüge an eine Schnur reihen. Ersticke mir nur nicht vor Lachen.

Den Titel von dem Dinge, das hier wirklich Sensation zu machen scheint, sollst du gleich ganz haben: Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller, von ihr selbst entworfen. Nebst einer Auswahl von Briefen an sie. „Nothwehr entschuldigt Selbstlob.“ (Lessing.) Nimm die Hauptzüge so kurz als möglich, aber doch auch möglichst mit ihren eigenen Worten, und mit einigen theilnehmenden Anmerkungen.

Ohne ihr Zuthun und selbst gegen ihren Wunsch stellte sie ihr hartes Schicksal auf einen Platz, um den sie tausende unverdient beneiden. — Die fromme Unschuld! —

Verläumdet, einsam und ohne Stütze, bleibt ihr nichts übrig, „als in den Stand der Nat''r zu tre-

ten und sich selbst zu vertheidigen." Das arme Kind! das in solchem Alter noch in den Stand der Natur treten muß!

Kraft, Würde, gutes Gewissen und Redlichkeit kommen in ziemlich langen Perioden vor. Wem fällt dabei nicht das witzige Wort des verruchten Cranz, unseligen Andenkens, ein, als Nicolai in einer Vertheidigungsschrift gegen den alten ehrlichen Wieland, der ihn allerlei Kaufmannskniffe beschuldigt hatte, seinen ehrlichen Mann mehrmals mit großer schwabacher Schrift drucken ließ: „Möcht ich doch lieber in die Höhle eines Leoparden gehn, als in das Haus eines Mannes, der seine Ehrlichkeit mit schwabacher Schrift drucken lassen muß." Der verruchte Kerl lief zwar dem ehrlichen Nicolai das Haus fast ein, daß er ihm doch für seine Handlung eine Anzahl Exemplare von derselben Schmähschrift abnehmen sollte; das thut aber nichts zur Sache und schadet dem guten Einfalle weiter nicht. Doch weiter!

Unsre Schöne sieht den würdigen Nachfolger Cranzens, den verruchten Kriegsrath von Cöln ein einzigesmal, er schmäht sie in seinen vertrauten Briefen und wo er irgend ein nasses Blatt unter den Preßbengel bringen kann — und wirbt durch einen Freund um ihre Hand — das nen-

ne ich noch Industrie und Bescheidenheit! Wenn der Mensch nicht noch irgendwo einen kleinen Hof findet, der ihn zum Premierminister macht, so giebts keine kleine Höfe für große Genies mehr.

Gegenseitig wird klüglich aus Cölns Verläumdungen angeführt, daß er von ihrer damaligen „Wunderschönheit, ganz Ebenmaaß, ohne Gleichen" spricht und — gänzlich deprecirt.

Für ein albernes Familienregister assignirt sie wie billig dem Herr von Cölln eine Maulschelle, die er sie von ihrer ältern Schwester, unseligen Andenkens, bekommen läßt. — Du kennst das lange, hohle, übertünchte Grab!

Nun kommt die eigene naive Lebensgeschichte.

Ein Graf von Anhalt Dessau (!) war ihr Pathe und recommandirt sie als ein neun bis zehnjähriges Kind dem damaligen Kronprinzen von Preußen, dieser giebt sich alle Mühe, sie als ein dreizehnjähriges Mädchen zu gewinnen. Ob sie in diesen Jahren ihm nachgestellt habe, oder auch nur einen Gedanken auf ihn haben konnte, überläßt sie jedem Vernünftigen zur Beurtheilung. Das nenne ich mir einen wahren Köhlerglauben an die Vernunft!

Ehe ihre Vernunft aber noch ausgebildet war, nimmt sie der Kronprinz mit sich nach Potsdam. — Süße Gewalt! —

„Jetzt begann allmählig das Amüsement auf physische Art," wie das Naturkind dem liederlichen vertrauten Briefschreiber naiv nachschreibt und mit aller künstlichen Grazie eingesteht. „Daß aber das Geistige so ganz übergangen wird, als wäre daran kein Gedanke gewesen, ist abermals eine schreiende Ungerechtigkeit." Es wird ihr eine Gouvernante gegeben, die ihr im Französischen weiter Unterricht giebt, und der Kronprinz unterrichtet sie selbst in der Geschichte und Geographie. — Schade, daß damit nicht auch der Unterricht im Lesen und Schreiben verbunden wird! Du kennst die chinesischen Billetchen unsrer allerliebsten Mamsell Encke, und der schönen Madame Rietz, und der stolzen Gräfin Lichtenau. Ein solches treu in Kupfer gestochen, würde einen richtigen Begriff von ihrer königlichen Bildung geben, als all das Magister-Geschreibsel, in welchem nun alle Völker und Geschichten aufgezählt werden, von der Brandenburgischen krebsgängig bis zur Griechischen und alle Autoren, die der Kronprinz mit seinem schönen Zöglinge vorgenommen — haben könnte vermuthlich. Wir erfahren sogar, daß die Memoires der Madame Stael, die der Kronprinz vor vierzig Jahren mit dem schönen Kinde las, nicht von der Madame de Stael geschrieben sind, die jetzt schreibt, und schwerlich volle dreyßig Jahre alt seyn wird, wenn man sie selbst darum befragt. Auch erfahren wir bey der Gelegenheit, daß der Kronprinz, auch

noch als König, besonderes Wohlgefallen an dem dicken Ritter Fallstaff nach Eschenburgs Uebersetzung gehabt! —

Die Lectüre der Pucelle d'Orleans wird dem armen keuschen Kinde untersagt. Auf welchem Nebenwege das gute Kind wohl den Titel des Buchs erfahren hat! Durch solches dreijähriges historisch-geographisches Studium werden die beiden edlen Seelen „gleichsam auf Einen Ton gestimmt." — Wie rührend! — Sie liebte in dem Kronprinzen „einen Lehrer, der ihr unablässig neuen Stoff zum Denken und Fühlen gab" — dieses Band hat so lange gehalten, bis der Tod es zerriß. Was Wunder? die zarten Seelen verschrieben sich ja einander auf ein klein Zettelchen, mit ihrem eignen Blute, das sie mit einem Federmesser ihrer respectiven Maus entladeten, zur Treue bis in den Tod; wie am Ende der Lebens- und Leidensgeschichte sehr romantisch ans Licht kommt, als ein Grund, daß die blutverschriebene treue Freundin bis in den Tod nicht an ihre Sicherheit denken konnte, wenn auch die kleine schlesische Schlange sie nicht so fest umschlungen gehabt hätte.

Nach drei Jahren glaubte der königliche Lehrer ihre „Bildung schon ziemlich vollendet." Das kommt von dem beständigen Beisammensitzen; hätten sie sich,

entfernt von einander, schreiben müssen: so hätte der Kronprinz wohl gemerkt, woran es noch gar sehr fehlte, und die Reise nach Paris, um von Vestris tanzen zu lernen, noch etwas verschoben. Vom Tanzen hätte die Rede wohl schon früher seyn sollen, denn mir schwebt so etwas vom Figuriren im Opernballet vor, welches die erste Bekanntschaft des schönen Kindes mit dem jungen, leicht feuerfangenden Prinzen gewesen seyn soll. Von Vestris erfährt man auch nichts während dem sechsmonatlichen Aufenthalte in Paris, aber wohl von Bekanntschaften mit russischen Fürsten und Grafen. Bei einer Lustfahrt nach Fontainobleau begegnet dem schönen Kinde ein Abentheuer, das auf die aller avantageuseste Art verschwiegen wird.

Durch eine feine Anwendung eines Kabinetsbefehls von Friedrich an die Policei, die mir so eben aus dem Gedächtniß ohngefähr citirt wird, aber curios genug mit einer schmeichelhaften Schlußformel für das schöne Kind schließt, deren Inhalt eigentlich aber seyn soll, daß der Policeipräsident dafür sorgen solle, daß der Kronprinz seinen Schatz nicht in Berlin, sondern nur auf dem Lande sehe: erhält das schöne Kind den ersten Landsitz in Charlottenburg sogar „durch Friedrich den Großen,“ und nebenher „einen Mann an Rietz,“ doch nur „vorübergehender Art!“ Wie naiv!

„Mit der Röthe der Schaam und des Unwillens“ schreibt das zarte Kind mit der bleiernen Magisterfeder dem unverschämten Verläumder nach: „sie sey aus der Geliebten die Kupplerin des Königs geworden, und habe die Schlachtopfer unterrichtet.“ „Mit ersticktem Unwillen“ wird darauf geantwortet, „daß seit dem Antritte der Regierung des Königs und schon vorher seine Liebe zu ihr in bloße Freundschaft überging; alles physische Amusement hatte ein Ende.“ Alles?! — Zur Widerlegung der Kuppelei werden gar naiv ihre höchsten Widersacher, die beiden hochadlichen declarirten Maitressen, die Ingenheim und Dähnhof genannt, die sie nie sah, also freilich auch nicht unterrichten konnte!

Hof-Orgien und Gelage, mit denen der großmüthige Cöln freigebig ist, werden schnöde abgewiesen und ein Kränzchen mit geheimen Räthen eingestanden. Verzeihen Sie, sagte ein Berliner damaliger Zeit zu einem Fremden, den er, ohne ihn zu kennen, aus Mundgewohnheit mehrmalen Geheimerath nannte, verzeihen Sie, daß ich Sie so nenne, man ist das hier so gewohnt, weniger als Geheimerath kann man hier nicht wohl seyn. Von den fremden zugelassenen Gästen werden nur zwei Engländer genannt, ein Mylord und ein Interims-Gesandter. Wie vornehm! Die armen Lieutenants und Cornets, Castraten und Poeten, Musikanten und Comödianten,

die sie täglich umschwärmten, werden schnöde ignorirt. In einem besondern Quadro kommen einige der fürstlichen und gelehrten Hausthiere nachgehinkt. Das Bedeutendste im ganzen Buche ist wohl, daß ihre wirklichen Liebhaber, zu ihrer Zeit Jahre lang hintereinander anerkannt, gar nicht genannt werden. Da ist kein Kleist, kein Kaphengst, kein Gualtieri, kein Oborski und wie die Glücklichen sonst alle heißen. Templeton und Bouilly kommen dort nur einmal so ganz gelegentlich vor. Hier liegt aber eigentlich der schlimmste Hund begraben, den man nicht gerne weckt. Aus alter Pudeltreue und Dankbarkeit will ich ihn auch ruhig schlafen lassen. Es würde mit jenen french and english dogs auch so mancher deutsche Hund geweckt werden.

Der Vorwurf „Schurken gehoben und Bettler bereichert zu haben," wird platt weggeleugnet und durch einen wunderschönen Uebergang zur Familie übergegangen, die der Teufel dem Engel ans schöne Gefieder gehängt hatte. Daraus, daß diese alle am Ende doch nichts hatten, sie mochten bekommen so viel sie wollten, wird gar schön bewiesen, daß sie nie etwas empfangen hätten, das der Rede werth sey. Wo sah man aber wohl je in bleibendem Wohlstande endende Glückpilze und Creaturenfamilien? Das ist immer der Segen des rechtlichen Erwerbs und guter Haushaltung.

Freunde werden zur Ehrenrettung im Elende angeführt, daß die Frau Gräfin für wahre Freunde, die es wirklich mit ihr treu und redlich meinten, und sie von mancher Thorheit und Schlechtheit lange Zeit abhielten, je etwas gethan haben sollte, wird ihr freilich kein redlicher Mann je nachsagen. Daß sie aber reiche Monopolisten und zudringliche hochbetitelte Gauner und Kriecher nicht für Schurken und Bettler gehalten, kann man ihr allenfalls auf ihr Wort glauben.

Nun kommt der weise Buchholz dran, der mit den Worten des jetzigen Königs zum Kabinetsrath Menken: „Sie kennen das Weib, welches meinen Vater täglich bestielt, um sich zu bereichern" nach seiner extrafeinen plumpen Manier herausplatzt, und entreißt ihr die wahre ganz unschuldige Geschichte ihrer Bereicherung.

Ein Haus in Berlin zu dem in Charlottenburg ist nichts; der neue höchst kostbare Bau mit einer großen Oekonomie- und Gartenanlage in Charlottenburg ist wenig, der jetzige König selbst muß sich hinterdrein über die Bescheidenheit wundern; der Pallast unter den Linden, der jetzt der königlichen Schwester und ihrer genzen Familie eine anständige und zierliche Wohnung gewährt, „nichts weniger als erfreulich;" ein neuerbautes Theater im Hintergebäude kaum der Rede werth; erst hundert Ducaten

monatlich gar nichts; dann drei hundert Louisd'or monatlich nur eben zur Bestreitung der Oekonomie; einige tausend Thaler von Zeit zu Zeit zu Badereisen sehr natürlich; Schmuck und Bedürfniß für den erhabnen Beschützer, der sie auf Reisen schickt, gegen ihren Willen zwingt Gräfin zu werden, bei Hofe präsentirt; — — — die Juwelen, die sie vom Könige bekommen, sollen nach gerichtlicher Taxation (dessen natürlich, was dem Taxator als solche vorgelegt wird) noch lange nicht zwanzig tausend Thaler betragen haben; die Juwelen, welche sie sich selbst angeschaft, (wovon?) oder von andern Personen zum Geschenk erhalten, (wofür?) „gehören hoffentlich nicht fürs Publikum.“ Wie naiv! Zwei tausend Thaler jährlich auf angekaufte Güter für ihre Kinder; nach dem Tode des Grafen von der Mark die Zusicherung der ganzen Güter-Revenue von vier tausend achthundert Thaler, die endliche Erlangung des völligen Eigenthums jener für 136000 Thaler angekaufte Güter; bei aller Verschwendung auf Reisen und in Berlin doch noch zurückgelegte und in der Bank belegte dreißig tausend Thaler; geschenkt erhaltenes Silbergeschirr, was 26579 Thaler taxirt wird, und endlich zum Schlußstein 500,000 Thaler in holländischen Banconoten in aller Form zugesichert — das alles wird schließlich als ein gerechter Lohn für aufgeopferte Unschuld, für getheilte Jugendnoth ganz bequem angerechnet.

Nun steigt des Magisters Logik und des guten Kindes Verblendung aufs höchste. Der Verfasser der Charakteristik Friedrich Wilhelms III. läßt diesen seinen weichen Vertrauten klagen: „daß er nicht zu seinem sterbenden Vater hindürfe, das Weib, welches um ihn ist, will es nicht haben, aber wart! so bald ich König bin, will ich dich bestrafen, schändliches Weib. Ich hasse niemand, lieber Köckritz, aber sehn sie, dieser Frau könnte ich den Kopf abschlagen lassen.“ Köckritz antwortet, wie gewöhnlich, auch hier nichts, aber die Schöne bringt ein Billet von ihm vor, in welchem er ihr sechs Jahr nachher einen Besuch zusagt. Hiedurch beschwört sie ihn jene schriftlichen öffentlichen Lügen öffentlich zu widerlegen, und findet schließlich die Widerlegung schon darin, daß der König ihr nicht aus Haß den Kopf hat abschlagen lassen, „da doch nichts den König hindern konnte zu thun, was er als Kronprinz wünschte.“ In diesem Worte liegt ein trefflicher Charakterzug für eine Favorit-Sultanin.

Nun hast Du doch wohl genug? und wir sind dennoch erst Seite 82; der erste historisch polemische Theil des Werkleins zählt aber allein 298 Seiten — die übrigen 216 Seiten schleppt der ungeschickte Geselle das arme unschuldige Wesen durch allen Mist und Teufelsdreck der elenden Scribler männlichen und weiblichen Geschlechts, die das lustige, über-

müthige Kind der schändlichsten Vergehungen zeihen, an die wohl selbst der niedrigste Pöbel eben so wenig geglaubt hat, als das holde Kind sich selbst so ganz unschuldig davon wissen mag. Sie muß dennoch ihre recht ekelhaft widrige letzte Heirathsgeschichte mit einem jungen schönen Comödianten und dessen Davonlaufen, ihr Nachlaufen und sein schmähliges Trotzen nach dreijähriger höchst glückseliger Ehe, in der es ihm aber schon im ersten Jahre so heiß wurde, daß er bis Paris laufen mußte, so recht in die Breite selbst erzählen; den Beschluß machen wahre Tollhausscenen mit verrückten, versoffnen Weibern, aus denen kein Mensch klug wird.

Der zweite Band besteht aus hundert Liebesbriefen und kriechenden Episteln von verliebten und verrückten, alten und jungen Gecken, kriechenden und bettelnden Fürsten, Ministern, Gesandten und ihren Weibern und dergleichen vornehmen Pöbel mehr, alle aus den letzten Jahren des glänzenden Prunklebens. Da kommen denn auch, um das Gespann voll zu machen, die armen Lieutenants, Hofmeisters und Poeten mit auf Knieen angerutscht. Der tolle Bischoff Bristol, einige siebenzig Jahre alt, und ein junger geckhafter Chevalier de Saxe spielen die Hauptrollen darin. Von dem alten Narren nur das kleinste Pröbchen, an eine ziemlich bejahrte Frau geschrieben: „Dans une heure - mais une heure bien

longue je pars pour l'Allemagne, l'antipode de cet enfer Italien, et comme le vent est au nord chaque pas que je ferai, je me dirai: peut etre ce soufle vient d'Elle — a passé sur ses levres de Roses, s'est amalgamé avec son haleine de Zephyrs et je croirai inhaler au moins quelques atomes de l'haleine de ma chère Wilhelmina." Der Chevalier fängt einen Brief so an: Tu m'as donné en partant un mouchoir, tu savois d'avance que je ne pourrois pas le voir loin de moi, sans fondre en larmes. Eh bien oui, tu as eû raison, il est trempé de mes pleurs ce mouchoir etc. etc. Und solche Kindereien läßt eine Frau von einigen funfzig Jahren in ihrer Apologie abdrucken! —

Verhüt's Gott, daß sie mich nicht festhält, meine Meinung über das Büchlein zu wissen, oder wie sie ihre Apologie hätte klüger machen sollen, wenn's doch einmal nicht geschwiegen seyn konnte, was in solchen kitzlichen Fällen aber immer bei weitem das Klügste ist. Ich wüßte ihr nichts anders zu rathen, als eben so gerade heraus, wie sie gelebt, auch zu sagen, ohngefehr so:

„Ich war ein kleines nettes patziges Stutznäschen, eine wahre Roxelane, der Kronprinz, ein zärtlicher Schäfer, sah mich tanzen, verliebte sich in meine schöne Gestalt und den weißen Hals und Bu-

sen, wurde mit meiner Mutter eben so schnell fertig, als mein eigentlicher Vater, nahm mich zu sich nach Potsdam, liebelte und tändelte mit mir, und ließ mir auch nebenher manchen andern lustigen Spaß zu. Der mit Rietz bekam mir am übelsten. So bald ich einen Sohn von ihm hatte, war der Prinz zu delicat und zu gewissenhaft, weiter mit mir zu thun zu haben. Ich mußte mich endlich gar mit ihm entfernen; aber zu unserm Glück waren die Schönen, die auf mich folgten, nicht so geschickt und unterhaltend wie ich; die andern Bedienten nicht so tüchtig und gewandt, wie Rietz; der Kronprinz konnte uns nicht entbehren; Gewohnheit und mancherlei Bedürfniß fesselten ihn an uns, und wir bekamen ihn bald ganz in unsre Gewalt. Ich ward die Herzensvertraute des guten Königs, der so gern immer mit Weibern lebte, so manche Mißhandlung von ihnen erlebte, und seine Noth mit ihnen gerne in meinen Schooß und Busen, in dem sichs immer noch weich ruhte und schaukelte, ausschüttete. Die Voß und Dähnhof verlangten zu ungestüm meine Entfernung, und bereiteten mir dadurch ein gutes Spiel durch Trotz und Jammern und tausend schöne Künste mich fester zu nisteln, als je vorher. Seine gewohnten kleinen Amüsements fand er doch nur bei mir, und es blieb mir gewiß nicht das leichteste Geschäft, ihn zu trösten und zu amüsiren, wenn die andern ihn mit empfindsamen Grillen, oder mit Stolz und Hohn ennuyiret und aufgebracht

hatten. Dabei hatte ich noch immer mit mancher Noth und Verlegenheit zu kämpfen. Er war das so von früh her gewohnt, mich in den ungleichsten Lagen nothleiden und schwelgen zu sehen, daß er immer noch nicht zu bewegen war, mir einen hinlänglichen Etat zu machen, ich mußte das meiste einzeln erschleichen und erbetteln, monatlich Rechnungen einreichen, und blieb dadurch abhängig von Rietz, durch dessen Hände alles ging. Diese verworrene Wirthschaft hat dem Könige mehr gekostet, als wenn er mir gleich einen guten, ansehnlichen Etat gemacht hätte, und ich hatte doch weiter keinen Gewinn davon, als daß ich meine täglichen eiteln Gelüste mit Noth und Mühe befriedigte. Wäre Rietz klug genug gewesen, unsre Lage recht zu benützen, und hätte sich mir angenehm zu machen und zu erhalten gewußt: so hätten wir ganz anders das Land regieren können, und die Jesuiten und Geisterseher sollten nicht viel Raum gefunden haben. Rietz traute aber dem alles vermögenden Weibe nicht, und mag auch wohl recht gehabt haben. So recht viel lag mir auch nicht am Länderregieren, dazu war ich zu leichtsinnig und zu eitel; ich liebelte, jubelte, schmaußte und tanzte lieber; hatte auch ganz kluge Freunde, die mir wohlmeinend riethen, mich in nichts zu mengen, und nur meinen eignen Vortheil zu besorgen. Meine Liebhaber waren glücklicher Weise meistens genereuse Soldaten, die eben nicht große Anstrengung für ihr Glück

von mir verlangten; und so ging alles gut, bis das Unglück den pohlnischen Grafen Oborski, einen natürlichen Sohn des Fürsten Sapia, zu mir führte, der mir die fatale Idee in den Kopf setzte, ich müßte mir die Dübarry zum Muster nehmen, müßte großes Vermögen erlangen, müßte reisen, geadelt und bei Hofe präsentirt werden. Das Adeldiplom und die Präsentation machten mein Unglück. Man ennuyirte sich an dem Hofe der Königin viel zu sehr, um nicht in der Verfolgung einer bisher nur verachteten Person seine Unterhaltung, sein Glück zu suchen. Meine Lieutenants, Poeten und Sänger hatten mir den Kopf verdreht, ich glaubte bei Hofe, wie in meinem Hause, allen imponiren zu können, jeder meiner Schritte, jede meiner Mienen, die ich immer höher spannte, je mehr man mir manquirte, beleidigten, und zur alten Verachtung gesellten sich Haß, Neid und Verfolgung. Bei alle dem ging die Bettelei nun erst recht an. Für jede freundliche Miene sollte ich eine ansehnliche Gnadenbezeugung oder Geld beim Könige auswirken. Da ich das weder konnte noch mochte, so hatte ich bald den ganzen Hof gegen mich. Es kostete immer noch Kunst genug beim Könige, den ich seit der Entfernung der stolzen Dähnhof wieder ganz allein zu bearbeiten hatte, für mich selbst die Heirathsanträge und enthusiastischen Verheißungen alter und junger englischer Narren bei dem schwachen Könige so zu benutzen, daß ich endlich

zum Besitze ansehnlicher Güter und eines Geschenks von einer halben Million Thaler in holländischen Bankonoten gelangte. Kaum waren mir diese aber fest zugesichert, als sich der kleine infame schlesische Jesuit an mich annistelte, mich mit seiner verstellten Verliebtheit und Anbetung so verblendete und umstrickte, daß ich, aller Warnungen meiner bessern Freunde ungeachtet, alle Sicherheitsmaaßregeln versäumte. Bis der König starb, lag er vor mir auf den Knieen, und in dem Augenblicke, da er die Augen schloß, ließ das kleine rothäugige Ungeheuer mich arretiren. Es ward ihm leicht, dem jungen Könige meine Person und meine Millionen als höchst wichtig fürs Land vorzustellen, und seine ganze Aufmerksamkeit auf mich zu richten und von ihm selbst abzuziehen. Ein förmlicher wichtiger Proceß, den er mir sogleich machte, war dazu das sicherste Mittel. Seinem Hauptmitschuldigen mußte der gute König, bei dem der gute Sohn immer über den Kronprinzen das Uebergewicht hatte, gleich am ersten Tage seiner Regierung, mit dem höchsten Ehrenzeichen decoriren und auch ihn so vor aller verdienten Inquisition sicher stellen. So ward ich das einzige Schlachtopfer und die eigentlichen Verräther und Verbrecher gingen frei aus, bekamen nun erst recht freies Feld den Untergang der preußischen Monarchie herbeizuführen. Ich armes Weib stand vor einem zahlreichen strengen Gericht. Zu meinem Glück waren meine Richter

rechtliche Männer, die mich nicht ohne hinlängliche Beweise verdammen wollten. Diese fanden sie nicht, denn wenn mich gleich die Engländer und Franzosen, die mich in den letzten Jahren umgaben, zu allerlei politischen Absichten gebrauchen und mißbrauchen wollten: so war ich doch zu klug, um mich mit ihnen in etwas reelles und gar schriftliches einzulassen. Lossprechen durften mich meine Richter darum doch nicht, da es mir einmal zum ausgemachten Verbrechen angerechnet worden war, ein paar Millionen dem Könige gekostet zu haben; wodurch indeß doch eigentlich laut erklärt wurde, daß kein König von Preußen das Recht habe, seiner Maitresse ein paar Millionen zukommen zu lassen. Heimlich hatte ich mir ja nichts zugeeignet; es war alles durch die gehörigen gerichtlichen Formen und durch das eigentlich regierende Kabinet gegangen. Genug, man nahm mir mein mühsam erworbenes Eigenthum, und nahm mir, um mich kirre zu machen, für die ersten Jahre auch meine Freiheit. Bei solcher Ansicht der Sache muß ich es noch immer für eine Großmuth des Königs ansehen, daß er mir von den mir entzognen funfzigtausend Thaler Revenüen, auf die ich wohl rechnen konnte, viertausend Thaler jährig ließ.

Auf meine Gräfin, die ich so hübsch hofte fortzuspielen, mußte ich nun wohl Verzicht thun, auf das närrische Glück, Prinzen, Mylords und Excellenzen zu meinen Füßen zu sehen, nicht weniger. Ohne

Mann konnte ich nun aber einmal nicht leben, und so ergab ich mich dem ersten, dessen reizende Gestalt mir ganz gefiel, ohne mich weiter an sein lustiges Metier zu stoßen. Hübsche Schauspieler und Sänger haben mir immer wohlgefallen. Was so nothdürftig zum äußern Anstande gehörte, um nicht mit einemmale gar zu platt von meiner Gräfin herabzufallen, fand sich auch in seiner Familie, der er entlaufen war, und so heirathete ich ihn, und gedachte mir nun eines angenehmen Sündenbocks versichert zu haben, auf den ich meine Launen und periodische Zärtlichkeiten nach Gefallen ergießen konnte. Der lustige Kauz war aber klüger als ich dachte, ging mir davon und spielte wieder mein Spiel mit der schönen Schauspielerin Rose zu Wien. Die ist nun todt, und mein poetischer Herr von Holbein wird nächstens hier als Schauspieler auftreten. Den Spas will ich doch mit ansehen, und find ich ihn kirre geworden, so fang ich ihn wohl noch einmal ein; wo nicht, so hab ich hier einen zur Hand, der auch nicht zu verachten ist. Damit hab ich nun so treu und redlich gebeichtet, als es mir in der Welt nur immer möglich war. Ob alles so ganz genau wahr davon ist, kann ich indeß doch nicht beschwören; ich habe die Welt und meine besten Freunde so oft belogen, daß ich manchmal warhaftig nicht ganz sicher bin, ob etwas, das ich fest glaube, wahr ist oder nicht."

Neunter Brief.

Dresden.

Mein Schicksal, oder um weniger vornehm zu sprechen, mein Geschäft hat mich diesmal schneller von Berlin weggeführt, als ich es wünschte; mir um so unangenehmer, da man sich dort eben mit der baldigen Rückkehr des Hofes schmeichelte, an die ich freilich nicht so ganz glauben kann, wie die meisten, ihrem Hofe mit vieler Anhänglichkeit zugethanen Berliner. Wird diese Hoffnung indeß erfüllt, nun so wird mich auch dasselbe Geschäft, welches mich jetzt von dort entfernt, bald wieder hinführen. Dann wird mein Aufenthalt auch hoffentlich von desto längerer Dauer seyn, und ich werde meinen Vorsatz, mein Versprechen für Berlin ganz erfüllen können.

So wie ich auf dem Wege hieher den alten abscheulichen Sandweg durch ödes häßliches Land

fand — besonders so lange der Weg durch preußisches Gebiet ging — so find ich hier auch das alte gute Dresden ganz wieder. Eben so großstädtisch, anständig und ordentlich in seinem Aeußern, als kleinstädtisch, engherzig und ungesellig im Innern. Dieses letzte fällt jetzt noch mehr als sonst in die Augen, da der Krieg viele der reichen und geselligen Russen und Pohlen, die sonst hier mit ihren schönen Weibern und Töchtern zu leben pflegten, entfernt hat, das Corps diplomatique weniger zahlreich und glänzend ist, als ich es einst hier fand, und die nordwestlichen Zugvögel weniger häufig ihren Flug hieher richten, als in den letzten Jahren vor dem Kriege.

Auch den Unterhaltungen, die sonst der Theater- und Musikfreund hier fand, hat der Krieg nicht wenig geschadet. Die italiänische Oper und Kapelle werden vernachläßigt, und von Jahr zu Jahr schwächer von vorzüglichen Künstlern und dem alten gerühmten Ensemble. Die damalige schöne Kirchenmusik in der katholischen Schloßkapelle erkannte ich kaum wieder. Das deutsche Hoftheater soll gar ganz abgeschaft werden.

Welche unerschöpfliche Unterhaltung und Belehrung gewähren hier aber nicht die herrlichen Kunstsammlungen und wissenschaftlichen Veranstaltungen, die ich wieder mit neuem Vergnügen und Nutzen täglich genieße; welche die in sich zufriednen Dresdner selbst aber noch eben so wenig zu genießen und zu benutzen verstehen als ehedem. Ihr blaues Wunder haben sie daran, wie man mehrere Tage hintereinander auf der Bildergallerie von Morgen bis Abend zubringen kann, und wohl den weiten Weg, über die lange Brücke, bis zum japanischen Palais, wohl gar in schlechtem Wetter, hinaus machen kann, um glückliche Stunden mit den alten geflickten Antiken dort zu verleben, oder sich Belehrung in den alten Büchern der Bibliothek zu holen. Doch das findet man ja überall, wo die schönen Künste nicht auf eigenem, durch Jahrhunderte hindurch zubereiteten, mit Liebe gepflegtem Boden erblühten, und selbst dort, wie oft werden die nachkommenden Geschlechter den glücklich vorangegangenen, bildenden und schaffenden, so ganz unähnlich, daß die todten Götter zuletzt wohl traurig mitten unter lebendem Erdenpöbel stehen.

Welche reine frohe Genüsse gewährt nicht auch die ganze Umgebung von Dresden dem Freunde der Natur! Von Meissen bis Schandau — es giebt fast keine angenehmere, reichere, lieblich romantischere Wasserfahrt, als dieser Weg auf der Elbe — und dann wieder landeinwärts von Dresden durch den herrlichen plauischen Grund und das köstliche Tarant, nach Freiberg hin, wo der Freund und Kenner der Natur und Wissenschaft, in des edlen Werners Nähe, so viel Belehrung und Unterhaltung findet. Selten besucht man auch diesen alten Sitz der Bergwerkskultur, ohne sich mit interessanten lehrbegierigen jungen Männern und unterrichteten Reisenden mehrerer Nationen dort zusammen zu finden.

Dresden bleibt immer noch der erwünschteste und in jeder Rücksicht vortheilhafteste Aufenthalt für jeden, der sich gerne von der großen üppigen, geräuschvollen Welt entfernt, und doch nicht, der Kunstgenüsse entbehrend, in gänzlicher, ländlicher Ruhe leben mag. Familien, die nicht nur für eignen Genuß, auch für Erziehung und Bildung ihrer Kinder zu sorgen haben, können wohl nicht

leicht eine angesehenere Stadt zu ihrem Aufenthalte wählen, die alles dazu gehörige besser und angenehmer gewährte als Dresden.

Selbst der Mangel an Großleben und Geselligkeit ist für den, der gern ein stilles Familienleben mit wenigen Freunden lebt, hier erwünscht; er wird zu keinen überflüssigen Ausgaben verleitet, er lebt sein tägliches bürgerliches Leben wohlfeiler und doch angenehmer als irgendwo anders, und wird nie durch eine schreiende, beleidigende Ungleichheit beleidigt.

Wenn ich Einwohner großer, zurückgekommener Residenzstädte, oder Bürger großer Handelsstädte, die durch unsinnigen Luxus und plötzlich gehemmten Handel in beengende Stockung gerathen, über ihren Wohnort klagen höre, möcht ich ihnen gleich zurufen, zieht doch nach Dresden, wo ihr für die Hälfte des Geldes, das ihr dort mit Unmuth und Galle verzehrt, ein sehr anmuthiges, ungezwungenes Leben führen könnt.

Der Hof ist hier noch immer gänzlich vom Publikum gesondert, lebt sein altes steifes Etikett-

leben — im Winter in der Stadt, im Sommer in Pillnitz — immer fort, wie auch eigentlich jeder Hof thun sollte, wenn er seine Existenz für Unruhe und gefährliche Collisionen sichern will. Jede Annäherung zu den mannichfachen Ränken der Gesellschaft, oder gar freie Vermischung mit ihnen, führt zu Vergleichungen, die dem Hofe und besonders seiner gewohnten Umgebung überall nachtheilig werden müssen. Wie gut und gebildet der Hof auch sey, in allem was sein Kreis ihm gewährt und von ihm heischt, und wie gefällig der Hof sich auch gebehrde, der denkende und wahrhaft thätige Bürger wird ihm immer an reiner Ansicht der Dinge und an weiter Umsicht, besonders aber an Lebenserfahrungen, fruchtbarer Klugheit und thätiger Kraft, weit überlegen bleiben. Es liegt zu sehr in der Erziehung und Lebensweise beider, als daß es irgenwo anders seyn könnte.

Besteht der Hof selbst größtentheils aus guten, ruhigen, auch wohl bejahrten, nach keiner lebhaften Einwirkung strebenden Personen: so ist jenes abgemessene, geregelte, alte Hofleben auch

das bequemste für ihn, und wohl am wenigsten drückend und beleidigend für andre. Das große Ansehen und die allgemeine Beliebtheit, in welcher sich der hiesige Hof bei jener beschränkten Lebensweise seit beinahe funfzig Jahren erhalten hat, ohnerachtet er auf einen der üppigsten und glänzendsten Höfe folgte, die Deutschland je sah; beweist auch hinlänglich, daß Consequenz, Rechtlichkeit und Ordnung die Sicherheit des regierenden Hauses und des Landes besser begründet und erhält, als Glanz, Verschwendung und sogenannte Popularität, die so manchen großen und kleinen Hof heruntergebracht und vernichtet haben.

Freilich muß bei solcher Lebensweise der Regent sich nicht nur mit den täglichen einförmigen Regierungsgeschäften, er muß sich auch wissenschaftlich beschäftigen können und die schönen Künste lieben und üben, sonst würde er sammt seiner Umgebung ein sehr langweiliges Leben führen. Das ist aber bei dem jetzigen Könige von Sachsen auch der Fall; er ist sehr unterrichtet, liest viel und treibt Botanik und Musik so leidenschaftlich, wie er irgend etwas zu treiben vermag.

In dem persönlichen Benehmen des Hofes sollen indessen die letzten Zustände und hohen Besuche doch auch manche Aenderung bewirkt haben. An die Stelle des bloßen Kopfnickens sind kurze Anreden, wohl gar verbindliche Worte, selbst für Gelehrte und Künstler gekommen. Die Nähe der Menge, auch von verschiedenen Religionsverwandten, wird weniger ängstlich gemieden, und die königlichen Prinzen sollen seit ihrem letzten, ziemlich langen Aufenthalte in Leipzig nicht mehr die Zimmer ausräuchern lassen, die eben durch die Nähe von Protestanten verunreinigt wurden.

Eine Neuerung von größerem Nutzen für das Land ist es, daß in den letzten Jahren mehrere jüngere fähige Männer ins Ministerium, am Hofe und in der Armee zu ansehnlichen Stellen gekommen sind. Da ich den Hof aber diesmal während meines kurzen Aufenthalts nur in Pillnitz gesehen habe, wohin ihm gewöhnlich nur die ältesten, vertrautesten Diener zu folgen pflegen: so habe ich weniger Gelegenheit gehabt, die neuangestellten näher kennen zu lernen, manches aber zu ihrem Vortheil vernommen.

Mit großem Vergnügen hab' ich in Pillnitz und auch hier wieder die königlichen Gärten und Treibhäuser besucht; sie sind in der letzten Zeit eben nicht reicher an Seltenheiten geworden, aber doch in ihrem alten Reichthume sehr gut unterhalten. Man sieht es ihnen an, daß der Regent selbst sich damit beschäftigt und gerne etwas daran wendet. Dort sieht man den König auch öfter allein umhergehen und sich nach allem erkundigen. Eine solche einsame Promenade soll einst eine naive Scene mit einem Bauern veranlaßt haben. Der katholische Landesherr sah mitten in einem Felde, welches der Bauer beackerte, ein altes verwittertes Kreuz stehen und frug diesen, was das Kreuz da bedeute; worauf der ehrliche protestantische Bauer erwiederte: das wird wohl noch so ein Ueberbleibsel vom alten katholischen Heidenthume seyn.

Für so manches, besonders die Landesindustrie und Landespolicei betreffend, sagt man, geschähe noch immer zu wenig; es sey zwar sehr löblich, daß der König sich die Abtragung alter Landesschulden von jeher zum ersten und wichtigsten Augenmerk genommen; so bald das aber bis

zu einem gewissen Grade ausgeführt, und für die Zukunft hinlänglich für die Sicherheit der Zinsen gesorgt war, gewann das Land durch die eifrige Abtragung weiter nichts. Es hätte mehr gewonnen, wenn ein ansehnlicher Theil jenes Capitals an bessere Landstraßen und Kanäle und zur Aufnahme der guten, zum Theil verarmten, Landstädte und des Bergbaues angewandt worden wäre. Da läßt sich nun vielleicht nicht viel dagegen vorbringen; aber gut und rühmlich bleibt doch immer die treue Ausführung jenes ernsten Vorsatzes. Manches ist denn auch wohl nebenher geschehen. Die Landstraßen sind nicht mehr so ganz und allgemein schlecht, wie ehedem. Stückweise haben die Hauptstraßen, besonders in der Nähe der Städte, recht gute Chausseen bekommen, und die Post scheint mir auch besser bedient zu seyn als sonst. Die Fabriken und der innere Landhandel gewinnen jetzt durch die Sperrung der äußern Zufuhr von selbst; jene können für die großen Nachfragen und Meßbestellungen kaum genug liefern.

Das Militär hat, wenigstens an äußrer Haltung, durch den Krieg offenbar gewonnen, wahr-

scheinlich auch an innerm Werthe. Die Sachsen haben, wie die Baiern und Schwaben, Gelegenheit gehabt zu beweisen, daß es bei ihnen nur auf die Anführung ankömmt, um keinem andern Militär nachzustehn. Selbst unter ihnen haben sich Anführer nach auswärtigen Mustern gebildet, und stehen jetzt in höherer Achtung bei ihren Truppen. So wird das deutsche Volk durch die schmähligen Kriege gegen sich selbst, wenigstens kriegerischer und fähiger, künftig auch für sich selbst mit Erfolg fechten zu können. Kein Unglück ohne Gewinn, wer diesen nur zu beachten und sich anzueignen weiß.

Zehnter Brief.

Nürnberg.

Mit blutendem Herzen hab' ich den Weg hieher durch das baireutisch-anspachische Land genommen. Welche Zerrüttung in dem sonst so glücklichen Lande unter Hardenbergs Regierung! Man mag seine weise Verwaltung wohl so nennen; denn seine Vollmacht und sein Vermögen jeder Art ging so weit, daß er dem Lande ein wahrhaft wohlthätiger Regent seyn konnte, und sein edles Herz, sein weiser Eifer ließ es ihn auch ganz seyn. Daher konnte auch alles eine Uebereinstimmung und Vollendung gewinnen, wie beides fast keine andre preußische Provinz in solchem Grade genoß. Aber eben das weckte auch die Mißgunst und Habsucht und Herrschsucht gewisser Unersättlichen, und die unselige preußische Gleichungsmaxime mußte für alle Provinzen von Ost- und Südpreußen bis nach Anspach hin mit

blindem Eifer angewandt und ausgeführt werden. Wer die Klugheit und Weisheit kennt, mit welcher der Minister von Hardenberg bei dem frühern Durchmarsche der Franzosen unter Jourdan, bei der fast keine conventionsmäßige Verabredung genau gehalten wurde, sich benahm, der kann wohl keinen Augenblick daran zweifeln, daß er sich nicht auch bei dem zweiten erzwungenen Durchmarsche, der so viel Unheil über Deutschland und Preußen gebracht, zur Stelle so benommen haben würde, daß das größte Uebel abgewandt und vermieden worden wäre. — Doch das sind unheilbare Uebel, die kein frommer Wunsch, kein einzelnes Bestreben wieder bessern kann. Die Zeit und guter deutscher Sinn können nur aus allen diesen Uebeln dereinst auch neues Heil hervorrufen.

Hier hab' ich mich an den herrlichen Bildern des edlen Albrecht Dürer wieder sehr ergötzt. Die guten Patrioten zittern schon davor, daß sie ihnen nicht bleiben werden, daß sie zur Verherrlichung der königlichen Gallerie abgeholt werden möchten, sobald die neue Ordnung der Dinge völlig sichern Bestand gewinnt. Wenn man mit

theilnehmender Seele erwägt, was für eine so gute alte kunstberühmte Stadt alles an dem Besitze eines so alten Nationalschatzes hängt, so wird man es nicht thun. Die Bilder selbst haben auf der Stelle, wo sie entstanden, außer ihrem innern ewigen Werthe, noch einen ganz eignen, den sie nirgend anders haben können. Nürnberg ist in kunstgeschichtlicher Hinsicht eine ganz einzige Stadt. Auch in der berühmten Frauenholzschen Kunstsammlung sah ich schöne Sachen, besonders in Handzeichnungen alter und neuer Meister. Selbst der reiche Waarenladen vou Bestelmeier, der wohl keinem in Paris und Wien etwas nachgiebt, hat mir einen erfreulichen Anblick und eine unterhaltende Stunde gewährt.

Eine wissenschaftliche Anstalt ist hier auch im Werden, die meine ganze Aufmerksamkeit an sich zog. Es ist das Real-Institut, welches unter der Aufsicht eines Generalcommissarius des gebildeteu Freiherrn von Lerchenfeld und der Direction des trefflichen Schuberts, der ehedem in Dresden lebte, etwas Großes in seiner Art werden muß. Paulus, der berühmte Philolog, wirkt als Oberdirector des gesammten Schulwe-

sens auch wohlthätig darauf ein, und wenn die projective Kunstschule noch zu jener wissenschaftlichen Bürgerschule hinzukommt, kann Nürnberg wieder zu seiner ehemaligen Tüchtigkeit und Meisterschaft in bürgerlichen Gewerben und mechanischen Künsten gelangen. Den alten deutschen Grundcharakter findet man dazu bei dem hiesigen Handwerker noch häufig genug.

Dem Gymnasium, welches für die höhere wissenschaftliche Bildung eingerichtet ist, steht hier auch der wackere Gehling vor, der mit Schelling und Niethammer ehedem ein philosophisches Journal besorgte. Diesem letzten verdankt Baiern die weise Schul- und Studieneinrichtung, nach welcher die gelehrten Studien, von der jedem Bürger wichtigen und nothwendigen ersten Schulbildung getrennt worden. Wenn dabei auch Real- und Kunstschulen und die gelehrten Gymnasien gehörig in einander greifen und die Universitäten eine ächte freie Universitätsverfassung erhalten: so müssen daraus Resultate hervorgehen, die den lehr- und wißbegierigen Baiern für manchen reellen Verlust der letzten Zeit wiederum trösten und einigermaßen schadlos

halten können. Dem guten alten Nürnberg wünsch' ich besonders von Herzen, daß diese weise begonnenen Neuerungen mit der Ruhe und geräuschlosen Thätigkeit fortgesetzt und beendigt werden mögen, mit der sie bisher geführt wurden.

Elfter Brief.

Inspruck.

Hier will ich einen Ruhetag ganz für Dich anwenden, um meine zu lang gehäufte Schuld abzutragen, und alle Erinnerungen aus Baiern aufs Papier zu schütten, ja wo möglich rein abzuschütteln. Denn wahrlich, Freund, mich graußts vor dem Bilde, welches ich von dem rauhen, schmutzigen Lande mit mir herumschleppe. Der zum Theil schlechte Boden ist wie der bessere noch eben so schlecht angebaut, als wir ihn auf unsrer frühern Reise fanden. Die Dörfer sind noch eben so armselig und schmutzig; die plumpen Bauernkerle, so selten gutgewachsen und noch weniger glücklich gebildet, sind noch eben so grob und lermig, liegen sich noch immer bei allen Gelegenheiten in den Haaren; Balgereien und Schlägereien machen noch immer die Seele ihrer Kirchweihfeste und jedes Sontags, und jedes Tags,

an dem sie Zeit und Geld genug haben, sich in ihrem schweren Biere voll zu saufen. Mord und Todschlag gilt dabei für groben Spaß.

Die kleinen Städte, in so geringer Anzahl für ein so weitläuftiges Land, sind noch immer so unbedeutend und unansehnlich, ihre Bewohner noch eben so faul, von aller Industrie und Betriebsamkeit ferne.

Die Verminderung der Pfaffen und Mönche hat die Dummheit, die Liederlichkeit und Faulheit um nichts vermindert; in keinem Lande der Welt ist sie wohl so allgemein durch alle Klassen des Volks verbreitet. Die feindlichen Armeen haben in der letzten Zeit auch noch obendrein das schöne Blut und Fleisch der Weiber verdorben, an dem wir uns sonst nicht satt sehen und saugen konnten. Nur an ganz jungen Mädchen sieht man noch gewöhnlich die herrlichen roth und weißen Farben, die sonst an jedem weiblichen Leibe wie Licht und Feuer glänzten. Die meisten Weiber tragen ihr reichliches Fleisch welk und blaß umher. Dazu kommt den Landweibern anjezt die fatale Tracht der steifen hohen Schnürbrüste, die

uns sonst so oft ärgerlich und hinderlich wurden, ganz gut zu statten.

In der Hauptstadt hat sich auch eben nichts zum Vortheil geändert. Die Einwohner, die sonst nicht Fleisch, nicht Fisch waren, sind jetzt häufig auf eine lächerliche Weise französirt. Die Liederlichkeit konnte bei denen nicht zunehmen; es ist nur mehr Kunst und Manier hineingekommen.

Der Adel ist noch ganz so schwelgerisch und recht dummgrobsinnlich, liebt das Spiel mehr wie sonst noch, und versinkt ganz in Ausschweifungen. Um den Staat, der ärger verschuldet ist, als je, kümmert sich der Adel so wenig, als der Bürger und Bauer.

Der König setzt noch, wie ehedem, viel Ehre darin, in der französischen Armee gedient zu haben, und dadurch zu der Fähigkeit gelangt zu seyn, die Truppen auf französischen Fuß gut einrichten und exerciren zu können. Durch sein Beispiel gereitzt, kommt denn auch allerdings mehr militärischer Eifer in den Adel; dennoch besteht ein großer Theil der Officiere aus Ausländern. Wenn ich meinem Vaterlande hätte untreu wer-

den mögen, hätt' es eben nicht schwer halten sollen, dort mit Vortheil angestellt zu werden. Im Ganzen haben die Truppen auch ein gutes stattliches Aussehen; und der Soldat wird sich gewiß brav schlagen, wenn's dazu kömmt und wenn er gut angeführt wird. Doch das ist bei allen deutschen Truppen der Fall.

Das ehemalige gute Theater hab' ich in München am meisten vermißt; Schauspiel und Oper haben beide sehr verlohren. Durch reisende Sänger und Sängerinnen soll zuweilen eine gute italiänische Oper zusammengesetzt werden, in welcher auch eure kleine Schmalz einige Male eine große Rolle gespielt haben soll. Brizzi, ein italiänischer Tenorist, ist der Abgott des Hofes und der großen Welt, s'il-y-en a. Daran hab' ich nun eben keine besondre Lust, wie Du wohl weißt.

Nach diesem Gemählde wirst Du Dich aber wundern, daß ich so lange mich dort aufhielt. Doch Du weißt auch, woran ich wieder ganz besondere Lust habe, und das hat mich denn auch wirklich allein so lange dort halten können. Die Weiber sind noch immer ein gar liebliches, feuri-

riges Geschlecht, und einige Bekanntschaften mit fremden Frauen gaben das Salz zu dem einheimischen Fleische. Du weißt, mit den baierschen schönen Weibern läuft alles so ganz und gar auf Sinnlichkeit hinaus, daß das Ding denn doch nicht gar lange vorhält, wie tapfer man auch gegenhalten mag. Jetzt ist der Teufel gar los. Du ziehst Dir keine leise nach in die Ecke, daß auch nicht gleich das lose Halstüchel rückwärts fliegt und der gierige Schatz sich warm ansaugt. Und dies ist nicht blos der Fall bei solchen vogelfreien Dingern, von denen man sich's erwarten konnte; mit jedem Stande, mit Weibern wie mit Mädchen, mit alt und jung begegnets Dir täglich. Du hast da weit mehr Mühe die Fischlein wieder los zu werden, als sie zu angeln. Ja mir ist es mehrmalen mit ganz honetten angesehenen Bürgermädchen begegnet, daß sie mir ihre Neigung in Gegenwart von Eltern und Verwandten mit recht ungestümen Umarmungen und Küssen zu erkennen gegeben haben, und es hat mich oft recht angenehm gerührt, daß keiner von allen Arg daraus hatte. In der Schweitz, in kleinen ganz frei und unbefangen

lebenden Cantons, war mir das wohl eher mit ganz unschuldigen Mädchen begegnet; aber in Städten und in ganz ansehnlichen Familien nie außer München.

Der größte Beweis von der Dummheit und Characterlosigkeit der meisten Baiern ist, daß sie alle kaum drauf achten, was mit ihnen seit einigen Jahren für Veränderungen vorgehen. Wenn das Land nur auf Kosten Oestreichs erweitert und so ihre recht grobe Schadenfreude genährt wird; so kümmern sie sich weiter um nichts. Ob ihr innerer Zustand dadurch gebessert werde, ob das neue und alte Land, im Verhältniß der vergrößerten und immer noch zu erweiternden Armee, durch Cultur und zweckmäßige Finanz- und Landespolicei-Einrichtungen in den Stand gesetzt werde, mit jener ohne Last und Druck des Landmanns und Bürgers, bestehen zu können: ob die Truppen künftig ihren Sold im Lande verzehren und solches mit thätigen Händen bauen helfen werden, oder auswärts angewandt werden sollen; ob Industrie und Gewerbe durch wohlthätige und antreibende Anstalten und Einrichtungen gefördert und gesichert werden — das alles küm-

mert sie gar wenig. Ihr Regent hats nach ihrer Meinung so klug anzufangen gewußt, daß er dem großen Napoleon ganz absonderlich lieb und werth geworden, daß dieser sogar mit ihm hat verschwägert seyn wollen, seinen hübschen artigen Stiefsohn mit ihrer schönen Kronprinzessin verheirathet hat u. s. w. Der König hat ja dem Kaiser immer so viel guten Willen und Bereitwilligkeit bezeugt, ihm alle seine Absichten auf das übrige Deutschland ausführen zu helfen; dafür wird dieser nun auch wohl immer so artig bleiben und ihrem Herrn und Lande stets neue Länder schenken, und so wird sich alles wohl machen und wird auch immer besser werden. Der Herr sey doch auch schon zum Könige avancirt, und wenn das auch nichts einbringe, wohl gar noch etwas mehr koste, als sonst schon, zur großen Last des Landes, der Churfürst und seine Weiber gekostet haben; so gäbe es doch ein schönes Ansehen und der Baier dürfe nun für keinen anderen zurück treten. Der König selbst sey auch ein eben so lieber freundlicher, gnädiger Herr geblieben, als er immer gewesen, spräche ja mit jedermann recht freundlich, nähme auch den Hut für jeden

ab; und die Königin sey auch eine so liebe gnädige Frau; der Kronprinz noch freundlicher und artiger wie alle andern; die werden nun auch gewiß dafür sorgen, daß das Land gut regiert werde, und andere hätten sich darum nichts zu bekümmern.

Wenn bei uns der gemeinste beschränkteste Mensch so urtheilt, so finden wir es natürlich und wohl recht gut. Aber in Baiern hörst Du dasselbe vom Adel, Bürger und Bauern; und man sollte daher leicht auf den Gedanken kommen, es müsse doch mit der Regierung und Landesverfassung und Einrichtung auch so gar übel nicht stehen.

Je nun, die baierische Regierung mag am Ende auch wohl eben nicht die schlechteste seyn. Wenn auch gleich Büreaucrasie und Judenregiment da auf mancherlei Weise drückend werden soll; so hat die Regierung doch den besten Willen, allen Unfug mit der Zeit möglichst einzustellen und ein besseres System einzuführen. — Lach mir nicht ins Fäustchen mit dem hämischen Rückblick in vergangene zwanzig Jahre v o l l g u t e m W i l l e n! — H e r r S e l i g m a n n, den sie

dort

dort auch den Judenkönig nennen, wird doch nicht minder der Allmächtige bleiben, wird ja auch wohl einmal satt werden; und die vielen Weisen und Schriftgelehrten, die für die neuerrichtete, oder doch neuorganisirte Academie dort mit so ansehnlichen Gehalten hingezogen werden, müssen ja auch wohl bald auf die Bildung der Nation wirken, und in der Zukunft ins Staatsgetriebe eingreifen und manches von ihren hohen Theorieen und Abstractionen in Anwendung, Gang und Ausübung bringen. Nun, nun! lache nur nicht gar aus vollem Halse, daß ich dies von Gelehrten, und gar von Gelehrten unserer Zeit erwarte, die fast eben so selten echte Staatsbürger, als Männer der tiefen gründlichen Wissenschaft sind, für welche sonst die Regenten, die nach großen festen Principien und Maximen regierten, wohl Respect haben mußten. Beruhige Dich nur, so gar groß ist meine Erwartung eben auch nicht. Dazu hab' ich das närrische Treiben nur eben gar zu sehr in der Nähe gesehen; solche Hetze ist mir fast noch nie vorgekommen, so viel ich mich auch schon unter dem academischen Gelehrtenvolk umhergetrieben habe.

Könnt' ich Dir nur eine leidliche Skize von der Anarchie und dem kleinen inneren Bürgerkriege geben, eh' ich mich hier an die wichtigern Gegenstände mache, die eigentlich der Zweck meiner Reise sind. Ich habe zu viel Zeit für jene Späße verlohren, um nun nicht wenigstens noch den Gewinn davon zu erstreben, sie mit Dir zu theilen.

Der Präsident der Academie, ein feiner, edler Mann an äußerer und innerer Bildung, den aber nur die Eitelkeit mit der Welt in Verbindung setzt und erhält, — daher er denn auch mit der heterogenen unfeinen und unedeln baierschen Welt, wo er mit ihr in Berührung kommt, ganz komisch contrastirt, und sich auch immer mehr und mehr von ihr zurück zieht — dieser fährt mit seinen Ideen und Entwürfen schon ganz artig in den Wolken einher. Doch aber in gar zierlichen, von Strohfeuer gehobnen und erleuchteten Luftballons, und zwar so, daß das gaffende Volk da unten doch auch einige Einsicht und Ansicht dran gewinne. Voll empfindsamer Theilnahme hofft er die Jünger seiner neuen unruhigen Gemeine, von denen dieser doch dieses Gute, jener doch jenes Rühmliche hat, so nach und nach

zu sich hinauf zu ziehen, und dann in angenehmer Harmonie mit ihnen Hand in Hand dem hohen Sternenhimmel etwas näher zu rücken, als andre gute Erdenkinder, eines solchen ätherischen Hebungsmittels beraubt, auch bei dem besten Willen zu erreichen vermögen. Doch auch nicht gar zu hoch, damit der begränzte Mensch, der doch nun einmal die höhere Lenkung des Flugs im Unendlichen nicht finden kann, nicht sich und seine Liebe ins ewige Verderben stürze.

Durch seine milden, humanen Aeußerungen wird man nach der Bekanntschaft der hoffnungsvollen jüngern Männer begierig, und lernt dann zu seinem Erstaunen die Kraftmänner Schelling, Bader, Ritter und wie sie alle heißen, kennen, die mit kühnem Aufschwung sich weit über den Wolkenhimmel erheben, in welchem jener gemächlich umtreibt, und mit Cyclopenkraft und Kühnheit das innerste Eingeweide der Erde durchwühlen und in ihre tiefsten Tiefen hinab sich senken. So sehen sie, als himmelstürmende macht- und kraftvollen Naturphilosophen ihren lieben, schwebenden Wolkenpräsidenten mit Mitleiden immer nur nah an der Erde schweben und in seiner

artistischen feinen Gondel schunkeln, sie mögen ihn unter sich oder über sich erblicken.

Mit Aristophanischer Insolenz lachen sie Dir auch gerad ins Angesicht, wenn Du Jacobi einen Philosophen nennst; und willst Du zu Rettung Deiner Ehre schnell einlenken und zeigen, daß Du auch wohl wüßtest, was zu einem tüchtigen Philosophen unsrer Zeit gehört, und sprichst ihnen von Fichte etwa, so steigt das Mitleiden noch einige Grade höher, daß der gute Mann von nicht übeln Anlagen, so auf halbem Wege stehn geblieben und so verstockter Natur geworden, daß er kaum noch sich selbst mehr verstände. Ihnen mit seinen zahmen Gedanken nnd beschränkten Begriffen nachzuklimmen, daran sey nun gar nicht zu denken.

Freilich gedacht' ich nicht zeitig genug des derben Fichtes plumper Ausfälle in Vorlesungen und Schriften, gegen die Naturphilosophie und Naturphilosophen unserer Zeit, die er einerseits denn auch um kein Haar besser und gerechter behandelt. Am Ende hab' ich die Kraftmänner durch allerlei Kreutz- und Querfragen über Phi-

losophen, Litteratoren und Recensenten dahin gebracht, daß sie ehrlich genug waren zu gestehen, Steffens in Coppenhagen, dessen Beiträge auch uns einmal den Kopf warm machten, sey noch der einzige außer ihnen, der von dergleichen Dinge mitsprechen dürfe. B**, den ich dort begegnete, sagte mir dazu, Steffens sey auch der Recensent der Werke jener Kraftmänner, in der Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung. B** hat mit manchen von den stolzen Herrn einzeln viel gelebt: denn zusammen lebt das Erdengöttervolk in seinem neuen Olymp weniger noch, als in jedem alten. Alles ist mit- und durcheinander verhetzt, und verabscheut den gegenseitigen Anblick.

Dieser gründliche Hader und Zwiespalt unter den fremden protestantischen Mitgliedern ist ein erwünschter Fund für die einheimischen katholischen, die sich bei Vertheilung der äußern Vortheile ohnehin sehr zurückgesetzt glauben, und um so lieber und eifriger gegen jene, und selbst gegen den sie beschützenden Minister, versteckte Minen anlegen, die nur zu bald springen werden, da zu ihren Absichten selbst politische Verhältnisse mitwirken.

In jener philosophischen Clique sind selbst geistreiche Weiber nicht wenig wirksam. Schellings Frau, die kecke genialische Democratin, aus der Cüstinischen Zeit von Frankfurth und Mainz her bekannt, die hernach Wilhelm Schlegel in Jena heirathete und dort nicht wenig thätig gegen die alte Ordnung war, dann mit Schelling herzog, soll auch hier ihren lebendigen durchgreifenden Charakter nicht verleugnen.

Jacobi hat wieder Schwestern, deren eine ein vollkommner Mann ist an Charakter und Geist, und daher auf ihren weichern Bruder nicht weniger Einfluß haben soll, als jene auf ihren Mann.

Ritter hat sich vielleicht für ein solches Weiberregiment sichern wollen und darum seine Magd geheirathet. Aber der Teufel ist wohl schon ehe in die niedrige Frau eines hohen Gelehrten gefahren, und bedient sich dazu eben so gerne deutscher als französischer Philosophen und Dichter. So gut wie Rousseau, Diderot und Delisle von Mägden beherrscht wurden, so gut werden es auch ihre deutschen Brüder, und wa-

ren sie auch ritterlicher gebildet und gesinnt als dieser Ritter.*) Es ist ja auch überall das Weib und nur das Weib, das den Mann beherrscht, durch sein dringendes Bedürfniß, welches ihr mehr Last als Lust bringt, und durch seine herrische Trägheit in Vortheil gesetzt; nicht die Frau Gräfin und die Frau Herzogin ists. Daher müssen sich diese auch erst ganz zum Weibe entkleiden, wenn sie die rechten Männer unterkriegen und beherrschen wollen, sonst kommen ihnen die klugen und hübschen Mägde zuvor.

Zu der philosophischen Clique gesellt sich jetzt dort noch eine neue poetische. Bei der kam ich mit Goethe nicht viel besser an, als bei jener mit Fichte. Sonst ihr Abgott und höchstes Himmelslicht, muß er jetzt doch auch neuen Lichtern und Irrlichtern weihen. Dieser und jener hat freilich mit seinen freien Genieergüssen auf manche zarte und edle Seele gewirkt; und das nimmt mich nicht wunder; es sind in ihren Ge-

*) Dieser und Madame Schelling haben beide die Erde verlassen, seit dem obiges geschrieben wurde.

dichten Anklänge der zartesten und höchsten Empfindungen. Aber das macht noch kein Kunstwerk; so wenig als den Künstler ein leichtempfängliches und wiedergebendes Gemüth, das sich mit aller möglichen Bequemlichkeit so hingeben läßt, und sich lieber seine eigne Natur und Welt modelt, die sichs wohl gefallen lassen muß, gut oder übel ausstafirt zu seyn; als den Tiefen der Kunst und des Menschen nachzuforschen und sich in heiliger, stiller Liebe zu der Höhe der obersten Idee zu erheben, aus der allein die wahre Kunst hervorgeht. Die neueste Sonne hat eine ganz junge Brut aufgeladet, die sich gar wohl dabei befindet in dem aufgeregten Wasser zu plätschern und die Pflaumfedern zu putzen und auszuspreitzen.

Wenn das junge leichtfüßige, leichtgefiederte Volk nur das Leben und die Werke der größten Künstlergenies etwas aufmerksamer beachten und beobachten, und denn auch mit einem hellen Rückblick auf sich selbst betrachten wollte oder könnte! Es würde dann gewahren, wie fast alle, deren Meisterwerke auf die Nachwelt gekommen und fortleben, nach einer müh- und arbeitvollen Ju-

gend, ein ernstes, oft großes Männerleben führten, oder in heiliger Andacht und stiller Abgeschlossenhenheit der hohen Kunst und der Liebe ihr ganzes Leben weiheten, von ihr innig durchdrungen, ihr nur allein lebten; über sie alles andere vergaßen, die Alltagswelt mit allen ihren eiteln Jämmerlichkeiten tief unter sich sahen, ihre nähere Berührung wie etwas Unheiliges, Unwürdiges mit Ekel vermieden, um ganz rein und ungetrübt die eine in ihnen lebende hohe Idee zu bewahren, sie ganz in sich lebendig und wirksam werden zu lassen. So nur kann in der Seele des tiefen genialen Menschen das Höchste erwachen, köstlich erblühen und eine Frucht bringen, die da bleibt und weiter fortwirkt ins Unendliche.

Jetzt will jedes Männchen, das irgend einen lebendigen Kitzel in sich fühlt, alles ergreifen, alles gewähren, will dichten, mahlen, komponiren, agiren und hoffiren, liebeln und schäkern mit allem, was ihm warm entgegen duftet; neben der anmuthigsten, oder auch wohl plumpesten Liederlichkeit, auch die keuschen Freuden der Ehe, neben der sogenannten häuslichen Glückseligkeit, auch die vollkommenste Burschenfreiheit genießen. —

Und aus all dem tollen Gewirr und Treiben, das ihn nie zur Ruhe kommen läßt, sollen große Kunstwerke hervorgehn, die mit der höchsten Unverschämtheit sich neben die ewigen Meisterwerke hinspreitzen, die den größten Seelen, voll jener innern hohen stillen Thätigkeit, entquollen, aus welcher allein die innige Ruhe hervorgeht, in welcher das Ewige empfangen wird und wurzelt und zum hohen Himmel erwächst. O wie wenig wird unser Zeitalter der Nachwelt zu übergeben haben, das auch ihr weites, kräftiges Hebungsmittel zum Höchsten werde. Und unter diesem Wenigen bleiben Göthe's Meisterwerke gewiß oben auf.

Tieck, der geniale, liebliche Märchenerzähler, der eine Zeitlang mit seinem Bruder, dem Bildhauer, in Italien war, ist mit seiner Schwester, der ehemaligen Bernhardi, von der man allerlei meist träumerische und weinerliche Erzählungen hat, über die Alpen hergezogen. Diese lustigen, oft auch ziemlich unlustigen Singevögel führen hier, wahrscheinlich auf Kosten andrer guten Seelen, ein sonderbares poetisches Avanturierleben, und wissen manchen guten Fremden und Einhei-

mischen in ihren Kreis zu ziehen, der durch Tiecks großes Talent im Vorlesen besonders interessant wird. Komische Theaterstücke von Shakespear oder Holberg von ihm lesen oder vielmehr tragiren zu hören, ist ein wahrer Genuß. Wie man von ihm als Autor bedauern muß, daß er als Märchenerzähler nicht thätiger und reicher ist, so flößt einem seine lebhafte äußere Darstellung den Wunsch ein, daß er sich hätte dem komischen Theater ganz widmen mögen.

Auch den dänischen Dichter, Oehlenschläger, hat man hier eine Zeitlang in diesem Kreise gesehen; er geht für seine Nation auf Tiecks Bahn muthig und keck einher, und auch ihm fehlt es als Schauspieler eben so wenig an körperlicher Representation, als es ihm als Märchenerzähler und Schauspieldichter an Witz und Diction fehlt. Doch zu beiden gehört noch etwas mehr; es gehört auch Tiefe des Gemüths, Reflection und Studium dazu, und nur das eminenteste Genie kann allenfalls das letzte in einzelnen Fällen ersetzen, überall gewiß auch nicht.

Ich muß hier auch von einem Geschöpf noch sprechen, das ich aus jenem Kreise kennen gelernt

und das mir in mehr als einer Hinsicht sehr merkwürdig ward. Es ist eine Schwester des herum schwirrenden, lustigen, witzigen Dichters Brentano aus Frankfurth am Mayn, mit dem ein Herr von Arnim Volkslieder in Wunderhörner sammelt, die nur den Einen Fehler haben, daß sie fast alles, was hineingeschüttet wird, verwandeln, sonst wär' es ein gar erfreuliches und rühmliches Unternehmen. Doch die Schwester! das ist ein ganz anderes Wesen, als der lustige Herr Bruder, das lebt und webt mit Seel' und Gemüth in Poesie und Kunst, und hat den Muth, die tiefsten Gefühle und die tollsten Launen und Einfälle frei und frech auszusprechen, und sich überall mit Leib und Seel gehen zu lassen, wie's ihr eben überkömmt. Ein ächt geniales Geschöpf!

Wäre sie nicht zu jung dazu, so sollte man oft glauben, Göthe habe von ihr seine Mignon her. Deren Original aber in Göthe's früherem Leben in seiner Nähe existirt haben soll; und so mag diese Bettine Brentano wohl manches von Göthe und seiner Mignon herhaben. Sie ist auch in stetem freundlichem Verkehr mit

Göthe und seiner Mutter in Frankfurth, die eine eben so hochgeniale Frau seyn, und, nahe an die achtzig, noch die originelle Manier und Sprache in allen ihren Aeußerungen haben soll, durch die sich der Sohn schon in seinem achtzehnten Jahre so auffallend auszeichnete, als damals Magister und Philister die deutsche litterarische Welt mit ihrer bleiernen italiänischen und französischen Inventionsfeder beherrschten. Mit der Mutter hat die Bettine viel gelebt und aus ihr das frühere Leben Göthe's rein ausgefragt, um das einst zu beschreiben, oder in lebendigen Bildern darzustellen; wozu Apollo sein Gedeihen geben möge! Wenigstens kann ein so rein poetisches Naturgeschöpf Göthe's eigne Natur reiner auffassen, als alle wohlbestalten Magister. Zum Darstellen gehört freilich noch manches andere; doch hat sie auch noch manches andere. Sie komponirt jetzt en attendant auch Göthe's Faust, trotz Eurem Prinzen Radzivil, und singt mit ihrer rohen Naturkehle, bisweilen wohl mit Männerkraft, zu ihrer Guitarre. In München will sie jener auch die Kunstbildung geben, und studiert überhaupt Musik gar eifrig bei Winter. Die kleine, feine,

liebliche Gestalt nun neben dem kolossalen aus Holz geschnittenen Maestro zu sehen, ist ein eben so komischer als mahlerischer Anblick. Es läßt sich ein gar pikantes Bildchen daraus machen, und ich gesteh Dir, daß mir eins gar nicht übel gelungen ist. Doch soll Winter noch ein ganzer Mann in seiner Kunst seyn, so wenig man es ihm auch ansieht. Man spricht dort viel von seinen letzten Opern, die er in London geschrieben hat und die jetzt auch auf die deutsche Opernbühne gebracht werden sollen. Die Italiäner, die dort von Zeit zu Zeit Opernvorstellungen zusammen bringen, werden sich damit eben nicht befassen; die halten untereinander zusammen wie die Juden und Zigeuner, und thun wohl daran. Thäten es die Deutschen auch, so müßten jene wohl auf ihrem italiänischen Boden bleiben und dort ihr Heil suchen in hinlänglicher Mazaroni's und Polentas.

Noch ein Tableau von ganz anderer Art, aber nicht weniger pikant, ließe sich dort von dem Kronprinzen, mitten in jener genialen Gesellschaft, machen. Der gute, edle Jüngling fühlt den Trieb zu höherer Ausbildung in sich, auch wohl zum poetisiren und idealisiren; er treibt auch wohl

noch recht eifrig latein und griechisch, und seine zarten, oft recht kindlichen Aeußerungen neben jenen kecken, frechen, poetischen Wesen zu hören und zu sehen, ist einzig, und könnte einen andern Lucian mit guter Laune begeistert haben. Ueberhaupt ist mir das ganze Wesen dort wie eine lustige, geniale Arabeske vorgekommen.

Im B**schen Hause wird auch noch fleißig Kunst und besonders Musik getrieben; hübsche Töchter sind an die Stelle der schönen Mutter getreten und die Mutter selbst ist noch interessant.

Den Grafen Rumford hab ich hier aber vermißt. Obgleich ich seine verwünschten Bettelsuppen nicht leiden kann, womit er den Fürsten und Herrn das hohe Geheimniß gelehrt, daß der Mensch von drei bis vier Pfennigen satt werden kann; so wollt' ich doch, er wäre noch hier, der wackere Mann von Character und Ausdauer. Es stände gewiß manches anders in Baiern, und wohl besser. Der Park, den München ihm verdankt, ist noch immer die einzige schöne Promenade in der gemeinen häßlichen Umgebung dieser Stadt.

Doch vor allen hätt' ich Dir sollen von einer neuen Männerbekanntschaft sprechen, die mich dort sehr interessirt hat. Es ist der Graf Stadion, ein geistlicher Herr und kaiserlich östreichischer Gesandte am baierschen Hofe; ein kleiner, gedrungener, höchst lebhafter, geistvoller Mann, mit großen feurigen schwarzen Augen und genialer Stutznase. Ich habe wenig Menschen von der schnellen Perception und von der allgemeinen Empfänglichkeit gesehen; für alles hat er Sinn und Auge, und urtheilt wieder keck aus sich selbst heraus, oft mit sicher treffendem Urtheil. Wir haben uns in vielem sonderbar zusammengetroffen, und das giebt immer das schnellste und sicherste Bindungsmittel. Doch über einen Punkt konnten wir uns nicht vereinigen. Er glaubt Baiern weit weniger entfernt von Oestreich in Gesinnung und Neigung als ich. Nicht der Hof und das gegenwärtige Ministerium allein, die ganze Nation haßt Oestreich und die Oestreicher, und wird sich nicht leicht mit ihnen befreunden, wie auch das Schicksal den Lauf der Welt wieder lenken möchte. Es fließt ja auch ganz natürlich aus der ältern und neuern Geschichte; ein guter ruhiger Nachbar war

Oestrei-

Oestreich nie; auch der verschiedene Character der Nationen ergiebt es schon. Kommt Oestreich auch wieder oben auf, so wird es doch nur über den baierschen Essig wie Oel zu stehen kommen, vermischen werden sich die ungleichen Geschlechter nicht, die in Race und Natur verschiedener von einander sind, als das rauhe Baiern von dem schönen lieblichen Oestreich. Man sehe nur die nächsten Grenznachbaren der Baiern, die ihnen jetzt incorporirten Tyroler, deren Länder und physische Natur mehr mit einander gemein haben, wie gründlich sie sich hassen, ja sogar verachten. Mir ist diese Erfahrung äußerst wichtig, und ich kann dem Grafen Stadion nicht genug die Freude danken, dies herrliche romantische Land und liebe wackre Volk jetzt zu sehen. Er rieth mirs, den kleinen Umweg auf meiner Reise nach Wien nicht zu scheuen, um wenigstens einen Theil von Tyrol und Salzburg kennen zu lernen.

Die Donaureise von Passau über Linz nach Wien hat mir manche Erzählung aus der Nähe verleidet. Ich dachte mir sie sehr schön, aber aus Mangel an guten Schiffsanstalten und nöthigen

Vorkehrungen im ungeregelten, mit Felsen durchspickten Strom, soll sie doch höchst unangenehm seyn. Besonders wenn man, so wie ich diesmal, ohne gute Gesellschaft reist, oder nicht das gemeinste Treiben unter der rohen Menge auch für gut hinnehmen mag. Auf einige Stunden laß ichs mir auch wohl gerne gefallen, wenns nur kräftigen Lebensgenuß darreicht. Aber auf Tage und Wochen lang macht mich das wüste Gewühl selbst so wild und verworren, und zuletzt so mißmüthig, daß ich, seitdem ich den weisen Rath Rousseaus recht beherzigt habe, in allen kritischen Lebensmomenten nur gleich mit der Idee einen guten Sprung vorwärts in die folgende Zeit zu thun, ich fast nichts so sehr scheue, als mich in den Strudel der freiaufbrausenden Menschennatur zu werfen. Und diese ist in Baiern gar zu wild und rauh. So viel kräftige Menschen ich einzeln auch unter ihnen sah, so doch selten einen, mit dem mirs recht wohl werden konnte.

Doch genug von ihnen und ihrem Lande, die so gut zu einander passen. Künftig dagegen mehr von dem lieben Volke, unter dem ich jetzt

lebe, das so wenig zu jenen paßt als ich, und unter dem mirs so herzlich wohl wird, wie mirs selbst in der Schweiz nie werden konnte. Die plumpen, ungeschlachtigen Schweizer sind aber auch von diesen gewandten heitern Menschen gerade so verschieden, wie ihr meist starres, wildes Gebirgsland von diesen oft so anmuthig und reich bekleideten Bergen, die meist überall herrliche fruchtbare Thäler einschließen. Dennoch soll der innerste Kern des Landes, der hohe, weite Brenner alle Schweizerglätscher an Masse und Umfang übertreffen.

Zwölfter Brief.*)

Inspruck.

Hatte mich auch eben kein böser Genius nach München, dem Reiche der schönen Weiber und der schönen Geister, hingeführt; so hat mich doch wahrlich ein weit besserer zur rechten Zeit von dort weg und den Weg hieher geleitet, zu Männern, die vor Begierde brennen, ihre Freyheit, wie sie es nennen, wieder zu erkämpfen. Welch ein Lob für Oestreich! Dies Volk, das, im Verhältniß mit den Bewohnern des eigentlichen Oest-

*) Wenn diese Briefe auch überhaupt nicht mehr das ganze Interesse des Augenblicks haben, in welchen sie — kurz vor dem Ausbruch des östreich-französischen Krieges — geschrieben wurden: so enthalten sie doch vieles zur Charakteristik eines achtungswerthen Volks und der Zeit, daß den Lesern der Lectüre wohl eben nicht gereuen dürfte.

reichs, so wenig favorisirt war, als das Land selbst von Seiten der Fruchtbarkeit und des Reichthums mit jenen gesegneten Ländern zu vergleichen ist, das unter so mancherlei Druck der Jagd- und Handelsbeschränkungen, der Mauthen und Zölle litt, das zuletzt von seiner Regierung ganz eigentlich verlassen und dem gehaßten Nachbarn abgetreten wurde; das hat jetzt noch keinen höheren Wunsch zu Anwendung aller seiner edlen Kräfte, als nur wiederum östreichisch zu werden. Und mit welcher Freimüthigkeit und Energie dieser Wunsch, dieses Bestreben allgemein ausgesprochen wird!

Wenn man die gedrungenen, kräftigen, rüstigen, feuervollen Bursche und Männer dazu ansieht, und das wundersam abgeschlossene Land dabei bedenkt; sollte man glauben, solche Menschen müßten sich auch, wie einst die braven Schweitzer, ihre volle Freiheit erkämpfen und sie gegen jeden auf der Welt behaupten können. Sie sind aber eben so klug und mäßig als kräftig, sie wollen nur wieder östreichisch werden, wollen dem alten Kaiserhause wieder angehören, unter dessen milden Regierung sie so lange ungepfadet und unge-

neckt ein frohes Leben geführt, und das auf sie als treue Leut' und brave Schützen auch was hielt und rechnete. So spricht alt und jung, Weib und Mann.

Die Entwaffnung beim letzten Kriege können sie am wenigsten verwinden, wiewohl sie fast alle wieder recht gut bewaffnet sind. Alles ist hier Schütze, jeder Bauer und Bürger schießt um die Wette; und ihre eigentlichen Gemsjäger sind gewiß die geschicktesten Schützen auf der Welt. In einem solchen Menschen siehst Du auch an Gestalt und Gebährde, an Kraft und Geschick, einen so vollendeten ganzen Menschen, wie Du in Deinem Leben an keinem Bewohner des flachen Landes gewahren wirst. Kein Wunder, daß solche Söhne des hohen Gebirgs und freien Himmels den Sumpfbewohner im Nebelthal verachtet. Nun soll er sich sogar von ihm beherrschen lassen!

Man hat sie vielleicht in manchen alten Gerechtsamen und herkömmlichen Gewohnheiten ohne Noth gekümmert, und daran hat denn Baiern eben so wenig wohlgethan, als Preußen ehemals mit Südpreußen, wo man auch nicht genug eilen

konnte, die preußische Accise- und Stempeleinrichtung mit pedantischer Strenge einzuführen und sie auf so manche Artikel ausdehnte, die für den neuen Unterthan nur lästig waren, ohne dem neuen Herrn reelle Vortheile zu gewähren; wo die ersten meist rohen Officianten durch ihr eigennütziges, plumpes Betragen und ungeschicktes Benehmen, die wohlgemeintesten und auch wahrhaft wohlthätigen Einrichtungen verhaßt machten; wie z. B. fast alles war, was die Justiz, Policei und den öffentlichen Unterricht betraf. So scheint es hier auch gegangen zu seyn, und kann den Baiern künftig eben so übel bekommen als Preußen. Doch begreife ichs hier noch weniger als dort, wo man es wirklich mit einem herabgewürdigten, halbviehischen Volke zu thun hatte. Wer hier in diesem Lande, mit diesen Menschen, ohne Gefühl und Theilnahme verfahren kann, müßte ein fühlloser rauher Mensch seyn. Ein Tyroler würde in seinem Nationalhaß ausrufen: Nun ja, es muß eben ein Baier seyn!

Ich kann Dirs nicht beschreiben, wie wohl mirs ward, als ich aus dem rauhen, finstern Baiern in dies liebe Land kam. Gleich beim Ein-

tritt empfängt Dich die herrlichste Waldung von großem mannichfachem Reichthum an den schönsten edelsten Laub- und Nadelhölzern. In Baiern hast Du meist nur die letzten von der gemeinsten Gattung gesehn. Der feste Paß bei der Porta Claudia erfüllt dich gleich mit Ehrfurcht für dies alte wohlverwahrte Land. Ich hab ihn zweimal gezeichnet, einmal in militärischer und dann wieder in mahlerischer Rücksicht.

So wie man weiter hinein die hohen Berge erklettert, scheint man selbst immer freier und frischer zu athmen. Und wie sich dann beim ersten freien Blick in das schöne untre Land hinab unbeschreibliche Lieblichkeit und Fruchtbarkeit zu beiden Seiten des schönen klaren Innstroms aufthut, und so weit der Blick reicht, sich immer mehr und mehr entwickelt! Zu meinem vollen Glück hatte ich auch gleich an dem ersten Tyroler Postillion einen recht lustigen, kecken, gesprächigen Burschen, wie ich ihn durch ganz Baiern nicht gehabt hatte. Er schwatzte und sang und pfiff seine Walzer, daß es eine Lust war. In den Stationen traf ich gleich eine weit bessere, reinlichere und reichlichere Bewirthung; statt des

schweren baierschen Biers, in dem schon Grundstoff genug zu Mord und Todschlag liegt, sehr guten feurigen Tyrolerwein, und überall gute schmackhafte kalte Küche, besonders reich an gebratenem Geflügel. In Baiern waren es fast immer nur die Mehlspeisen, die vollkommen gut zubereitet waren. Die Wirthinnen und Aufwärterinnen kommen hier gleich, so wie sie den Wagen anrasseln hören, vor die Hausthüre heraus, helfen Dir aus dem Wagen, bieten gleich Frühstück, Mittag oder irgend eine für die Tageszeit schickliche Erfrischung an, und im Hui steht alles auf dem Tische in reinlichem zierlichem Geschirre, und Du bist bedient, daß es eine Lust ist.

So hübsch sind die Weiber hier nicht als in Baiern, und haben dazu noch einen weit fataleren Kopfaufsatz als dort die Zipfeltücher sind. Eine Art von rauher baumwollner, meist blaugefärbter Mannsnachtmütze, mit einem dicken Wulst auf dem Kopfe, um darauf allerlei Gefäße sicher zu stellen beim tragen — so entstellt sieht man die meisten; aber freundlich, gefällig sind sie auf die angenehmste Weise, ohne die baiersche Frechheit.

Die Männer sind allgemein weit schöner gestaltet und gebildet, und ihre leichte, bunte Tracht steht ihnen wohl an. Die hellen, grellen Farben an Wams und Rock, die bunten breiten Hosenträger, queer über Brust und Rücken. Der grüne, runde Hut mit bunten Bändern, alles das giebt ihnen ein heitres, fröhliches Ansehen. Von der Thätigkeit und Betriebsamkeit dieser rüstigen gewandten Menschen kann man sich kaum einen Begriff machen. Alles ist in steter Bewegung, und mit welcher Kraft und Ausdauer sie schwere Lasten tragen und vor sich hinschieben, oft im Sprunge und Lauf, zum Erstaunen! Was das für ein Getreibe in der Gegend von Hall, dem großen Salzwerke seitwärts von Inspruck war! In allen möglichen Formen begegneten mir die Fuhrwerke und Karrenschieber und Korbträger mit Salz beladen. Ganze Familien bei einander, alles frisch und munter.

Eine andere große Thätigkeit setzen die sehr ergiebigen Kupfer- und Silberbergwerke in Bewegung. In den Häusern der Dörfer und Gebirge sieht man Steinmetzer und Holzschnitzler häufig beschäftigt, die mit unglaublicher Geschick- und

Schnelligkeit die artigsten und feinsten Sachen, für die Kirche und für die Kinder schnitzeln. Ich habe fast nie freiere und leichtere Gestalten von Thieren und Menschen gesehen, als aus den Händen dieser rohen Natursöhne. So haben sich unter ihnen auch häufig sehr geschickte Landschaftsmahler hervorgethan, und eben jetzt ist eines Tyroler Bauernsohn, mit Namen Koch, in Rom der ausgezeichneteste Landschaftsmahler, übrigens aber ganz der rohe Sohn der Natur geblieben. Daß die herrliche Specialcharte von Tyrol in zwanzig Blättern von dem Tyroler Bauer, Peter Anich, mit selbst verfertigten Instrumenten und Werkzeugen aufgenommen worden und zu Stande gebracht, weißt Du. Jetzt ist wieder ein andrer Tyroler Bauer, dessen Name mir entfallen, mit Oberöstreich beschäftigt. Bei jenen kleinen Kunstfabriken gehen Knaben und Mädchen den Eltern schon frühe zur Hand. Alles singt dabei und tritt lächelnd den Walzertact dazu. Daran scheinen sie sich so gewöhnt zu haben, daß man sie mit einigen Queertritten leicht aus dem Tacte bringen kann. Mit einem Tyroler Hausirer, der Bänder und allerlei Putzwaaren aus

Italien brachte, denen man hier und auch in Baiern schon häufig begegnet, machte ich mir im Wirthshause den Spaß, weil ich gewahr wurde, daß er, ehe er seinen Gesang anfing, ein bewegliches Brett unter die Füße legte, um seinen Tact recht vernehmlich schlagen zu können, und hätte ihn bald mit meinen störenden Queertritten böse gemacht; was nicht leicht der Fall mit einem Tyroler ist, dessen Bravheit gemeinhin so weit geht, daß er auch Spaß versteht; eines der sichersten Kennzeichen eines wackern und heitern Gemüths. Auch die Cyther führen die Tyroler oft mit sich und begleiten damit ihre etwas rauhe Gebirgsstimmen recht artig.

Bei der Feldarbeit sah ich die runden, gedrungenen Mädel — selten sind sie lang und schlank — oft unter sich, im Walzer sich gar artig drehen, dabei wird doch nicht leicht etwas bei der Arbeit versäumt; wieder ein erfreulicher Beweis eines kräftigen, heitern Naturells. Es ist eine wahre Lust, den fleißigen, sorgfältigen Anbau in den Thälern und an den sanften Abhängen, zuweilen auch wohl auf steileren Höhen, zu sehen. Kein Fluß bietet leicht einem anmuthigern wohlaufgeputztern Lande

seinen Spiegel, als hier der schöne Innfluß. Der Weg hier nach Inspruck hinein geht wie durch einen fruchtbaren Garten den Fluß entlang. Auf der besten Chaussee rollst Du wie über gewalzte Gartengänge hin. Die Stadt erscheint aber nicht freundlich beim ersten Anblick, noch weniger groß, sie hat doch aber gute, hübsche, zum Theil auch recht ansehnliche Häuser.

Nach einem Buchhändler und Landkartenhändler frug ich leider vergeblich und wurde endlich zu ein:m Buchbinder gewiesen, der aber nichts anders, als Gebet- und Legendenbücher und Kalender hatte. In der litterarischen Welt mögen diese glücklichen Menschen wohl ein paar Jahrhunderte zurück seyn. Dafür erbauen sie sich denn desto sicherer an mancher guten tröstlichen Legende, und behalten ihre alten treuherzigen und fröhlichen Volkslieder mit ihren lieblichen Weisen desto gewisser im Ohr und Herzen. Aus dem Munde meiner freundlichen Wirthin schrieb ich schon manches artige Volkslied auf, nur hält es mit der Sprache schwer für unser einen. Es kommen gar viele Worte und Ausdrücke in den Liedern vor,

die sie mir mit allen Erklärungen und Umschreibungen kaum verständlich machen kann. Was nutzt uns dann ein solches Lied. Die Weise ist für uns oft das Beste.

Ich bin hier vollkommen gut in meinem Gasthofe und bewohne ein Zimmer, in welchem Joseph, ihr angebeteter Kaiser, einst logirte, wie sein Brustbild mit einer stolzen Inschrift besagt. „Wenn der noch lebte, wir hätten die Schmach nie erlebt an die — die Baiern zu kommen; der wäre anders mit den großprahlerischen Hänsen umgesprungen!“ das hört man hier aus jedem Munde. Selten tritt ein Tyroler, und wäre es auch nur Magd oder Knecht, in ein Zimmer, ohne dergleichen zu äußern. Und dann wieder: „Wenn uns der Kaiser Franz nur den Erzherzog Johann herschickte, wir wollten uns schon wieder frei machen; seine Soldaten brauchts gar nicht!“ Unzählige Mal hab' ich das schon gehört, und das nicht bloß in meinem Zimmer, oder im Gespräch unter vier Augen. In der großen Gaststube, auf dem Marktplatze hab' ichs gehört.

Von der Landwehre, die jetzt durch ganz Oestreich errichtet wird, erzählen sie hier mit Leidenschaft, mit Neid. Man siehts ihnen an den feurigen Augen an, daß sie vor Begierde brennen, mit drein zu schlagen gegen jeden Feind Oestreichs. Sie möchtens mir gerne an den Augen ansehn, daß ich so ein Abgeordneter der östreichischen Regierung sey, der sie aushorchen soll, ob man sich auf sie noch verlassen kann. Sie strömen oft über von Versicherungen und Verheißungen für ihren ehemaligen Herrn. Ich muß oft an mich halten, daß ich nicht zu warm mit einstimme, um nicht der hiesigen Regierung oder der Policei, oder wohl gar solchen Personen, die ich hier wohl für Oestreichische Werber halten möchte, verdächtig zu werden.

Was ich so von dieser hiesigen Regierung gewahr werden kann, zeigt eben nicht von einem festen determinirten Charakter. Zum Mißtrauen mögen sie auch wohl Veranlassung genug haben, das leuchtet aus allem nicht wenig hervor. In meinem Gasthofe bin ich heute schon vor Aufpassern gewarnt worden. Was wollen sie mir aber anhaben? Meine Pässe sind in der Ordnung

und mein Portfeuille verräth ehe einen Mahler als einen vom Militär.

Haben die armen Tyroler aber doch in der letzten Zeit sogar selbst durch das Mißtrauen ihrer alten angebeteten Regierung leiden müssen: denn welcher modernen Regierung wird nicht der Muth und die Kraft des Volks verdächtig. Ich habe mich völlig davon überzeugt, daß man in den letzten italiänischen Kriegen von der Bravheit, Entschlossenheit und Treue dieser wackern Nation gar nicht zu vortheilen gewußt hat, daß man vielmehr sie oft vernachlässigt, ja ihr wohl gar gemißtraut hat. Wußte man damals schon ganz, was man an diesem Volk und Lande hatte, und setzte die Kräfte beider mit gehöriger Richtung und Unterstützung in Thätigkeit; so mußte in keinen der Feldzüge ein feindlicher Soldat das Land betreten, ohne seinen Untergang zu finden.

Doch! die herrlich untergehende Sonne ruft mich nach den Bergen hinaus. Die schöne romantische Martinswand, bei der es im Hereinfahren gar rasch vorüberging, von der mir meine eben nicht schöne, aber sehr gefällige freundliche

Wirthin

Wirthin gestern Abend bis spät in der Nacht allerlei recht hübsche Legenden vom Kaiser Maximilian und von heiligen Wunderknaben, die ihn aus einer augenscheinlichen Lebensgefahr retteten, erzählt hat; die soll noch an ihrem runden Arm den Abend bestiegen werden. Sie hat einen großen Korb mit lieblichen, feurigen Tyrolerwein und eine Menge kalter Küche vorausgeschickt, und verspricht mir da oben in einer großen natürlichen Grotte auf der Höhe der Felswand einen köstlichen Abend. Ich will ihr eben nicht undankbar dafür seyn und gerne mit Leib und Seele genießen, was Natur und Neigung freundlich darbietet.

Dreizehnter Brief.

Salzburg.

Der Weg hieher bleibt sich so treu an Schönheit und mannichfacher Abwechselung in den romantischen Bergen und anmuthigen Thälern, als der Charakter und die Gesinnung der braven Einwohner Tyrols. Die Hauptveränderung, die der Reisende beim Eintritt ins Salzburgische und auf dem bessern Boden verspürt, ist reicherer Anbau und größeres Wohlleben beim Landmanne. Der Tyroler scheint weit mäßiger zu seyn, ist dafür auch in der Regel leichter und schlanker. Sein gedrungener fester Körperbau, die freie Tracht seines Hauptes, die hellen blauen oft ins Grünliche spielenden klaren Augen, sein kecker fester und doch leichter Gang, alles bezeichnet in ihm den muthigen heitern Bergbewohner, der eine freiere, schärfere Luft athmet, mit Gefahren und Beschwerden von Jugendauf bekannt und vertraut

wird, und so zum lebendigen Representanten seines vesten, zur Freiheit bestimmten Landes heranreift.

So weit ich dieses Land nun aber schon kenne, zeigt sich mir überall auch ein derber tüchtiger Schlag von Menschen, von denen sich viele der Bergbewohner noch durch die höchste männliche Zierde auszeichnen. Es tragen viele unter ihnen noch lange breite Bärte, die ihnen ein stattliches, für die Ferne auch fürchterliches Ansehen geben. Wie können die modernen Völker doch diese hohe männliche Zierde so verkennen! In jedem Bilde eines alten verehrten Weisen, Gesetzgebers, Helden, Ritters und Kriegers finden sie doch den Bart in allen Formen schön und stattlich, und man würde keins jener Bilder ohne den ehrwürdigen Bart haben mögen. Sie selbst scheeren sich aber Kinn und Lippe und Wangen bis an die Ohren kahl, und tragen damit ihre groben Begierden, deren stärkster Ausdruck im Munde und den Lippen liegt, dem die Natur aber im Barte die wohlthätigste Decke gab, zur Schau. Um nur bei Ihren Landsleuten, lieber K****, und den Bekanntesten unter ihnen zu bleiben; wie ehr-

würdig würde Kant, mit dem schönen, edlen Obertheil seines Gesichts nicht aussehen, wenn ein ehrwürdiger grauer recht dicker Bart sein gefräßiges Maul bedeckte, welches seine niedrige Begier und Lust am Essen und Trinken so widerlich kräftig ausspricht und ihm den Charakter eines gefräßigen Thiers giebt.

Ihr edler Ex-Minister, General Schulenburg, würde ein complettes feines Fuchsgesicht haben, wenn der Wolfsrachen, der alles zu verschlingen scheint, was die langen gierigen Vorderärme erreichen können, durch einen schönen dicken Bart verdeckt oder doch beschattet würde, der jetzt die Gemeinheit und Gierigkeit sogleich zu Tage legt.

Ihr alter grauer Möllendorf hätte gewiß zwanzig Jahre länger den Ruf eines braven Generals und wackern Mannes erhalten können, wenn das weichliche Kinn und die knappen bebenden Lippen, die so deutlich den entnervten Geitzhals bezeichnen, durch einen hübschen dicken Bart verdeckt worden wären.

Schon Ihrem Prinzen Louis Ferdinand that zu seinem herrlichen Ritterantlitz der Bart

noth: dieser hätte die verteufelten Grimmassen verdeckt, oder doch gemildert, die seine heftigen, unersättlichen Leidenschaften ihn so unaufhörlich schneiden ließen, und der Kraft und Schönheit seines obern Gesichts alle Ruhe und Würde nahmen.

Bloß der Knebelbart, den die Husaren und Ungarn wenigstens noch tragen, veredelt schon manches gemeine Gesicht, und ich will Dir daher ehe hundert alte ehrwürdige Husarengesichter stellen, als drei aus der Infanterie. An Ihrem alten Lestocq mag ich kein Exempel statuiren, aber rasier Du ihm den Bart ab, und Du sollst Dein Wunder über die Veränderung im Gesichte sehen, oder gieb ihm noch den untern vollen Bart, und Du sollst Deine Freude daran haben.

Nicht umsonst läßt die alte Geschichte den tapfern Simson die Kraft mit dem Barte verlieren.

Daß der Bart ein mürrisches, finstres Ansehn gebe, ist gar nicht wahr, und ich erlebe hier wieder die volle Bestätigung meiner alten Behauptung, über die ihr bartlose Weiberknechte so oft lachtet. Mit und ohne Bart ist der Salzburger,

siehst Du ihn in der Nähe, von heitrer, freundlicher Gebehrde und gut und lustig und uneigennützig, wie der Tyroler. Das letzte mag dem Salzburger wohl leichter werden, als jenem, da er augenscheinlich wohlhabender ist und weniger Abgaben und Dienste zu leisten hat. Wiewohl er in den letzten Kriegen auch viel gelitten hat.

Das Rindvieh ist hier auch größer, schöner und zahlreicher, die Weide besser und üppiger. Auch einen guten Schlag Pferde giebt es hier, und selbst bei den Bauern hab' ich schöne Pferde gesehen. Wo ich mich näher darnach erkundigte, hatt' ich auch die Freude zu erfahren, daß sie bei ihrer Pferdezucht auch vernünftig zu Werke gehen. Die Regierung unterstützte sie nicht nur schon seit langer Zeit aus der vortrefflichen fürstlichen Stuterei, deren alte Einrichtung ganz musterhaft zu seyn scheint; sie lassen die Füllen auch gerne bis ins dritte Jahr, auch wohl länger noch, frei auswachsen, eh' sie solche auf irgend eine Weise anstrengen; und erhalten dadurch eine dauerhafte starke Race. Selbst das erwachsene Pferd, und besonders noch die Mutterpferde, werden nie übermäßig belastet und angestrengt.

Das Land ist auch sehr reich an Landseen und fischreichen Teichen, die sich zwischen den hohen zum Theil nackten Granitfelsen und den reichbewachsenen Bergen herrlich ausnehmen, und die Landschaften, von oben herab gesehn, beseelen, wie das Auge den Körper.

Unbeschreiblich reich an Holz ist das ganze Land und eben so an reichhaltigen Salzquellen. Beides konnte aber bisher, eingeschlossen von Oestreich und Baiern, nicht so recht zum Vortheil des Landes und Handels benutzt werden. Von den letzten hat Baiern lange schon durch alte bedrükkende Contracte den größten Gewinn gezogen; jetzt, da das Land mit Oestreich verbunden ist, wird es auch seine großen, herrlichen Handelsstraßen besser benutzen können. Wenn es nur seine neue, oder neueste politische Lage und Verfassung endlich ruhig behält, und nicht wie in der letzten Zeit einen öftern Herrn- und Regierungswechsel erleidet. In sieben Jahren hat das arme Volk nun dreimal den Herrn gewechselt.

Wer muß als Cosmopolit und als Mensch nicht wünschen, daß durch irgend eine festere Ord-

nung der politischen Verhältnisse Europens dieser unaufhörliche Regenten- und Volks-Wechsel einmal aufhöre. — Wer erinnert sich hier nicht der Worte des edlen für sein Vaterland und die Welt zu früh verstorbenen Fox, der allein gemacht zu seyn schien, den Kampf Carthagos mit Rom durch Weisheit und Mäßigung zu beschwichtigen, — als im Parlamente von der abermaligen Occupation Hannovers durch Ihre Landsleute die Rede war! Wo soll jetzt noch Liebe und Anhänglichkeit und Treue für Regenten und Regierungen herkommen? Während ich mich für meinen Regenten in jede Gefahr stürze, mein Leben nicht achte; ist mein Eigenthum schon einem anderen abgetreten oder mit ihnen ausgewechselt; und ich werde von jener Seite aufgefordert, mein Schwerdt gegen meinen vorigen Regenten zu ziehen. Mich schauderts, wenn ich mir das so lebhaft denke. —*)

---

*) Dieses in der letzten Zeit so mitgenommene unglückliche Land ist zwar durch den letzten Friedensschluß wieder in bairische Hände gekommen; kann aber durch die getroffene Einrichtung, daß

Auch dieses Land hat sehr schöne gemachte Straßen und man fährt mit großer Leichtigkeit und Schnelligkeit. Wie glücklich bin ich, dem guten Rathe gefolgt, und meinen schweren Wagen in München zurückgelassen zu haben. Man sollte in so schönen Gebirgländern, wo Expedition und Wege so trefflich sind, nie anders als mit kleinen Postchaisen fahren. Die Postknechte wissen damit am besten umzugehn, wagen sich damit auf jeden Richt- und Nebenweg und die Pferde selbst laufen damit so bekannt und sicher fort, daß der Knecht kaum drauf achten darf. Freilich viel Ge-

---

der Kronprinz von Baiern, abwechselnd mit Tyrol, seine Residenz dort nehmen soll, eine neue glückliche Epoche gewinnen. Voll Liebe und Eifer zum Guten und Rechten, und von der ächtesten Humanität belebt, wird dieser edle Prinz, in Verbindung mit einer der liebenswürdigsten, edelsten deutschen Fürstentochter, sein eignes Glück gewiß nur in dem Wohl seiner ihm anvertrauten Völker finden. Unter seinen Vorwesern in Salzburg findet er auch schöne ächte Muster zur Nacheiferung, die ihm nicht entgehen werden.

päcke muß man nicht bei sich führen, damit das öftere Wechseln der Wagen und das Umpacken nicht zu lange aufhält. Welche Annehmlichkeit ist das nicht auch, daß man nie einen Streit über die Zahl der Pferde zu besorgen, nie das Murren der Postillione über den Wagen anzuhören hat, wenn man sich der Postchaisen bedient; die Expedition ist dabei hier zu Lande auch eben so schnell als das Fahren selbst. Des Nachts muß man in einem so herrlichen merkwürdigen Lande ohnehin nicht fahren, und überall bleibt man hier gerne zu Nacht.

Oft möcht' es einem Leid werden, so schnell durch ein schönes romantisches Land zu jagen. Doch hat dies auch wieder seinen Reitz, und wo die Landschaft, selbst auch in gebirgigen Ländern, in ihren Abwechselungen selbst etwas Einförmiges hat, wird sie durch die schnelle Bewegung nie belebt. Nur muß man auch in dieser Rücksicht in solchen Ländern ja immer in einem offenen Wagen fahren, um das Auge nach allen Seiten und rück- und vorwärts frei und in Thätigkeit zu haben. Dann aber ists auch ein wahrer Zauber, der den schnell Fortrollenden rund umgiebt. Bei den schnel-

len Biegungen der Wege um hohe Berge herum und in tiefe Schluchten hinab, oft in voller Carriere, wie es wieder nur mit den leichten, dem Führer ganz bekannten Postchaisen möglich ist, werden die Sinne wie berauscht, und das Gefühl hat nur in einer muthigen Cavalleristen Attaque etwas ähnliches. Das Anhalten vor den stattlichen Post- und Wirthshäusern gewährt eine desto angenehmere Erholung. Man hat in den hohen Gebirgen seine Station so zuweilen ordentlich erobert.

Aeußerst überraschend ist der erste Anblick von Salzburg. Man kann sich kaum eine romantischere Lage denken. In einem weiten, von hohen Felsen eingeschlossenen, und selbst mit sonderbaren steilen und kahlen Felsenmassen bepflanzten und durchschnittenen Thale siehst Du die ansehnliche Stadt mit ihrem schönen Dohm, mit dem stolzen Schlosse auf der Höhe und mit mancherlei stattlichen Gebäuden, ja ganzen schönen Straßen da mit einemmale vor Dir liegen, vom recht lieblichen Salzafluß durchschnitten. Etwas sonderbareres und zugleich gefälligeres als diese steilen hohen Felswände mit kahlen Häuptern hinter den

schön bewachsenen, zum Theil sanft abgedachten Bergen und Hügeln, deren Oberfläche und Seiten mit Holzungen und Gärten gar lustig bepflanzt sind, läßt sich kaum denken. Dann wieder das eigensinnige wilde Durchdrängen des Stroms durch jene Felsenmassen, die Ebene verschmähend — es ist da alles so sonderbar, daß die meisten Parthieen, ganz wahr nach der Natur gezeichnet und ausgeführt, auf dem Blatte schwerlich für wahr und richtig gehalten werden möchten; in einer Theater- oder Wanddecoration aber gewiß für das Werk einer wüsten Imagination gelten würden.

Das begegnete mir aber schon mehrmalen auf dem Wege hieher, durch die mannichfaltigen Tyroler Berge und Felsen und den engen Pässen. Selten begriff ich beim ersten Anblick, wie der Standpunkt zu einer wahren und deutlichen Darstellung zu nehmen sey. Ohne mein Flaschenfutter, das ich besonders deshalb immer gerne gefüllt bei mir habe, würde mancher Postillion, gewohnt seine Station in Einem raschen Trabe fort zu machen, meine Seitenwege und Bergerkletterungen schwerlich so gutwillig abgewartet haben.

Auffallend war es mir indessen doch oft, wie das gute arglose Volk gar keine Neugierde nach meiner Beschäftigung bezeigte. Entweder sind sie es gewohnt, sich um das Treiben der Obern und Vorgesetzten sich nicht zu kümmern oder kümmern zu dürfen, oder ihre Jugend ist noch unachtsamer als die unsrige. Vor diesen Leuten hätt' ich mir Zeit lassen wollen, zur genauesten Aufnahme der Pässe und ihren Bevestigungen, wenn das anders Noth thäte. Die große herrliche Karte von Tyrol in zwanzig Blättern überhebt einem aber der meisten Mühe: sie stellt das Land mit allen seinen Eigenheiten und Reichthümern so genau und scharf dar, wie eine Karte der Welt von irgend einem andern Lande. Das größte Vergnügen hat sie mir immer hinterdrein gewährt, und wird uns beide noch mehr gewähren, wenn wir davor sitzend, mein Tagebuch genau durchgehen werden, aus dem Du hier nur einige Andeutungen findest.

Freilich gehört zu jener Sicherheit in dergleichen Unternehmung auch, daß man sich in den Stationen nicht unnöthiger Weise aufhalte und daß man keinen Bedienten bei sich hat, der die Landessprache kennt, und sich mit den Postknech-

ten nach seiner Art in vertrauliche Gespräche einlassen kann. Die meisten Geschäfte oder gar gewagte Unternehmungen werden durch das Geschwätz des Gesindes verdorben und oft unmöglich gemacht. Darin kommt mir nun auf dieser Reise der fremde Jockey gar sehr zu statten, der mir auch im Klettern und Nachtragen der zur Aufnahme nöthigen Sachen gar geschickt zur Hand geht.

Doch ich habe mich ganz von meiner lieben Stadt Salzburg verlohren. Sie ist auch im Innern weit schöner und stattlicher als Inspruck, hat viele recht ansehnliche, auch wohl schöne Häuser, mit platten italiänischen Dächern und schönen großen Fenstern und Portalen, die an öffentlichen Gebäuden nicht selten ganz aus Marmor bestehen und künstliche Arbeit haben.

Der Dohm hat solche und ist überhaupt ein sehr sehenswerthes schönes Gebäude, nach der Idee der Peterskirche zu Rom gebaut. Die ganze Umgebung des Dohms ist groß und reich, durch stattliche fürstliche Gebäude und sehr kunstreich gearbeitete marmorne Brunnen. Das Ge-

birge muß hier reich an schönen Marmorarten seyn; man findet sie von allen Farben angebracht.

Die Menschen sind hier gar freundlich, gesellig und dienstfertig; scheinen auch recht verständig und nicht selten sehr wohl unterrichtet zu seyn. Der alte Sitz des Erzbischofs und des Dohmcapitels scheint sich nicht bloß durch Küche und Keller zu seinem Vortheile auszuzeichnen. Die Wissenschaften und Künste müssen auch schon länger mit Ernst und Liebe gepflegt worden seyn. Ueberall sieht und hört man Beweise davon, und alles, was ich hier gewahr werde, könnte mich wohl zum längern Weilen bewegen, wenn ich nicht das noch schönere Oestreich vor mir hätte, in welchem ich noch gerne den Rest des Herbstes und seiner Lust genösse!

Auch die schönen Salzburgerinnen könnten mich hier wohl fesseln. Man sieht diese hier viel häufiger als in Tyrol, wo das männliche Geschlecht offenbar den Vorzug hat. An ihrer großen Gefälligkeit und dem angenehm wollüstigen Wesen erkennt man auch das alte geistliche Regiment und die Nähe der reichen im Wohlleben schwimmenden

Dohmherrn. Ich habe noch selten ein so ohne alle Ziererei genießbares Geschlecht gekannt. Das lebt aber auch in Einem behaglichen Wohlleben Tag aus Tag ein; viele auch im lustigsten Saus und Braus. Darin wird sie die neue Regierung nun wohl eben nicht stören. Ob aber auch für die höhere Cultur, und selbst für Preß- Lese- und Gewissensfreiheit, die unter dem letzten Erzbischoffe so gut versorgt und gesichert waren, ferner gut gesorgt seyn wird, das muß die Zeit lehren. *) Noch ist das Regiment neu: und die eingeschlossene Lage des Landes machte eben keine neuen strengeren Policeiverordnungen dringend. Doch klagen die Buchhändler, die sonst recht gut mit allem versorgt gewesen seyn sollen, schon über Beschränkungen und beschwerliche Formen. Der Reisende bemerkt es aber nicht.

Zum Spiel findet man hier auch überall Gelegenheit, und Du weißt, daß ich dies auch eben

*) Der Leser wolle nicht aus dem Gedächtniß verlieren, daß diese Briefe vor dem Ausbruch des östreich-französischen Krieges von 1809 geschrieben wurden.

eben nicht verachte. Dazu hab' ich in diesen Tagen noch mehr Glück gehabt im Spiel als in München, wo es mir zuletzt noch bald übel ergangen wäre. Die Weiber wissen auch dieses hier gar artig zu benutzen; machen ohne viele Umstände eigenmächtig Moitie mit mir, wenn ich im Glück bin, und wenn sie denn ihren Gewinnst davon haben, lassen sie's auch wieder nicht an schöner Dankbarkeit ermangeln.

Das alles soll mich aber doch bei diesem glücklichen Völkchen nicht über die Gebühr aufhalten; lieber schmeichle ich mir mit einer baldigen Rückkehr, wenn unser italiänisches Project noch in Ausführung kommt. Behält dieses schöne glückliche Land in seiner jetzigen Vereinigung mit Oestreich Ruh und Friede, so kann es durch leichte vernünftige Verbesserungen zur Förderung des bis dahin in mancher Rücksicht, besonders nach Italien hin gehemmten Handelsverkehrs, leicht einen hohen Wohlstand erreichen.

Auch hier ist der Baier gehaßt und verachtet; außer der ehemaligen, durch alte, zum Theil noch nicht abgelaufene Contracte, drückenden Benutzung

der salzburgischen reichen Salzquellen, hab' ich dazu eben keinen nähern Grund auffinden können. In den letzten Kriegen sind ihnen die Baiern doch eben nicht besonders lästig geworden. Aber wohl die Franzosen, die zuerst unter Le Courbe, gegen Moreaus ausdrücklichen Befehl, eindrangen und arg hausten und plünderten, ehe Moreau selbst mit seinem Hauptcorps anlangen und die vorangeeilten Gierigen in Zaum und Zügel halten konnte. Damals zeigte sich hier in Moreau, vielleicht zum erstenmale, die Characterschwäche, die ihn immer von der obersten Stelle zurückgehalten und endlich sein Unglück gemacht hat. Statt jene Insubordination auf der Stelle exemplarisch, wohl gar mit dem Tode zu bestrafen, wie er berechtigt und verpflichtet war, begnügte er sich, die Ungehorsamen von seiner Armee fortzuschicken; mußte dafür dann auch bald sehen, daß sie weiter befördert wurden.

Der herrliche Marstall, der damals ein paar hundert köstliche Pferde gehabt haben soll, die aus marmornen Krippen fraßen, und die in ihrer Art einzige Stuterei, die auch jetzt wieder in gutem Stande und Gange seyn soll, mag den Herrn

Generalen wohl ganz besonders in die Augen gestochen haben. Darauf verstanden sie sich, und nicht leicht ließen sie gute Pferde zurück, wo sie eine Weile gehaust hatten; sie wußten sie aus den verborgensten Winkeln und aus den tiefsten Holzungen, wohin man sie gepflichtet hatte, heraus zu holen. Das nehm ich auch keinem Krieger in feindlichem Lande übel. Es ist ihm selbst ein gar zu großes Bedürfniß, und sein Leben und Glück hängt daran, gut beritten zu seyn, was bei den forcirten Märschen der Franzosen ohne gewaltsame Mittel nicht leicht zu erhalten ist. Wenn die Herrn Franzosen die schöne Beute aber nur besser zu benutzen und zu erhalten wüßten. Aber sie gehen in Regel schändlich mit ihren Pferden um, und haben daher selten lange Guts davon. Unser eins, der gewohnt ist mit seinen besten Pferden wie mit seinem Augapfel umzugehn, hat sein tausend Aerger daran, wenn er das mit ansehen muß.

Sonst scheint das glückliche Volk hier alle Wehen und Nachwehen der letzten Kriegsübel verschmerzt und vergessen zu haben. Oft beneide ich sie um ihre glückliche Sorglosigkeit und den augenscheinlichen Mangel an Nachdenken und gründli-

chem Forschen. Es scheint nur das tägliche Leben und Wohlseyn für sie ein ausschließend lebhaftes Interesse zu haben. Eine so liebliche reiche Natur und ein erfreulicher alter Anbau muß das aber auch in sinnlichen Menschen nothwendig bewirken. Ich kann Dir gar nicht sagen, mit welcher Behaglichkeit und Genussesfülle auch ich hier lebe und täglich die herrlichen Thäler und Höhen rund umher durchstreife. Die unzähligen anmuthigen Gärten, welche der wohlhabende Adel und Bürgerstand überall auf reizenden Standpuncten angelegt hat, reizen mich selten, Felder und Wiesen und Waldung dafür zu verlassen, und überall finde ich, selbst in abgelegenen Hirtenhütten, wo oft nur ein paar Menschen, oft nur ein Weib, ein Mädchen allein das weidende Vieh besorgt, so gute freundliche Aufnahme und angenehme Unterhaltung, daß ich dann in einer neuen idealen Hirtenwelt zu seyn wähne.

Wahrlich da könnte man auch ganz artige moderne Idyllen dichten, deren Hirten nicht auf gut Werneuchisch mit Waschen und Kämmen beschäftigt seyn dürften. Etwas unbequeme Kröpfe kommen mir zuweilen wohl in die Queere; doch sind

sie hier zu Lande weit weniger häufig und häßlich, noch so ungeheuer als in der Schweiz.

Ja selbst liebliche Stadtidyllen erlebt man Abends hier an den köstlichen marmornen Stadtbrunnen, die durch ihre Schönheit und Anzahl merkwürdig sind. Nichts nimmt mich so leicht für eine Stadt ein, als solche stattliche große Veranstaltungen für die täglichen Bedürfnisse des Volks. Ein fröhliches gefälliges Volk von Wasserträgerinnen versammelt sich Abends um die schönen Brunnen, besonders ist darin eine der vielen gutbebauten und bevölkerten Vorstädte reich, ohne eben den schönsten Brunnen zu haben.

Auch Musik ergötzt micht oft Abends, zuweilen bis spät in die Nacht auf den Straßen, und ich treibe mich wohl auf meine eigne Hand mit einem paar guten Waldhornisten herum; auch nicht unbelohnt.

Du siehst, ich lasse nichts ungenutzt. Darüber verabsäume ich aber doch nicht meinen Hauptgegenstand. Ich habe auf dem Wege, besonders in Kufstein, allerlei Merkwürdigkeiten gezeichnet und in Ordnung gebracht, und glaube mir über-

haupt einen klaren vollständigen Begriff von der Lage des Landes, seinen vesten Plätzen und den letzten Feldzügen verschaft zu haben. Auch hier habe ich auf der hohen Veste die Gegend aufgenommen; das ist aber mehr eine höchst sonderbare, originelle Landschaft geworden. Mit den künstlichen Vestungswerken hats hier eben nicht viel zu bedeuten; desto mehr aber mit der sonderbaren einzigen Situation und Umgebung.

Ich hoffe, Du sollst mit meinen Zeichnungen und Aufnahmen zufrieden seyn, wenn ich sie glücklich bis zu Dir hinbringe. Der Post mag ich sie doch noch weniger anvertrauen, als meinem Portefeuille. Finden die ehrlichen Oestreicher aber diese Beweise, daß ein reisender Officier, aus reiner Liebhaberei, sich in wenigen Wochen von ihren Gränzen besser unterrichten konnte, als es, bei allen guten Hülfsmitteln, manchem ihrer Generale gelungen zu seyn scheint, nach den letzten Kriegen zu urtheilen; oder finden sie das einmal in meinem italiänisch deutschen Kriege; so werden sie sich vielleicht mehr daran zu verwundern haben, als es schon bei den militärischen Schriften des Generals Matthieu Dumas

geschah, welche eben bei unsern ersten neugierigen Streifereien erschienen und so viel Aufsehen machten. Dennoch erkenn' ich auch darin immer nur den glücklich organisirten Franzosen von leichter Conception, der sich aber auch oft mit dem ersten glücklichen Ueberblick begnügt. So schön sich die Darstellungen der Situationen und Expeditionen auch ansehen und lesen, untersucht man sie genauer an Stelle und Ort, fehlts doch fast immer an der Sorgfalt und letzten Genauigkeit, auf die man ganz sicher rechnen kann, und auf welche wir so viel geben — beim Zeichnen! —

In dem letzten Kriege führte Napoleon einen Ingenieur mit sich herum, der ein weit ausgezeichneter Mann und Soldat zu seyn scheint. Es ist der Brigadegeneral Guilleminot. Der besitzt die deutsche Aufmerksamkeit und Ausdauer neben der französchen Sagacität und glücklichen Leichtigkeit im Fassen und Darstellen; der nimmt auf und zeichnet wie sichs gehört, bleibt nicht beim Einzelnen stehen, weiß zu combiniren und anzuwenden. Neben den großen Arbeiten, die er für seinen Kaiser beständig unter der Hand hat, ar-

beitet er schon seit acht bis neun Jahren an einer großen vollständigen Charte von Deutschland, in ein paar hundert Blättern, die einzig in ihrer Art seyn wird. Dabei behilft er sich gar nicht, zur Leitung seiner eignen Arbeiten, mit den öffentlich bekannten Hülfsmitteln, er weiß sich überall die vollständigsten Nachrichten und Nachweisungen der bloß gezeichneten Risse und Charten in den Cabinettern und Portefeuilles der Regenten und großen Particuliers zu verschaffen, und sie mit seiner geschickten feinen Hand heraus zu holen, wie sicher sie auch verschlossen, wie sorgfältig sie auch verborgen seyn mögen. So entgeht ihm fast keine einzelne bereits vorhandene Vorarbeit zu seinem großen Werke. Da dies öffentlich bekannt gemacht werden soll, so kann man ihm auch alles Gelingen gönnen und wünschen, und niemand darf sich schämen zu dieser Siegesbeute hülfreiche Hand geleistet zu h.ben. Die deutsche Nation, die doch wohl nicht untergehn wird, wenn gleich das alte gebrechliche Deutschland vollends verschwindet, wird künftig eben so wohl ihren Gewinn davon ziehen, wie von den häufigen Kriegen mit Frankreich; sie wird am

Ende selbst kriegerisch und geschickt werden, ihren eignen Vortheil zu besorgen.

Von Guilleminot, der auch ein sehr rechtlicher, edeldenkender Mann ist, muß ich Dir noch sagen, daß er bereits Moreau auf allen seinen Feldzügen begleitete, und damals schon immer unverrückt an seinem großen Werke arbeitete. In Paris ward er durch den Fall dieses Feldherrn, dem er bis zuletzt attachirt blieb, in seiner Arbeit gehemmt, als er eben ein großes Büreau auf eigne Kosten errichtet hatte, und mit den geschicktesten Militärzeichnern und Kupferstechern Tag und Nacht an seiner großen Charte arbeitete. Er war auch mit unter den arretirten Officieren des Moreauschen Generalstabs. Glücklicher Weise ist ihm das Schicksal der andern nicht zu Theil geworden! Napoleon erkannte zu sehr das ausgezeichnete Talent von G., um ihn zu übersehen, oder mit den andern zu vermischen.

G. ist auch ein braver Soldat, der sich neben jenen wissenschaftlichen Beschäftigungen überall als Krieger auszeichnete. Ich traf ihn und lernte ihn

vor zwei Jahren in Stettin kennen. Sehr wenige Männer von der feindlichen Armee haben mich so interessirt als er; und ich verdank' ihm manche schöne Belehrung. Gesegnet sey die Wissenschaft und Kunst, die auch Feinde im Mars zu Freunden in Apollo macht.

Ueber all die Rückerinnerungen, die mich überströmen, so bald ich für den trauten Freund die Feder ergreife, bleib ich Dir die Beschreibung manches Gegenstandes schuldig, der schon für Dich in der Schreibtafel angezeichnet steht. Mags denn da stehen, bis mich irgendwo einmal ein ausgetretener Strom, eine gebrochene Brücke oder auch gebrochenes Bein liegen zu bleiben zwingt. Dann will ich Dir ohne Vor- und Nachrede solche Notate ausziehn und senden.

Jezt räth man mir von hier nach Linz zu gehen, um von da aus bis Wien hin das üppigste Land und den höchsten Wohlstand der östreichschen Monarchie kennen zu lernen, und so soll es denn in den nächsten Tagen des Weges gehen, und der kleine Umweg wieder nicht gescheut werden. Verdank' ich doch schon in meinem ganzen Leben und auf allen meinen Reisen das größte Vergnügen

und die angenehmsten Genüsse solchen Ab- und Umwegen. Schon allein der Gedanke an die schreckliche Reise eines meiner nächsten, nur zu nahen Verwandten, der endlich seiner liebenswürdigen Frau, die er nicht verdiente, das Vergnügen einer Reise über Hals und Kopf nach Paris gewährte, und am Tage seiner Abreise den Tag bestimmte, an welchen er wieder zurückkehren und nach dem zurückgelassenen Küchenzettel puncto Neun soupiren wollte — schon der Gedanke allein läßt mich doppelt bereitwillig jeden angenehmen Nebenweg einschlagen, der sich mir darbietet.

Wie glücklich wäre der Mensch, der bei völlig kräftigem, geschicktem Leibe und heiterm sorgenfreien Gemüthe, ohne Gedanke an Zeit und Entfernung, mit allem Nöthigen wohl versehen, so ganz gemächlich in die weite Welt wandern könnte, durchaus ohne allen weitern Zweck, als die angenehmsten Länder und Menschen ganz nach seiner Phantasie zu genießen. Jeder angenehme Fußsteig, der zu einem lieblichen Ziele führte, wär ihm willkommen, jedes erreichte Ziel hielt ihn so lange nur, als es ihm wohl da würde; durch nichts ließ er sich tyrannisiren, durch Güte und Wohl-

wollen eben so wenig, als durch Bosheit und Laune. Dem reinsten, freisten Genuß der Natur und Kunst ging er nach seinem eignen Sinne nach, genösse alle Blumen, Blüthen und Früchte, die sich ihm freundlich darböten, mit Ruhe und Behagen rein aus, reifte so selbst in der freisten Bewegung zur erfreulichen Frucht heran, die wieder Freude und Gedeihen um sich her verbreitete. Wären dem glücklichen Sterblichen noch die Musen und Grazien hold; so müßte sein Genius in unaufhörlichem Erschaffen und Beglücken unaussprechlich glücklich seyn können. Geben wir ihm zur lieblichen poetischen Reise dann noch einen heitern gleichgesinnten Freund auf den Weg, der seine spanische Guitarre am himmelblauen Bande um die Schulter hängt, und die Lieder und Dythiramben, die dem begeisterten Dichter entströmen, mit reinen Accorden und hohen Accenten begleitet — und es ziehen ihnen alle Jünglinge froh entgegen, alle zärtlichen Mädchen schmachtend nach; ein neues Arcadien erblühte den Glückseligen Allen.

Vierzehnter Brief.

Zwischen Linz und Wien.
Auf der Donau schwimmend.

Mir ist zu wohl in diesem Augenblicke, um ruhig mit mir allein zu bleiben; es mischt sich in dies Wohl ein lindes Weh von leisem Sehnen, ich bereite mir auf dem Verdecke des Schiffs einen romantischen Schreibtisch, suche das zierlichste Blatt aus meinem Papiervorrathe hervor; der Freund genügt nicht, ich muß mich an Sie wenden, edle Freundin, und ohne zu wissen, was ich Ihnen sagen soll, ergreif' ich die Feder, wie ich wohl sonst ihre schöne Hand ergriff, Sie dann frugen: und was denn? ich mit Wahrheit antwortete: ich weiß nicht.

Zeichnen, mahlen müßt' ich jetzt können, wie Rosa, wie Claude: dann hätt' ich Ihnen viel recht viel zu sagen. Ich schwimme auf dem herrlichsten Strome, den je mein Auge sah, mitten

in einem Paradiese, oft zwischen Himmel und Hölle. Mit Macht, mit unwiderstehlicher Gewalt zog mich das Wasser an; ich wollte nicht, aber ich mußte; und wie freu ich mich jetzt der süßen Gewalt!

Ehgestern früh verließ ich Salzburg, wo ich sehr frohe, heitre Tage verlebt habe, mit dem Vorsatze, bis Wien zu Lande zu gehen. Aber sehen wollt' ich doch das schöne Linz mit seiner reichen Umgebung, und das hochgepriesene glückliche Land zwischen Linz und Wien. Mit jeder Station, die ich dem Oestreichischen näher rückte, wurde alles schöner, reicher, üppiger. Land und Menschen, alles immer frischer und schöner. Bei Linz eröffnete sich vollends ein Paradies, und nie hätt' ich da geglaubt, daß dieses noch so viel höher gesteigert werden sollte.

Sie lieben so wenig, als ich, gemahlte Concerte und mit kalter Dinte beschriebne Landschaften, und so erlaß ich Ihnen und mir alles wortreiche, lästige Detail, und sage Ihnen nur, ein solches Amphitheater von schönen Bergen, mit solchem ewigen Hintergrunde, so umströmt vom

breiten, herrlichen Strom, so rundumgeben von der reichsten, üppigsten Landschaft, voll des herrlichsten Anbaus, so stafirt von schönen, blühenden, wollüstigen Menschen und Thieren, mahlt sich kaum die Phantasie aus. So wars bei Linz, die selbst eine hübsche, freundliche Stadt ist, und von der Höhe des Schlosses einen ganz einzigen Anblick gewährt. So dauerts fort in stetem Wechsel des Erhabnen, Erschütternden, Grausigen mit dem Angenehmen, Reitzenden, Schönen, Entzückenden. Unbeschreiblich! Unaussprechlich! Und das alles ruhig im schnellfortgleitenden Schiffe zu genießen, ist denn doch noch ganz etwas anders, als in der Postchaise ihm rasselnd vorüber zu fliegen. Die Seele sammelt sich, faßt sich ganz, scheint fast vom unbeweglich ruhenden Körper geschieden und schwimmt in ihren eignen Gefühlen und stillen Ergießungen, wie das Schiff auf dem ebnen Strome. Meine Seele singt: Süßes Bild! und Wenn ich ein Vöglein wär! und fühlt sich im Himmel! —

Ich möchte den Mann küssen, segnen, der da neben mir auf seiner italiänischen Matratze ausgestreckt im Schiffe liegt, mit dem ich noch

nicht sprechen mag, weil er immer finster in die Tiefe des Wassers blickt, welches mein Auge meist nur berührt, wie die Möve, wenn sie hinüberfliegend einige Tropfen leicht einschlürft. Kaum zum schönen hellen Himmel mag ichs anhaltend erheben, so zieht das liebe romantische Land mit den schönen frohen Menschen und Heerden, im herbstlichen Schmuck und Feldgewächse rund um mein Auge an sich. Ach! und dort hinten in grauer Tiefe, meine lieben, ewigen Salzburger Gebirge, mit ihren weißen Schneehäuptern. Habt Dank, nochmals tausend Dank für alle die freudigen Genüsse, mit denen ihr mich recht liebevoll überschüttet habt. —

Doch ich wollte Ihnen sagen, den Mann da möcht' ich küssen und segnen, daß er auf den glücklichen Gedanken kam, wir könnten ja für uns und unsre Leute ein besondres kleines Schiff mit einem paar muntern Schiffern nehmen, als er meinen Abscheu vor dem großen, wüst und schmutzig angefüllten, lauttobenden Regensburger Wochenschiff sah. Ja, so wars recht! und auch das ist mir sehr recht, daß er noch eben keine Lust äußert, sich mit mir zu unterhalten. Er

ist ein Italiäner, dem mans gleich auf den ersten Blick ansieht, daß er einem der edlen Geschlechter jener trefflichen Nation angehört, die in ihren großen herrlichen Physiognomieen und in dem reinen, kräftigen Körperbau noch immer ein treues Abbild jener alten herrlichen Natur an sich tragen, die Italien so viele Jahrhunderte hindurch groß seyn ließ und verherrlichte, und die nur von den elendesten Söhnen des Nordens, die durch den ewigen Schnee über ihre Augenklappen schier erblindet sind, verkannt werden kann. Er scheint zu leiden, und war ich je geneigt mit einem Leidenden zu sympatisiren, so bin ichs jetzt in diesen einsamen Stunden des stillen, seligen Genusses; aber ich vermags doch auch eben nur schweigend, und wenn er es mir nicht an den Augen ansieht, so ist das seine Schuld, warum sieht er mir nicht ins theilnehmende, sanft bethaute Auge.

Könnt' ich Sie mir doch auf eine Stunde, auf einige Minuten herzaubern, daß Sie nur einmal rund um sich blickten und mich dann anblickten mit Ihrem schönen wonnetrunkenen Auge! dann möchten Sie schnell in Ihre geliebte Morgenkammer zurückeilen, Reißfeder und Pinsel er-

greifen und darstellen, was ich mir nicht getraue darzustellen, und besonders darum nicht getraue, weil ichs doch alles nur für Sie auf das Blatt hinwerfen möchte. Was wäre das aber, wie gut es auch gelänge, gegen das Gefühl, das mich anjetzt so ganz durchdringt, daß ich selbst die Feder niederlegen muß.

Göthe muß diese Donau nie gesehn haben, nie dieses liebe, reizende Volk. Wie würde das alles in seinen Gedichten leben! Oder erging es ihm auch, wie mir, in diesem Gedränge der Gefühle, dieser Fülle des Genusses? Der beschreibende, mahlende Dichter muß vielleicht nur ein paar recht klare Augen haben, so ein paar recht hellblaue, ohne Tiefe, fast durchsichtig, und es muß, wie bei den meisten Landschaftsmahlern, und selbst bei unserm blauäugigen Hackert, aus den Augen gleich in die Finger übergehen, ohne den Umweg durchs tiefe, heiße Herz zu nehmen, wenn eine treue Darstellung des Erblickten hervorgehen soll, wie sie in allen Hackertschen Gemählden nach der Natur, und besonders in seinen Cascatellen von Tivoli, treu, aber kalt dasteht.

Ich muß das Tivoli in seliger Rückerinnerung laut ausgesprochen haben, der unglückliche Mann da neben mir richtet sein Haupt schnell empor und blickt mich mit seinen großen tiefen dunkeln Augen, wie ein Adler an. Er frägt nichts, und so darf ich auch nicht antworten, und kann in meinen Gedanken fortfahren.

Ich wollte nur noch sagen: auf ein solches echt poetisches Genie wie Göthe, wirken solche große Naturbilder nur wohl zu Einem großen tiefen Eindruck, der sich im Innern wieder zu einem Bilde voll eignem Gefühl und eignen Gedanken auflöst. So ist in Göthe wohl beim Anblick und vielfachen Genuß des Rheins der herrliche Gedanke aus seinem Innern hervorgegangen, den großen, auf sein Zeitalter, auf die Welt mächtig einwirkenden Mann, in dem Bilde jenes herrlichen Stroms darzustellen. Das Gedicht, eins der allerschönsten Götheschen Gedichte, ist sonderbar genug überschrieben: Mahomeds Morgengesang. Wahrscheinlich früh zu einer größern Composition bestimmt, über diesen ungeheuern Menschen, der gewiß jedes junge, feurige, emporstrebende Genie zur Bewunderung

hinreißt, und der auch sicher seine Morgen- und Abendandacht nicht besser als aus der Fülle der ihn umgebenden herrlichen Natur schöpfen konnte, und sich im Bilde eines großen mächtigen Stroms seine Bahn eben so keck als bescheiden vorzeichnet.

Wenn man dagegen so ein Matthissonsches Gemächsel von Schweitzerlandschaften ansieht, in denen man alle Strophen verrücken und versetzen kann, und in den Strophen wieder die einzelnen Verse vertauschen, und es bleibt immer ein fein Stück Mosaickarbeit von einzelnen, buntfärbigen, glattpolirten, gleichseitigen Steinchen. Wenn mir auch nur ein solcher auf dem großen Regensburger Frachtschiffe zu nahe gekommen wäre, hätt' er mir alle Lust, alle Seligkeit, in der ich jetzt wie ein Schwan stolz und ruhig einher schwimme, getrübt, geraubt.

Es geht in gewissen Augenblicken doch nichts über die große stille Einsamkeit mitten in der weiten reichen Natur, neben einem Menschen, mit dem man sich wohl abgeben möchte, aber sich eben doch nicht abgeben mag. Vergegenwärtigt sich die Seele dann noch ein liebes schönes Bild aus

der Ferne, dann scheint ihr die Welt anzugehören, und sie fühlt ihre Herrschaft so am sichersten in dem edlen Gefühl der hohen Verachtung: — ich mag ihrer weiter nicht! Zu diesem Gefühl kann mich allein schon der Gedanke an Sie erheben; wie würd' es seyn, wären Sie selbst mir nahe! Doch gesteh' ichs Ihnen frey, edle Frau, daß ich diesen Wunsch nicht zu jeder Stunde rein im Herzen hege. Sie würden an allem, was das sinnliche Menschengeschlecht hier allein so angenehm und genießbar macht, mit Ihrer feinen Sinnlichkeit und edlen Sentimentalität wenig Geschmack finden, und so entginge mir mancher frohe, reiche Genuß, den ich in unserm kalten feuchten Vaterlande nie finden könnte. So will ich Ihnen nur gleich gestehn, daß ich die letzte Nacht bis an den hellen Morgen mit den schönen allerliebsten Linzerinnen unermüdet durchwalzt und durchschwärmt habe, und mich von mehr als einer der reitzenden Gestalten im engen Mieder um den vollen Hals und Busen dergestalt habe anziehn und einnehmen lassen, daß ich sie gerne mit mir aufs Schiff genommen hätte, um so ein liebliches blühendes Wesen des Weges lang zu ge-

nießen. Sie sind zu großmüthig und liberal gesinnt für jede Natur, stände sie auch mit der Ihrigen in geradem Widerstreit, gönnen gerne einem jeden, was er im stillen begehrt, als daß ich nicht wagen sollte, dieses frei heraus zu bekennen. Eben so wahr bekenne ich Ihnen aber auch, daß ich mich jetzt höchst glücklich preise, daß Achtung für das ernste melancholische Gesicht da neben mir, mich davon abgehalten hat. Ich hätte die süße Ruhe, die mich jetzt so beglückt, und die nach solchem Taumel so wohl thut, nun nicht genossen, mich im Geiste ihrer wohlthuenden, veredlenden Nähe nicht wieder einmal so innig erfreuen können. Glauben Sie mir, Sie sind mir jetzt eben so nahe, daß mirs ganz warm vor der Stirne wird.

Ueber dieses Wohlseyn vergeß ich aber Ihnen die unaufhörlich wechselnden Naturscenen, die mich rund umströmen, wenigstens doch zu nennen. Es vergeht keine Stunde, daß nicht ein neuer Gegenstand ein neues Tableau das Auge an sich zöge und mit Zaubergewalt fesselte. Bald strömen Flüsse wie die Trau, die Ens, der Inn lustig in diesen Kaiserstrom. Kommt ihr

Alle! ruft er mit tiefem Brausen, und nimmt sie in seinen mächtigen Vaterarm. Bald fesseln Ruinen alter Burgen und Schlösser, auf den romantischen steilen Anhöhen das Auge, wie Waldsee, Kreyn, Weissenburg, Schönbühel, Thierstein, das an den unglücklichen Richard Löwenherz erinnert, der lange da in trauriger Gefangenschaft saß. Dies schien mir Nahrung für meinen trüben stummen Fremdling, und ich betrog mich nicht; er dankte mir mit einer Innigkeit, die ich ihm kaum für einen Mann zugetraut hätte, für die angenehme Erinnerung, und ließ die herrlichen Ruinen nicht aus den Augen, so lange noch eine Spitze davon zu sehen war. Er dichtete gewiß nachher in seiner stillen Versunkenheit eine Romanze, wild und schwarz: Seinen Petrarca hab' ich ihn schon oft anrufen hören.

Eine schöne höchst romantische Stunde gewährte uns auch schon die Fahrt durch den berüchtigten Strudel und Wirbel, das Felsenthor, das sie einfaßt mit seinen hohen Thürmen. Die große Bewegung, das innere dumpfe Brausen des Stroms belebt die Scene auf eine angenehme Weise. Dabei lebte der edle Landsmann Pe-

trarchs zuerst auf und zeigte in allen seinen Aeußerungen ein tiefes, muthiges Gemüth, das am Großen und selbst an der Gefahr mehr Freude hat, als an der süßen Wollust. Unsre wohlbeleibten, sich in aller möglichen Sicherheit kreuzzenden und segnenden, Schiffer gaben einen höchst sprechenden mahlerischen Contrast dazu.

Von da an ward das Ufer und die ganze Gegend, die bis dahin meistens schön, lieblich und fruchtbar war, immer wilder und romantischer. Ungeheuere Felsenwände und Stürze tragen hohe Ruinen, denen gegenüber oft das Ufer wieder mit den schönsten Weinbergen bedeckt ist. So erscheint auch wunderlieblich im Prospecte der schöne Wallfahrtsort Mariataferl und die Abtei Melk, der man nah vorüberfährt; ihre herrliche Lage und stattliche Gestalt erfreut das Auge wieder auf eine ganz eigne Weise. Die Natur wird dann immer wilder und wilder und dann auch wieder immer reicher. Bald arbeitet sich der Strom durch die wildesten Felsmassen hindurch, man glaubt sich oft rund eingeschlossen, sieht keinen Ausweg für den Strom, glaubt, er wird sich in die tiefsten Schluchten des ungeheuren Felsens

stürzen müssen, freut sich schon auf eine unterirdische Fahrt im Innern der Felsenlabyrinthe; Dunkel und Grausen erfüllt schon die Scene, das furchtbare Tableau steht geschlossen starr vor dem Auge. Plötzlich wendet sich der Strom und man fährt zwischen steile Felsenwände durch Schluchten, unter überhängenden Felsstürzen, der lachendsten Landschaft entgegen, und bald schifft man ruhig mitten im schönsten Paradiese. Dann wächst auch der Reichthum an schöner Umpflanzung mit den üppigsten Weinbergen. Bei Spitz gewinnt dieser Anbau, wie jene starre Wildheit, die höchste Höhe. Hier sieht man auch die prächtigen Ruinen von dem alten herrlichen Schloß Thierenstein.

Der Strom fließt nun immer schneller und schneller und breitet sich freier und stattlicher aus. Das Gewühl auf dem mit Fahrzeugen bedeckten Strome und an den immer mehr und mehr belebten Ufern wächst mit jeder Stunde die unzählige Menge von Menschen und Pferden, mit dem Ziehen der Schiffe stromauf höchst mühsam und anstrengend beschäftigt, — doch nicht wie ehedem mit Missethätern bespannt, — die selten lange

auf Einer Seite ihr trauriges Geschäft ruhig forttreiben können, immer von einer Seite zur andern, so oft das Ufer weicht und fehlt, herüber, hinüber geschaft werden müssen, — das alles vermehrt das mannichfache, bald dumpfe, bald helle, betäubende Geräusch. Die Schiffe scheinen Getreide für die Magazine und Munition stromaufwärts zu führen; es ist Militär dabei.

So kommt man vor Stein, vor Krembs, wo das Land immer tiefer sich erweitert und nach allen Seiten breiter und freier sich ausdehnt. Inseln, schön bewachsen, treten aus dem Strome hervor; muntere Eilande scheinen entgegen zu schwimmen. An den Ufern ragen zwischen unzähligen Weinbergen, voll des lustigen Gewühls der Weinlese, Klöster und Flecken und Dörfer hervor, alles reinlich, stattlich, lustig. Wo man anlegt und weilt, wird man aufs reichlichste bedient, immer nur von schönen Mädchen und Weibern bedient, in den nettesten zierlichsten Anzügen.

Endlich tritt Kloster-Neuburg hervor, der Leopoldsberg erhebt sich und Wien, die herrliche Kaiserstadt, liegt in ihrer ganzen Pracht

und Hoheit und Breite, wie mitten im Strome, vor dem begierigen Auge. Nun Ade, Ruhe und stille Betrachtung, und so sag' ich auch Ihnen, liebe edle Freundin, Ade, bis eine stille, reinere Natur uns wieder einander nähert.

Funfzehnter Brief.

Wien.

Noch nirgend fand ich mich in meiner alten guten Gewohnheit, mich zuerst mit der Umgebung einer wohlgelegenen Stadt bekannt zu machen, so bestärkt und belohnt, als hier in Wien, das in einer so wunderschönen reichen Gegend mitten inne liegt. Ich kenne noch wenig von der Stadt und ihren Bewohnern; aber das Schicksal könnte mich zwingen, Wien augenblicklich verlassen zu müssen, und ich würde mich doch in der Bekanntschaft mit der herrlichen Gegend um Wien herum für die Reise höchlich belohnt fühlen. Ich glaube nicht, daß noch eine große Stadt in der Welt sich einer so reichen, reizenden, fruchtbaren, jedes Gefühl ansprechenden, jeden Geschmack befriedigenden Umgebung zu erfreuen hat.

Wien selbst hätte mir am ersten Tage gleich fatal werden können, wenn ich nicht aus Erfah-

rung zu gut wüßte, wie jede große Stadt den Reisenden nach achttägigem Aufenthalt ganz anders erscheint, als in den ersten Stunden und Tagen. Uneingedenk des guten Raths, den man mir in Salzburg ertheilte, eine der vielen hellen geräumigen Vorstädte Wiens zum Wohnen vorzuziehn, bestand ich darauf, mitten in der eigentlichen alten gewühlvollen Stadt einkehren zu wollen, und mußte wohl zwei bis drei Stunden mit meinem Fiacker voll Reisegeräthschaften herum fahren, ehe ich unterkam. Ja, was das ärgste war, ich mußte am Ende nach einem Gasthofe zurückkehren, dessen schmutziges Aeußere mich gleich beim ersten Anblick zurückgeschreckt hatte. In diesem allein waren ein paar Zimmer in einem der untern Stockwerke, wie ich sie haben wollte, frei. Der Teufel mag drei bis vier Treppen zu seiner eignen Wohnung tagtäglich steigen! und nun gar in unsrer engen Reiterkleidung.

Dieser Gasthof ist zwar in einer der allergrößten, gewühlvollsten Straße Wiens gelegen, in der langen Kärntner Straße; und in so weit hab' ich meinen Zweck vollauf erreicht. Aber das Haus ist ein gut Theil schmutziger, als die Straße selbst, die

unaufhörlich gekehrt, gesprützt und so beständig rein erhalten wird. Zum wilden Manne heißt das wüste Nest, das einige Reisebeschreiber, die gewohnt sind den Mund verteufelt voll zu nehmen, närrisch genug, Hotel nennen, das aber denn doch wirklich zu meinem Erstaunen, bei aller seiner schmutzigen Gemeinheit, von guten, zum Theil recht angesehenen Reisenden, von unten bis oben unterm Dache ganz vollgepropft ist. Meine Aufwärter sprechen nur immer von meinem seltnen Glück, ein paar so gute Zimmer, eben von einem Reisenden verlassen, gefunden zu haben. Nun, wenn dieses die guten Zimmer des Hauses sind, so behüte mich der Himmel, daß kein reizendes Geschöpf eins der schlechten beziehen, oder schon bewohnen möge. Ich kenne nichts ekelhafteres, als eine schmutzige Wohnung von einem hübschen Geschöpfe bewohnt. Eine zierliche Umgebung kann ein halbreizendes Geschöpf reizender machen; das wissen die Nixen auch wohl und lassen sichs gerne etwas kosten aus unserm Beutel.

Das einzige Gute in meinem, von allen guten bequemen Möbeln entblößten, Zimmer ist ein gutes, vollständiges italiänisches Matratzenbett. Dies

läßt mir wenigstens Nachts das angenehme Gefühl in einem südlicheren Clima zu seyn, und giebt mir durch seine Derbheit und Elasticität den ruhigen Schlaf, dessen ich nach meinen täglichen, unablässigen Cursen, zu Fuß und zu Pferd, Nachts so bedürftig bin. Lachen würdest Du, wenn Du mich Abends, oder vielmehr Nachts, mit bereits auf der Treppe gelösten Knöpfen, in mein Zimmer treten, oder vielmehr stolpern und fallen, die Kleider sogleich abwerfen, und in einigen Minuten, mit einem wollüstigen Dankseufzer, auf das breite Bette fallen sähest. Anders bekomme ich denn auch die verhaßten Zimmer und das ganze Haus fast nicht zu Gesichte. Denn den Versuch des ersten Abends, da zu essen, wiederhole ich sicher so leicht nicht wieder. In meinem ganzen Leben hab ich nicht gemeiner und widerlicher gegessen, als da, in einem wüsten Zimmer, unter einer gemeinen Menge, die mir das beste Essen hätte verleiden können; und auch dieses kann ich nach dem Begriffe, den ich von Wien mitbrachte, eben nicht rühmen. Die besten Hausbewohner essen auch, wie ich zu spät erfuhr, in bessern Gasthöfen, wo es recht gute Table d'hote giebt; und

so verfehlte ich den einzigen Zweck, den ich dabei hatte, meine guten Mitbewohner kennen zu lernen, ganz und gar. Ja wenn ich nicht bald ein angenehmes Privatlogie finde, kehr' ich mich an nichts und bleibe lieber, so lang es die schöne späte Herbstwitterung noch vergönnt, draußen in einem der lieblichen Orte vor der Stadt, in denen ich bisher den größten Theil meiner Tage so froh und lustig verlebte, daß ich den nahen Winter fast mit Wehmuth entgegen sehe, wiewohl er auch seine tausend Lust da in der engen räuchrigen Stadt haben soll.

Selbst der erste Wiener, den ich aufsuchte und sprach, hätte mir die Stadt verhaßt machen können. Natürlicherweise war den Morgen nach meiner Ankunft mein erster Gang zu dem Banquier N**, auf den ich meine Geldanweisung hatte. So etwas plumpes, ledernes, als der Patron, ist mir nicht leicht in einer großen Stadt und in einem so ansehnlichen Hause wohnend, vorgekommen. Am Ende entschuldigte er sich denn noch artig genug, daß er mich in den nächsten Tagen nicht bei sich sehen könne, seine Familie sey noch draußen auf dem Lande. „Es ist ein ganz artig Dörfl," setzte er hinzu, „und wenns dem Herrn

Major

Major Spaß machen kann, mich da Samstags oder Sonntags hinaus zu begleiten, solls ihm da draußen unter hübschen Mädeln und Weibern nicht übel gefallen.“ Dazu mußt Du Dir aber die breite maulvolle Sprache des gemeinsten Oestreichers denken. Wenn indeß seine nächste Umgebung selbst aus hübschen Mädeln und Weibern besteht, so will ich mich wohl bequemen, einmal mit ihm den Sonntag fromm zu seyn; aber aus dem Hinausbegleiten des dick- und grobknochigen Herrn wird nichts. Man sagt mir zu seiner Empfehlung, daß er einer der größten Schönfresser in Wien seyn, und einen alten Keller voll guter ausländischer Weine haben soll. So muß man ihn denn wohl nur an seinem Tische sehn. Bisher hab' ich noch nicht nöthig gehabt, ihn wieder aufzusuchen, so rischrasch es auch über das Lumpen-Papiergeld, das unser Einer gar nicht zu achten vermag, hergeht, und so ist mir denn auch noch keine Lust gekommen, jene Erfahrung mit ihm zu wagen. Wie hätte ich in den unaussprechlich schönen Tagen, die ich meist draußen in der schönsten Natur lebte, an diesen Klaß denken sollen, der in seinem Morgenanzuge am ganzen Leibe

15

wie aus lauter in schmutzigen Taschen abgetragnem Papiergelde zusammengebacken aussah. Kaum hatte ich das erstemal mit ihm die nöthigsten Geldsachen abgemacht, und mein Geld empfangen — doch nein, Geld keinen Heller, das giebts hier nicht; aber wohl Bancozettel zu 500, 200, 100, 50 Gulden füllten mein Portefeuille, und ich ersah mir gleich auf dem nächsten Platze den leichtesten Fiacker mit den muntersten Pferden, und so gleich hinaus nach dem Augarten, dem Morgenparadiese der Wiener.

Wie der Blitz ging es über den stattlichen Stephansplatz bei der alten prächtigen gothischen Kirche vorüber, in beständigen kleinen Biegungen immer gerade bis zum Thore hinaus, das eigentlich nur in einem hohen Schwibbogen bestand, über die Brücke des innern Donauarms hinüber, über große unbebaute Plätze und wieder durch Straßen der Kreuz und Queer, und eh ichs mir versah, hielt der Kerl bei einem stattlichen Hause, dessen prosaische, etwas undeutsche Aufschrift mir schon sagte, daß dieses der vom Volk liebende Joseph den Wienern geweihte Augarten sey. Der rasche Kerl war mit seinen derben, wohlge-

nährten Pferden kaum zehn Minuten an dem ganzen Wege gefahren, zu dem ich gewiß eine gute halbe Stunde, auch wohl mehr zum Gehen nöthig gehabt hätte. Hier sind die Fiacker keine Viehracker, wie bei uns und in Paris. Es fährt fast niemand schneller, als die Kerle mit ihren kleinen gedrungenen ungarischen Pferden.

Ich dachte mich im Augarten bloß umzusehen, dann nach dem Prater hinüber zu fahren und so immer weiter uud weiter in der Gegend umher. Aber wie ward ich durch den reizenden Ort und die schöne Welt, die sich darinnen erging und ergötzte, gefesselt! Erst zur Mittagszeit, da ich schon Gesellschaft gemacht hatte, dort mit einigen auch zu essen, gedacht' ich meines Fiackers und ließ ihn fahren. Dem Kerl mochte das mit den weichlichen, bequemen Wienern schon öfterer begegnet seyn, seine Pferde hielten schon aus Habersäcken, die er ihnen vors Maul gebunden, ihren Mittag, und er hatte gar kein Arg daraus, da drei Stunden vergeblich gestanden zu haben; ließ sich seine drei Stunden bezahlen, im Grunde auch ein mäßiges Geld von einigen Gulden, für die der lumpige Kerl in der größten Geschwindigkeit einen funfzig Gulden-

zettel in kleinere umzusetzen wußte. Ganz kluger Weise, damit ich doch nicht ganz ohne Münze seyn möchte, wenn ich ihm etwa ein Trinkgeld geben wollte, brachte er mir einen Gulden in Kupfermünze, und verdiente sich damit noch die Hälfte. Und dann sag mir einer, daß die Wiener dumm sind! Diese Kupfermünze von einem Kreuzer bis zu Stücken von dreyßig (sechzig machen einen Gulden) ist die einzige, die jetzt hier im Gange ist. Silber- und Goldmünzen sind gänzlich aus dem Cours verschwunden. Uns Fremden, die wir solche mitbringen, oder deren Wechsel und Anweisungen darauf lauten, kostet ein solcher Gulden jetzt nach dem schlechten Curse nur Acht gute Groschen. Ich fürchte, dieser wohlfeile Einkauf wird mich, nach einer Bemerkung Franklins über den wohlfeilen Einkauf in Auctionen, hier ruiniren.

Doch was schwatz' ich Dir von solchem Zeuge, das Du in allen Reisebeschreibungen finden kannst, da ich Dir von den lieblichsten Lustplätzen der Erde zu erzählen habe.

Wer sich von der neuesten Anglomanie und von der sogenannten freyen Pflanzung der engli-

schen Gärten so hat einnehmen lassen, daß er diese nur, mit allen ihren oft sehr unfreyen, nur besser versteckten Zierereien und Pedantereien allein für schön halten kann; der muß sich hier mit dem Augarten bekannt machen. Wenn er nicht jedes unbefangenen Eindrucks und Urtheils unfähig ist, so wird er gestehen müssen, daß eine regelmäßige, symetrische Pflanzung auch ihre große Schönheit haben kann. Diese ists und hat sie wirklich. Drei der größten Schönheiten, ohne die es eigentlich gar keine große, vollkommen schöne Gartenanlage keiner Art giebt, hat der Augarten im allerhöchsten Grade. Den herrlichen Donaustrom, von einer großen Terrasse, die er umfließt, eine schöne romantische Gebirgsaussicht, und im Innern die köstlichsten, schönsten alten Bäume, die man in der europäischen Welt nur sehen kann. Ahorn, Ulmen, Linden, Kastanien, Pappeln und Silberpappeln stehen da in den vollständigsten, wohlunterhaltnen breiten Alleen zum Erstaunen hoch und schön; diese führen alle zu einer großen Terrasse mit jener Aussicht ober der Donau. Mannichfache breitere und schmälere Wege, die durch ein großes, dichtes, gemischtes Gebüsch von Laubholz

gehauen sind, führen alle auf einen andern breiteren Arm des herrlichen Donaustroms zu und bieten auf dem Wege liebliche, schattige Ruheplätze von verschiedenen Formen und Einrichtungen dar. Unten hast Du den majestätischen Strom groß und frei vor Dir, und über ihn weg siehst Du wieder nach schönen Wiesen mit lieblichem Gebüsch hinüber. Kannst auch, wenn Du Deinen Spaziergang erweitern willst, gleich nach der weiten, mahlerischen Brigittenau gehen, voll schöner Wege und Fußsteige, die Dich nach den anmuthigsten Dörfern führen. Diese wird von beiden Seiten von zwei verschiedenen Armen der Donau umflossen, und hat auch sehr mannichfaltige schöne Baumklumps und größere und kleinere Gebüschmassen. Wie manche große Stadt könnte sich glücklich schätzen, nur diese Brigittenan in der Nähe zu besitzen, die hier nur ein fast übersehenes Nebenstück ist.

Der vordere Theil des Gartens ist künstlicher in Blumenbeete und bepflanzter Vierecke und Oblangen getheilt, und bietet manchen reizenden Sitz dar; auf welchem man gerne aus der Ferne Musik hört, die bald vollständig von den geschicktesten

Künstlern im Salon des Hauptgebäudes, bald von Blasinstrumenten im Gebüsche versteckt, oder auch ganz im Freien gemacht wird. Das recht stattliche Gebäude hat Kaiser Joseph einem Traiteur eingeräumt, der in zierlichen und heitern Zimmern und Sälen seine Gäste, wies jeder verlangt, gar trefflich bewirthet. Ich machte mit einigen andern Fremden Gesellschaft, da zu essen, nachdem wir schon früher ganz köstliche Chocolade mit feinen Bisquits genommen hatten, und wir wurden für fünf Gulden die Person sehr gut und fein bewirthet. Wir hätten, glaub ich, auch für die Hälfte gut essen können, wir wolltens aber an dem schönen Orte besser haben. Auch die Bedienung war recht anständig und zierlich. Der Oestreicher und Ungerwein war auch recht gut und zu mäßigen Preisen. Der fremde Wein wird hier aber sehr theuer bezahlt; man trinkt keine Bouteille feinen französischen Wein unter einem Ducaten. Der Caffee nach Tische war auch vortrefflich.

Den ganzen Vormittag bis Ein Uhr war der Augarten wie ein wahrer Schaugarten mit schöner feiner Welt angefüllt, und nie hab' ich mehr schöne Haut, zarteres, üppigeres Fleisch in schö-

nern Gewändern beisammen gesehen. Dagegen ist die Mittagsterrasse in den Tuillerien von Paris wie ein buntes Tulpenfeld gegen einen bezaubernden Hyacinthenflor anzusehen. Blendend glänzt alles den begierig einsaugenden Augen entgegen. Und eine Klarheit, eine Freundlichkeit und Milde in den hellen braunen Augen, ein Liebreiz in den rothen vollen Lippen, in dem feinen runden Kinn und in dem über allen Ausdruck weichen Umriß der runden Wangen. Man hätte in diesem Meere von Lust in Einer ewigen Umarmung hinschwimmen mögen. Nichts schien Kunst und Machwerk an diesen lieblichen Geschöpfen zu seyn. Kein künstliches Roth und Weiß auf den jungen, frischen Wangen, keine Art Schnürerei, keine Hebe- und Tragebänder und tief einschneidenden Schnüre; alles die reine, volle, üppig wallende Natur. Alte dicke Weiber waren dafür desto dicker beklext und bepinselt, und das muß man ihnen Dank wissen; ihre lederne abgetragene Haut wird dadurch doch weniger ekelhaft.

So frei und zwanglos sich da aber auch alles erging und oft gar fröhlich und herzig auslachte, auch wohl ganz laut seine kleinen flachen Conver-

sationsspäße machte; so war mir doch in der ersten Stunde nichts begegnet solcher Art, wo unser Einer, als nouvean debarqué, leicht seinen Haken hätte einschlagen können. Als die meisten sich entfernt hatten, und nur noch die in kleinen Zirkeln gesonderten Gesellschaften, die da speisen wollten, hie und da herum saßen und strichen, oder einzelne Personen herumschlenderten; da erkannte man wohl an einsam zu zweien und dreien Arm in Arm herumwandelnden Schönen, daß da, wenn auch nicht das Herz, doch der Beutel anzubringen sey. Ihre geschmackvolle, auch wohl kostbare Kleidung zeigte aber deutlich genug, daß sie von der feinsten, elegantesten Art waren. Sie faßten auch nicht gleich in das erste hingeworfene galante Wort ein, nur mit gleichgültigen Ausdrücken, vorübergehend, erwiederten sie's, aber von einladendem Blick und Mienen begleitet. Ein gewisses gerades und dauerndes in die Augen blicken haben Dir die lieblichen Geschöpfe, ohne alle Starrheit und Frechheit: niedergeschlagene Augen sah ich hier noch gar nicht.

Einer von unsrer kleinen Tischgesellschaft, der schon von allen den kleinen öffentlichen Geheim-

nissen unterrichtet seyn wollte, wußte von mancher zu sagen, daß sie da und dort wohne, wohl Besuche annähme, aber nur eingeführt durch einen dritten, der sie schon kenne, daß ihr nur mit einem Bancozettel von 100 Gulden beizukommen sey und dergleichen.

Die meisten wurden aber als Entretemirte von reichen Fürsten und Grafen bezeichnet, die sich hier wohl auch mit ihren gebietenden Herrn unter der Menge früh zusammen fänden, zur Mittagsstunde aber, wenn die größte Welt herangefahren kömmt, von ihnen verlassen würden, für die Gemahlinnen, wenn auch nicht der eignen, so doch die der Freunde und Bekannten, und dann hier noch gerne in den Gängen des Gebüsches so ein Stündchen abgesondert herum wankten und sich präsentirten, um wenigstens das Vergnügen zu haben, zu agaciren und für die Zukunft zu werben, wenn sie sich auch nicht gleich aufs engagiren einlassen durften. Zu unserm Diner konnten wir indessen doch keine bereden, wie wir nach Pariser Sitte zu thun gedachten.

Die reichen hohen Herrn sollen hier nicht nur veränderlich, sondern auch unersättlich seyn, und

mehrere ein kleines Serail sich halten, das öftever gewechselt wird, als das große des Großsultans. Mögen sie's denn doch damit halten wies ihnen gefällt und frommt, oder auch nur eben den Spaß macht, den sie bezahlen und genießen können. Ein allerliebstes Geschlecht ists gewiß, an welches sie ihr Gold, oder ihre bedruckte Lumpen verschwenden. Fast sticht es bei mir schon die baierschen Schönen aus. Vortheilhafter gekleidet und gewendet sind sie auf jeden Fall, und Gang und Stellung ist einladender, anziehender noch, und das will viel sagen. Doch scheinen sie mir kälter, lässiger zu seyn. Bei mancher gedenkt man des Verses: Die Schöne, sie läßt es geschehen.

Der Tag blieb schön, und wir machten uns nach Tische nach dem nahen Prater hinüber. Da fanden wir alle Stege und Wege, alle Bänkchen und Banken, alle Plätze, Buden, Zelter, Häuser, Salons, alles voll der lustigsten, erfreulichsten gemischten Menge; es wimmelte so von Menschen, daß fast kein Durchkommen war, daß ich den ersten Tag gar keinen Begriff von dem herrlichen Orte bekam, die Bäume vor lauter

bunten Vögeln und lustigem, zweibeinigem Wilde gar nicht sah. Zwanzig, dreißig tausend Menschen reicht gar nicht hin, eben so fünf, sechs hundert Equipagen, eine schöner, geschmackvoller wie die andre; und Pferde! — Freund, die Augen gingen mir über, und ich gestehe Dir, im Prater thun bei mir schon die schönen Pferde den schönen Weibern nicht selten Abbruch. Was das glückliche Volk beritten ist! Hundert und aber hundert flinke schmucke Bursche erregten meinen Neid auf ihren köstlichen Pferden. Und welche Züge von Wagenpferden! Unter diesen fielen mir besonders die spanischen und Neapolitaner auf, das sind Prachtpuppen; Aller Welt Pferde sieht man hier, aus allen Zonen und Ländern. Mich unglücklichen, unberittenen Cavaleristen reitzen doch die Türkischen und Wallachischen Pferde ganz besonders. Das ist eine Kraft, ein Feuer, ein wahres Geniewesen, und wie leicht, wie fein in Knochen. Auch Pohlnische und Ukrainische Pferde sieht man hier von einer Schönheit, wie sie uns dort gar nicht zu Augen kommen. Aber wie das auch bezahlt wird! wenn wir glauben, ein solches Pferd schon mit sechszig, achtzig Du-

katen zu bezahlen, so geben sie hier zwei, drei hundert. Nun die wissen ihr Geld anzulegen! Was mich am meisten freut, sie wissen ihre Pferde auch gut zu halten. Das ist alles so rein und sauber ausgeputzt, trefflich aufgezäumt und gesattelt. Einer immer besser, wie der andre. Von den stattlichen Burschen wissen Dir auch viele gar gut mit den Pferden umzugehn, und man sah es ihnen wohl an, daß es Soldaten, Cavaleristen in Civilkleidern waren. Die Husaren und Ungarn überhaupt zeichnen sich durch Schnurbärte aus, die sie alle tragen, wie sie auch gekleidet seyn mögen. Auf die Reitbahn müssen indeß alle was halten, sie führen ihre Pferde gut und haben eine gute Haltung, die der Leichtigkeit und dem Feuer ihrer Pferde angemessen ist; ohne Steifheit und doch nicht liederlich, eben so brav als gewandt. Manchen hätt' ich indeß auch wohl mögen absteigen heißen und mir sein schönes Pferd, dessen er nicht werth war, zu überlassen. Besonders was so die dicken ältlichen Herrn anbelangt, die ausgeritten, ausgeklatschet zu haben schienen. Doch tummelten sie ihre Pferde oft auch wacker genug herum. Die alten welken Herrn scheinen sich

hier in nichts so leicht zu ergeben, sie leben ihr Stümpfchen Lebenslicht ab, bis auf das letzte Flämmchen und thun gar wohl daran.

Schon aus den Pferden und Mädchen kann man abnehmen, wie reich die Leute hier seyn müssen. Doch das scheint hier jeder zu seyn. Was das auch für ein Schmausen, für ein Schmatzen und Schlürfen, für ein wollüstiges Aechzen und Stöhnen nach jedem guten Schluck war. Zum Lachen wars, doch haben mir auch wieder in vollem Gelächter die Thränen in den Augen gestanden vor Freuden über solch ein glückliches, in seinem Gott, heiß er auch wie er wolle, seliges Volk. O ihr armen Spötter und Reimer! die ihr von gefräßigen Dummköpfen, von faulen Fajacken aus der Nähe und Ferne her sprecht und singt, ihr habt das glückliche Volk nicht genießen sehn, oder seyd selbst keines kräftigen, vollen Genusses fähig, oder sprecht aus dem Maulkorbe, aus dem mit Hechsel gefüllten Freßbeutel hervor, den eure Eseltreiber oder Schulmeister euch umgehangen. Geht mir vom Leibe! Ich walle mit dem glücklichen, gesättigten, zufriedenen Volke lieber die lustige Straße nach dem fröhlichen Wien

hinein, und ergreife hier den runden Arm, dort den schwanenweißen und weichen gewölbten Nakken, die wie Elfenbein abgerundete Schulter und Hüfte, und genieße nach solchem durchgenossenen Tagen noch die wollüstige Ruhe des Abends in traulichem Kosen und allerlei losen Spielen, und danke Gott im halbtrunkenen Herzen mit Inbrunst für das Vermögen, so genießen zu können, und mich einmal auf so fetter Menschenweide zu finden, daß ich nicht nöthig habe mit unserm T. beim Anblick eines üppigen Kleefeldes auszurufen: „Gott, wer doch da ein Ochse wäre!“

Ich mag dies Blatt doch nicht abgehn lassen, ohne Dir etwas mehr über den herrlichen Prater gesagt zu haben, den ich den ersten Abend vor lauter schönen Mädchen und Pferden, und vor dem unbeschreiblich lustigen Gewimmel fast gar nicht sah. Nun hab' ich ihn schon mehrmalen zu Fuß und zu Pferde bestrichen und kann Dir schon mehr davon erzählen. Du wirst Dich freuen, wenn ich Dir sage, daß es mir gelungen, mich ohne große Kosten recht gut beritten zu

machen. Nun gehts aber auch von Dorf zu Dorf, von Lustort zu Lustort, und ich werde Dir manches Lustige und Liebliche darüber zu sagen haben. Doch jetzt erst der Prater, meine tägliche Lust, die fast jede andere, Tagüber genossene beschließt; das heißt in freier Luft. Denn da draußen bleibt man nicht lange nach Untergang der Sonne. Der vollgepfropfte, erhitzte Wiener scheut die Abendluft, die da auch wirklich auf der von mehreren Armen der Donau rund umflossenen Insel merklich kälter und feuchter ist, als in der Stadt und jeder anderen Gegend. Auch lieben die Wiener das Theater viel zu sehr, um den Abend im Freien zu bleiben. Vier, fünf Theater sind meist alle jeden Abend angefüllt, und gewähren der großen und kleinen, der guten und schlechten Späße so viele, daß jedem nach seinem Gelüste da gedient wird. Noch sah ich nicht viel davon, und was ich sah, reitzte mich eben noch nicht sehr. Doch davon ists noch viel zu früh. Aber vom lieben Prater, dem die Jahrszeit bald ein Ende machen wird, und dem ich deshalb noch recht gierig nachjage, sollst Du gründlich unterrichtet werden.

Der Prater ist ein ziemlich stark ausgehauener Eichenwald, wohl fast eine Meile lang und eine halbe Meile breit. Vier lange und breite herrliche Alleen laufen durch große freie Plätze, die mit dem köstlichsten grünen Teppich bedeckt sind und hie und da mit Baumklumps und schönem Gebüsch wechseln. Die Alleen laufen schnurgerade, haben in der Mitte einen breiten sehr gut chaussirten Fahrweg und zu den Seiten einen fast eben so breiten Fußweg, zwischen schönen Ahorn, Silberpappeln, Eichen und andern köstlichen Bäumen. Die eine Allee ganz links führt nach der Taborbrücke, die über den eigentlichen großen Donaustrom nach Böhmen führt, und nach dem Augarten. Die beiden mittelsten führen zwischen unzähligen kleinen zierlichen, meist hölzernen Häuschen, wo sich Caffetiers, Conditor, Köche, Wein- und Bierschenker artig und reinlich eingerichtet haben, mit schattigen grünen Plätzchen vor den Häusern, wo, auf unzähligen Bänken und Stühlen die stets Eß- und Trinklustigen Wiener, zu jeder Zeit des Tages, mit allem, was dem Gaumen und Magen gefallen und behagen mag, reichlich und gut bedient werden. Nach unsern Preisen auch

noch immer sehr wohlfeil, obgleich hier alles über stets zunehmende Theurung, über Verdoppelung der meisten Preise seit den letzten fünf, sechs Jahren klagt. Seit zwanzig Jahren soll manches drei- und vierfach im Preise gestiegen seyn.

Weiter hin führen die Alleen zu einem großen schönen freien Platz, der wieder wie ein vollkommnes französisches Lager mit zahllosen großen und kleinen Gebäuden und Veranstaltungen aller Art zur Bewirthung und Belustigung der Spatzierenden reichlich versehen ist. Hier strömt die größte Menge zusammen und wird schon mehr ins große geschmaust. Da sieht man auch die sehr häufigen Ringelspiele, oder Carousseis, von alt und jung stets besetzt und mit lautem Jubel, eben so oft auch wieder mit stummen Phlegma rund laufen. Es wird Stundenweise dafür bezahlt, und mancher hebt sich die ganze Stunde nicht von seinem Sessel oder seiner Gondel und seinem hölzernen Gaul, den der alte Dickbauch oft eben so eifrig mit einer kleinen Peitsche antreibt, als der glückliche, jauchzende Knabe vor ihm. Unser treuherziges Wort, alter Knabe, ist hier gar oft gut anzuwenden.

Mächtige Schaukeln zwischen hohen Pfeilern werden auch sehr gerne, und ganz besonders vom schönen Geschlechte besucht, das dem Schwindel hier eben so wenig ausgesetzt zu seyn scheint, als dort im rundumlaufenden Caroussel, das immer nicht schnell genug, so wie die Schaukel immer nicht hoch genug gehen kann. Die tausend Späße mit den hochfliegenden Schönen haben hier ewige Jugend, werden täglich wiederholt und belacht, und werden den Glücklichen nie alt. Alle diese Spiele werden sehr belebt durch eine unaufhörlich fortrauschende Musik, die hier fast zu einer nothwendigen Eigenschaft der Luft wird, und das Ganze fast zu einem bestimmten lebendigen Kunstgenuß macht. Denn hört sie einmal auf, was sehr selten geschieht, so ists als fiele man aus der Scene heraus. Und da die Musik größtentheils lauter Walzer, in einer gleichförmigen Bewegung, spielt, so erhält das ganze Spiel und Leben der Menge dadurch eine Art von Metrum, von bestimmtem Gange. Es ist ein aufgezognes Uhrwerk, ein fortlaufendes großes Klinggedicht. Ich fühle mich dadurch immer sonderbar aufgeregt und umgetrieben, und kann noch nicht zu der

seligen Schwebung dieser Ueberseligen gelangen, die gar nicht darauf zu achten scheinen und wie Eingewiegte, mit offnen Augen Halbschlummernde sonderbar anzusehen sind. Weckt sie mir nicht, die Lieben, Guten, mit euren nordischen Zuchtgeißeln.

Noch weiter führen jene Alleen zu der artigen Fasanerie und zu dem schönen großen Platze, auf welchem der berühmte Feuerwerkkünstler Stuver seine curiösen und herrlichen Feuerwerke abzubrennen pflegt. Das ist wieder so eine rechte Lust für dieses schaubegierige Völklein. Ich liebe sie auch, die himmlischen Feuerspiele, an die Prometheus gewiß eben so wenig dachte, da er den frierenden Kunstlosen den himmlischen Funken gewinnen und anwenden lehrte, als Pythagoras beim Abmessen des Hammerschlags in der Schmiede an Mozartsche Fugen und Opern. Ich fürchte nur, ich werde diese Freude nicht mitzugenießen bekommen in dieser späten Jahreszeit, so unerhört schön sie hier auch ist. Dann bleibt das ganze Wiener Publikum, das in zahllosen Schaaren, auf alle mögliche Weise dazu herausströmen soll, auch später als gewöhnlich im Prater, und die Alleen und

Wege, die nach der Stadt führen, werden dann schön erleuchtet. Der Zug der tausend Equipagen und Reiter und der vierzig, funfzig tausend Fußgänger, alle im buntesten Putz, soll dann einen für ganz Europa einzigen herrlichen Anblick darbieten. Ich kanns mir wohl denken, denn mir ist der gewöhnliche Sonntagseingang in die Stadt schon einzig. Die hochgepriesene Longchampfahrt in Paris ist gar nicht damit zu vergleichen.

Endlich führen jene Alleen auch nach der Donau. Da begegnet man denn auch häufig schönes zierliches Wild in ganzen Rudeln, welches die geräuschvolle Vorderseite des Praters vermeidet, dem in alten Zeiten der ganze Prater angehörte, den nur der Hof, gleich seinem Original, dem spanischen Prado, einige Mal des Jahrs in stolzen Prachtzügen gravitätisch zu durchziehen pflegte. Dabei hatte denn das Volk höchstens das Zugaffen. Von den anmuthigen Gängen und Sitzen an der Donau hat man nun wieder die lieblichsten Aussichten auf köstliche Wiesen, und Eilande, voll Heerden des schönsten Viehes, und von Pferden, und wieder auch von Hirschen

und Rehen, die da bald im Freien sich ergehen, bald unter schönen Baumklumps und unter leichtem Gebüsch sich lagern. Ueber das alles weg hat man die große Aussicht nach dem kalten Berge und Leopoldsberge, mit den schönen Weinpflanzungen. O du gelobtes Land; du wahres irdisches Paradies. Mein Bester, gehn Dir nicht die Augen vor Wonne schon bei der bloßen Erzählung über?

Zu Pferde und zu Wagen nimmt man aber auch gerne den Weg durch die längste Allee, die gleich vorne an rechts abgeht und den Prater fast seiner ganzen Länge nach durchläuft und wieder am Ende nach einem anmuthigen Platz mit einem allerliebsten Pavillon nah an der Donau führt, die hier alles mit verschiedenen Armen und Bewegungen umströmt. Auch hier findet man wieder angenehme feine Bewirthung. Hier ruht und promenirt Nachmittags vorzugsweise die größte und schönste Welt, besonders von Damen, die sich selten zu Fuß in das ungeheure Gewühle der großen Gemeinplätze wagen. Hie und da steigen sie wohl einmal aus, lassen sich einige kleine Erfrischungen reichen, doch am liebsten in

den Wagen hinein. Aber dann, so lange die Wege und Plätze, von Volk bedeckt, währen, langsam durch das Gedränge fahren, dann aber, in die große lange Allee einlenkend, den muthigen Pferden, die mit der schönen leichten Last muthwillig spielen, den vollen freien Lauf lassen.

Diese schön bespannten Wagen aller Art sind dann auch gewöhnlich mit einer zahllosen Dienerschaft in sehr reicher Livree von allen Formen belastet. Am meisten fallen die Husaren, die Jäger und Läufer in die Augen. Abends laufen vor jedem recht vornehmen Wagen zwei Läufer mit hellen Wachsfackeln voran, vor vielen anderen auch nur einer, aber immer sehr prächtig aufgeputzt.

So erlustigt sich auch hier auf diesem großen Tummelplatz der Freude jeder nach seiner Art, und alles doch wieder ohne scharfe, bestimmte Absonderung miteinander und durcheinander, und man hat an so einem recht glänzenden Pratertage von der hohen Mittagssonne bis zum Erlöschen der letzten Lichter und Lämpchen in den verlassnen Buden und Zeltern ein lustiges und süßwehmüthiges Bild des menschlichen Lebens.

Sechszehnter Brief.

Wien.

Am frühsten heitern Herbstmorgen, der einen Sommertag versprach, wie man ihn im Spätherbst nur hier erlebt, ging es durch die prächtigen unendlichen Vorstädte Mariahülf, bei dem recht schönen Landhause des alten Fürsten Kaunitz Rittberg vorbei, welches mir durch seine gefällige und prunklose innere Einrichtung und durch die vortreffliche Gemählde- und Kupferstichsammlung schon einige angenehme Stunden gewährt hat; dann durch Gumpendorf auf der schönen Chaussee rasch auf Schönbrunn zu. Nah daran, in Mariahitzing, wo die Städter in ihren Sommerhäusern noch bei verschlossenen Läden ruhten, ward beim Aufgang der hellen reinen Sonne bei der schönen braunäugigen Wirthin

gefrühstückt. Vortrefflicher Caffee mit dem fettesten Olers oder Schmetten und frisches Weißbrod, zum mahlen, mit der reinsten Kernbutter. Jamaika Rum zum Caffee zu nehmen, haben die Franzosen auch hier eingeführt, und man erhält ihn, wie alles, in großer Vollkommenheit; aber viel theurer als im Norden. Napoleon hat auch hier schon die Gewohnheit gehabt, Rum zu trinken. Den Jamaika-Rum und Zucker soll er immer, auch auf dem Marsche, wo er angehalten hat, getrunken haben. Sonst trank er, gleich unserm Friedrich, sehr vielen Caffee, Tag und Nacht über, den hat ihm aber sein Leibarzt widerrathen und dagegen den Rum empfohlen.

Nach unserm Frühstück ritten wir einen lieblichen Weg zwischen unzählige offne Gärten der gutmüthigen, sichern Wiener, nach St. Veit, einem prächtigen Dorfe mit dem ehemaligen Landhause des Cardinals Migazzi, nachmaligem Pocken-Impfhause, und so nach Hacking. Ueberall zahllose heiter aufgeputzte Gärten und Gärtchen, angefüllt mit fröhlichen genießenden Menschen. Den frohen Anblick und Eindruck,

den diese Dörfer mit ihrer Stattlichkeit gewähren, mahlt kein Ausdruck.

Dann ging es über schöne Wiesen in den großen dicken Wald, der in seiner Herbstpracht wundervoll prangte, bis wir an das liebliche Mariabrunn kamen, dem reizenden Wallfahrtsort. Im wiesenreichen Thalgrunde liegt es, rund mit herrlicher Waldung umgeben, höchst einladend da, von dem krauswelligen sprudelnden Wienflusse durchströmt. Wir mochten nicht fragen, welcher körperlich wohlthätigen Anstalt die emagirte moderne Humanität diesen heiligen Ort wohl jetzt gewidmet haben mag, und wünschten aus dem Innersten der Seele, daß dieses milde, stille, heilige Thal, mit und ohne Kloster, zarten frommen Seelen für alle kommenden Zeiten ein sicherer Wallfahrtsort bleiben möchte.

Dann hielten wir unsre recht andächtige Wallfahrt zu dem alten Wohnsitze des trefflichen Laudon nach Hadersdorf, und brachten in den schattigen Alleen des großen einfachen alten Gartens, hinter dem ansehnlichen, aber prunklosen Wohnhause, und in den weitläuftigen schönen

Pflanzungen zu beiden Seiten, einige Sinn- und Gedankenvolle Stunden zu. Unsre Väter hatten unter dem alten glorwürdigen Helden und gegen ihn gefochten, und unsre Seelen waren frei von den kleinen elenden Leidenschaften, die das Unglück von Preußen gemacht, und auch wohl noch das von Oestreich vollenden werden. Noch scheint man in der Verblendung zu leben, daß man jetzt allein ausrichten könne, was man vereint nicht ausrichten wollte, und so wird man mit dem lustigsten Herzen blind ins Verderben rennen.

Wir hatten den Abend vorher in der Gesellschaft des Gr. v. K. und des Gr. v. S. zugebracht und bis spät in die Nacht bei vollen Gläsern politisirt. Die hier fortgesetzte Unterhaltung mancher dort nur berührten Gegenstände, über welche die edeln Frondeurs, zu denen auch der F. v. L. hier gehört, nicht recht laut zu werden wagten, waren hier an dem heiligen einsamen Orte um so interessanter und für mich um so unterrichtender, da meine Gefährten, von sehr verschiedenem Alter und Range, in Absicht auf Krieg und Frieden, gar nicht einerlei Meinung waren. Diese Verschiedenheit der Gesinnungen und Meinungen

treff ich hier häufig an, und nicht bloß beim Militär. Bei diesem ists natürlich, daß der junge, rüstige Officier den Krieg liebt und wünscht, und nur der ältere, erfahrenere die übeln Folgen besorgt und scheut.

Alles was den Hof, die kaiserliche Familie und die ersten Generale in der Armee genau kennt, schaudert vor einem nahen Kriege zurück. Indessen ist nur Eine Stimme für die Complettirung der Armee, für die schleunige in Standsetzung des Kriegsgeräths und die Wiederherstellung und möglichste Vervollkommnung alles Mangelhaften. Die Organisation der Landwehr wird durch die ganze östreichische Monarchie und allen dazu gehörigen Lande, außer Ungarn, mit dem größten Eifer und mit der freudigsten, allgemeinsten Theilnahme betrieben. In den Zeughäusern, den Stückgießereien und Gewehrfabriken wird seit dem letzten Friedensschluß Tag und Nacht mit der größten Anstrengung gearbeitet. In sehr guter unterrichtender Gesellschaft werde ich mehrere jener großen Anstalten in der Gegend herum besuchen und dabei auch Gelegenheit haben, manche erwünschte Bekanntschaft zu machen. Die beiden

vorhergenannten edlen Frondeurs sind mir hier schon sehr wichtig. Sie haben Gelegenheit alles zu sehen und zu erfahren, und äußern sich oft mit großer Freymüthigkeit, die man sonst hier über politische Gegenstände eben nicht häufig antrifft.

So viel glaub ich bis jetzt mit Gewißheit erfahren zu haben. Der Kaiser will den Krieg nicht; der Erzherzog Carl wünscht ihn eben so wenig. Dem Kaiser macht man noch glauben, daß mit formitablen, abschreckenden Zurüstungen, für die man schon Furcht bezeuge, alles gethan seyn werde. Den Erzherzog bearbeitet man aber tüchtig, um ihn für den Krieg zu stimmen, für den ganz bestimmt nur der ausländische Theil des Ministeriums ist, der auf die Weiber mächtig wirkt. Diese sind, wie ehemals in Berlin, die eigentlichen Kriegstrompeten, und möchten gerne schon auf Erfurt marschiren lassen. Hof- und Stadtweiber, Christen- und Judenweiber, alle wollen den Krieg. Gott weiß, welche besonders angenehme Tremulanz ihnen der unheilige Eifer geben mag; sie sind aber wie toll darauf versessen.

Eine ganz declarirt friedliche Parthei hätte wohl gern den Kaiser selbst nach Erfurt schicken

mögen, wenn sie sich nur von seiner äußern und innern Natur einen erwünschten Erfolg von so einer kaiserlichen Zusammenkunft versprechen dürfen. Die hätte aber wohl eben so wenig zum Besten ausschlagen mögen, als eine gewisse andere, die wir erlebt haben. Den Erzherzog Carl hätten sie eben so wohl dazu bewegen mögen, vielleicht auch eher bewegen können, als den Kaiser, der eine gar curiose Natur ist; aber das hat Stadion und sein Anhang wohl zu verhindern gewußt. Dieser ist ganz in der englischen Parthei, und sieht, in der gegenwärtigen Lage der spanischen Sache, den Krieg mit Frankreich als leicht und nothwendig an. Die förmliche Thronentsagung der alten Dynastie, die Einsperrung und vielleicht ewige Entfernung der königlichen Familie, und der, wahrscheinlich nach übertriebnen, einseitigen Berichten, höchst schlecht geglaubte Zustand der französischen Armee in Spanien, eröffnet ihm große reizende Aussichten für das östreichische Haus. Sie träumen sich schon eine Größe, wie sie das Haus lange nicht mehr hatte, und glauben, man müsse alles dran wagen, um nichts zu wagen. Von Stadion kommt auf die Idee der allge-

meinen Bewaffnung, und die Eile und Ordnung, mit der die Landwehre organisirt worden ist, bringt ihm alle Ehre, wenn er wirklich so großen thätigen Antheil daran hat, als man sagt. Noch machen sie der Landwehre glauben; daß sie nicht eigentlich im Felde dienen, sondern nur das Innere des Landes besetzen und vertheidigen helfen sollen. Es wäre auch wirklich lächerlich, die armen aus allen Ständen zusammengerafften, undisciplinirten, unexercirten Bursche gegen einen solchen Feind führen zu wollen. Er hat wohl in früherer Zeit gewußt, auch mit der bloßen Menge viel auszurichten, ihm wird sie aber nicht leicht furchtbar werden. Sie werden der Landwehre indessen auch nicht bedürfen, wenn es wahr ist, was alle aus Einem Munde versichern, daß die eigentliche Armee bis auf fünfmal hundert tausend Mann gebracht wird, oder vielmehr schon gebracht worden ist. Fast unglaublich ists, welche Kräfte sich in diesem noch nie recht benutzten Reiche entwickeln. Gott! wenn das die rechte Anführung hätte! Da Friedrich in seiner vollen Kraft an der Spitze! auch nur wieder einen Laudon mit unumschränkter Gewalt an der Spitze! —

Sie versichern nun zwar, der Erzherzog Carl wolle sich nur unter der Einen Bedingung zum Kriege verstehen, daß ihm das Commando ganz und völlig unbeschränkt gegeben würde, daß weder der Kaiser noch der Kriegsrath sich im mindesten in die Führung des Krieges mische; und man soll es ihm so zugesagt und zugesichert haben, auch mit der vollen Gewalt zu strafen und zu belohnen, gleich dem Kaiser. Noch bezweifle ich aber, daß es ihm dergestalt zugesichert wird, und zugesichert werden kann, daß nicht der erste Unglücksfall, oder auch wohl Fehler, der ihm begegnet, der unumschränkten Herrschaft auf der Stelle ein Ende machen würde; und was hätte sie dann zu bedeuten! Der beste Plan, die vortrefflichste Führung, kann doch zu einem unglücklichen Ausgange einer einzelnen Unternehmung führen; der beste Feldherr kann Fehler begehen und begeht sie. Angenommen aber auch, daß der Erzherzog das volle unbeschränkte Commando erhielte; so scheint er mir doch nicht der Mann dazu, eine so große Sache gegen einen solchen Feind mit Erfolg zu führen. Auch abgesehn von den höchst verschiedenen Urtheilen, die man über ihn hier zu hören bekommt,

und von der allem Anscheine nach schwachen Umgebung, die bei ihm die beiden einst für ihn so höchst wichtigen Männer, Mack und Faßbinder, ersetzen sollen; schon der eine Umstand, daß er mit der fallenden Sucht behaftet ist, die ihn in mehreren wichtigen Fällen, im entscheidenden Momente schon eher überfallen und in seinen Fortschritten aufgehalten hat, ist dabei gar sehr zu beachten. Vielleicht ist dieses Uebel auch schuld daran, daß er keines raschen Entschlusses fähig ist; alles erst auf das Genaueste abwägt, alles mit der größten Genauigkeit vor sich auf dem Papiere haben muß, und dann auch die pünctlichste Ausführung des einmal so Bestimmten, immer nur beabsichtigt. Das kann gegen hundert andere Feinde ausreichen, gegen das feurige Genie und die schnelle und große Conception und Gewandheit Napoleons gewiß nicht.

Vielleicht liegt es auch in der durch jenes Uebel erzeugten Körperschwäche, daß der Erzherzog Carl keines vollkommnen Vertrauens fähig ist. Er überträgt niemanden gerne ein ganzes freies Commando, will sich immer die obere Leitung vorbehalten; denke nur des einen Falls in der Schweiz,

als er dem braven Hotze eine Expedition, der er gewiß gewachsen war, nicht übertragen mochte, lieber sein sich schon meldendes Uebel abwartete, und die Expedition bis zu seiner Genesung verschob, die doch ganz von dem Augenblick abhing und darüber auch verunglückte. Eigentlich sollte ihm für den schlimmsten Fall immer ein solcher zur Seite seyn, der an seine Stelle zu treten vermöchte und berechtigt wäre.

Einige meinen, er müsse sich seinen Bruder, den Erzherzog Johann, zur Seite nehmen und an diesem sich eines ganzen Stellvertreters versichern, für alle mögliche Fälle. So viel ich aber von diesem noch erfahren konnte, ist er zwar ein gelehrter Artillerist und Ingenieur, aber kein durchgreifender, militärischer Character. Es ist ein vortrefflicher Prinz, wie der Erzherzog Carl, und vielleicht alle Brüder auch, ein Prinz, voll Eifer für die Wissenschaften, ein guter Chemiker, Mineralog und Botaniker, der einen großen Theil seiner geringen Einkünfte auf diese Wissenschaften und ihre Förderung wendet; aber darum doch auch lieber in seinem Cabinette und in seiner Bibliothek bleibt, als einen langen blutigen Krieg

führt. Und auf diesen müssen sie sich doch bereiten, wenn sie anders wirklich den Krieg selbst provociren wollen. Mit Einem Feldzuge werden sie doch wohl nicht wähnen, einen solchen Feind zu vernichten; und wenn sie ihn nicht vernichten können, so mögen sie nur sicher seyn, daß er es mit ihnen so halten wird, wie er sich zu Lucchesini über die preußische Herausforderung erklärte. „Was will der König von Preußen? Mir will er den Krieg machen? Denkt er mich zu schlagen? Und wenn ich auch annehme, daß seine Armee so furchtbar ist, wie er und seine Minister glauben, und er schlägt mich einmal, nun denn ist er ja ganz verloren, dann muß ich ihn ja vernichten. Denn ich kann ja den nicht existiren lassen, der die französische Armee unter meinem Commando geschlagen hat.“ So sprach er dort, und so wird er hier sprechen. Aber dort zog man aus jener hohen Rede den falschen Schluß, daß Napoleon sich vor der preußischen Armee fürchte, und sie nicht angreifen würde; hier haben sie schon aus der bloßen Anfrage, warum sie das Volk bewaffneten? denselben starken Schluß gezogen, und scheinen ihrer Sache so gewiß, mit Einem

Feldzuge alles auszurichten, daß man oft seinen Ohren nicht traut. Wenn der erste Feldzug nur leidlich gut für die Oestreicher ausfällt — und das kann er wohl, wenn sie eilen und dem Feinde keine Zeit lassen — dann können sie immer froh seyn, wenn ein zweiter oder dritter Feldzug einen solchen Krieg beendigt und mit Erfolg krönt. Aber am meisten ist zu besorgen, daß sie selbst bei den ersten Unglücksfällen, die vielleicht auch im ersten Feldzuge statt haben können, den Muth und die Contenance verlieren werden zu einem zweiten Feldzuge, von dem sie allein ihr Heil erwarten müssen. Und wenn der Erzherzog Carl, der doch eigentlich auch noch nie einen Vortheil recht zu benutzen und zu verfolgen wußte, wenn dieser dann auch Muth und Contenance nicht verlöre; so würde es mit seinem unumschränkten Commando schön aussehen und andre würden für ihn abschließen. Nein! wer nach einer Austerlitzeschen Schlacht schon Muth und Fassung verlieren, und uneingedenk der zwiefachen nahen Unterstützung und Hülfe sich selbst und seine Verbündeten verlassen, und einen Frieden, wie den von Presburg, mit einem Feinde schließen kann, der sich in der mißlichsten

Lage befindet; der sollte diesen nicht wieder muthwillig herausfordern, wenn er nicht des sichersten Ausganges sich gewiß halten kann. Und den garantirt doch nichts, als die Seele und der Geist des Anführers, der seinem Feinde gewachsen, oder gar überlegen ist. Wäre ich nur wenigstens gewiß, daß der Erzherzog Carl selbst diese Ueberzeugung von sich habe; so wäre schon etwas zu erwarten, aber ich fürchte, er läßt sich umspinnen und an tausend Fäden, die er nicht den Muth hat zu zerreißen, und durch tausend kleine Mittel, die er nicht zu verachten vermag, gegen seine eigne Ueberzeugung und Neigung, in die Gefahr hineinziehn, wie weiland der Herzog von Braunschweig, mit dem er an Character und Wesen viel Aehnlichkeit zu haben scheint.

Doch wie wir im Eifer solches Gesprächs bald die schöne Pflanzung und das Monument des alten östreichischen Helden übersehen hätten; so vergeß ich darüber hier auch wieder meine angefangene Erzählung. Die Baumpflanzung von den köstlichsten Platanen, Ulmen, Ahorn, Linden und babylonischen Weiden, um die schönsten, herrlichsten Wiesen und lieblichsten Bäche herum, war

wirklich so auffallend schön, daß wir uns für den ganzen Tag hätten da lagern mögen.

Weniger befriedigte uns das einfache Monument aus Sandstein, zwar nicht schlecht gearbeitet, doch eines solchen Helden, dem das Kaiserhaus so viel verdankt, nicht würdig. Es ist auch nur ein Familienmonument und dafür recht hübsch. Der Held müßte sich aber eines öffentlichen Monuments von ewiger Dauer neben Eugen zu erfreuen haben. Doch von diesem Geiste scheinen die guten Oestreicher weit ab zu seyn.

Von einer schönen hohen Pappelallee ließen wir uns auf den Weg nach Mauerbach leiten, und kamen, nachdem wir auch seitwärts mancherlei anmuthige Wald- und Wiesensteige fortgeritten waren, in das Thal, in welchem Mauerbach mit seiner alten ehrwürdigen Karthause liegt. Diese Wiesen- und Waldlandschaft übertrifft fast alles, was ich der Art je gesehn. Die Schweiz hat nichts von höherm Reiz und reinern Character. Wer dieses Thal zur Karthause wählte, dem lag die Sache am Herzen, der war des Weltgeschwätzes auch wirklich satt, und wollte

nur noch mit seinem Herzen und der stillen Natur im vertraulichen Gespräch bleiben. O wie gerne wär' auch ich in dem Thale ganz allein gewesen! wie will ich am ersten schönen Morgen oder stillen Abend wieder hinüber! Doch von der ehrwürdigen alten Karthause muß man sich leider fern halten; sie haben auch ein Hospital und Zuchthaus daraus gemacht, und so die schönste Einsamkeit, die reine gefühlvolle, der Welt entfremdete, Seelen nur je sich wählen und wünschen konnten, zu einer traurigen, strafenden Einöde gemacht. Hätten sie dieses religiöse Stummen-Institut noch wenigstens in eine wohlthätige Anstalt für solche edle taube Menschen verwandelt, die sich gerne der lästigen Welt, mit der man nur schwatzen kann, entziehen wollten; so hätten sie doch für eine zahlreiche Classe unglücklicher, in der Gesellschaft wirklich bedrängter Menschen freundlich gesorgt, ohne dem himmlischen Thal etwas von seiner wohlthätigen poetisch-religiösen Natur zu entziehen. Hier würde ein Tauber mit seinen übrigen gesunden Sinnen und einem empfänglichem Herzen, so glücklich mit der leise und laut, immer vernehmlich und harmonisch redenden Natur sich

fühlen, daß er die Rede keines Menschen je vermissen würde. Sein liebstes könnt er darum doch auch von den Menschen um sich haben, mit dem bedarf es ja auch der prosaischen Zungensprache weiter nicht. —

Als ein wahres Glück erkannt ichs, daß die braven Männer, die mich begleiteten, doch auch Sinn genug für die ganz einzige Naturschönheit hatten, und wir so eine lange Weile in Ruhe, fast stumm, gelagert bleiben konnten. Dann ging es über die köstlichen Wiesen hie und da weiter durch Holz auf Dornbach zu, wo wir wieder auf schönes Ackerfeld kamen, welches wir mehrere Stunden lang gar nicht gesehen hatten; aber dafür desto prächtigeres herrlicheres Vieh aller Art, auf den üppigsten Wiesen verstreut, die die Erde haben mag; deren späte Nachmatte gewiß unsre beste Früherndte übertreffen muß. Welch ein Reichthum, welche Schönheit, welche Cultur da überall! und wie schön alle die unabsehbaren Wiesen durch Natur und Kunst durchwässert werden!

In allen Dörfern, die wir heute besuchten, herrschte durchaus der höchste Wohlstand und ei-

ne recht große Reinlichkeit und Ordnung. Der Landmann ist hier ohne Ausnahme so wohlhabend, daß er bei mäßiger Arbeit ein wahres Wohlleben führen kann. Er schlachtet von seinem besten Vieh auch für sich ein, und ißt täglich sein gut Stück Rindfleisch, er verzehrt selbst einen ansehnlichen Theil seines Federviehs, ißt das schönste Weitzenbrodt und trinkt seine fette Milch unabgerahmt, die sehr oft unsre beste Sahne übertrifft, trinkt auch guten Kaffee und seinen Wein, den er jährlich gewinnt, und auch den bessern seiner Nachbaren. Porcellan und Silbergeschirr findet man häufig bei Bauern, die nicht selten ein Vermögen und Eigenthum von hundert tausend Gulden besitzen. Seine Pferde sind wohl genährt und von stattlichem Aussehen, in einer ein- oder auch zweispännigen Kalesche fährt er mit seiner Familie einher. Seine Frau, seine Kinder, Knechte, Mägde, alles ist wie er wohlgenährt und wohlbekleidet, kein zerlumpter Mensch, kein schmutziges abgerissnes Kind kommt Dir hier zu Gesichte. Der Taglöhner selbst verdient auf dem Felde in Gärten und Fabriken, bei gar nicht übermäßiger Arbeit so viel, daß auch er gut le-

ben und sich ordentlich kleiden kann. Bettler sieht man gar nicht. Für die, die es ohne Noth, muthwillig seyn wollen, giebts große Arbeitshäuser, wo sie ernstlich festgehalten und beschäftigt, aber auch selbst da gut und ordentlich ernährt werden.

In der angenehmen Unterhaltung über diesen Wohlstand, den auch durch nichts auf dem Wege am mindesten widersprochen wurde, kamen wir nach dem lieblichen Dornbach. Da wurden wir von einer lieben herzigen Wienerfamilie, einem meiner Begleiter verwandt, mit Freundlichkeit und offnen Armen empfangen. Ohne alle hastige, absichtliche Zubereitung wurden wir mit dem schmackhaftesten feinsten Diner bewirthet, das selbst einen verwöhnten Gaumen ganz befriedigt hätte, tranken eine gute ungarische Weinsorte nach der andern, eine immer besser und geistvoller als die andere. In der Mitte des Diners kamen noch ein paar unerwartete Gäste, indem ich eben die nordische Frage gethan, welches Fest heute eigentlich in dem frohen Dorfe begangen würde? und die lustige Hausfrau mir mit herzlichem Lachen erwiederte: „Gar nicht! der Tag ist ja schön, gar zu schön, es kommen ge-

wiß noch mehr Gäste aus der Stadt, das Spätjahr geht zu Ende, man muß der schönen Zeit noch lustig genießen. Nun da sind sie ja!" Die Männer, die sich beim Exerciren eines Landwehrbataillons verspätet hatten, kamen wirklich noch zu Tische heraus, setzten sich zu uns, und wurden kaum gewahr, daß sie erst in der Mitte der Mahlzeit angelangt waren. Die Gläser wechselten nun fröhlicher und schneller noch. Es kam nun auch der ächte Tokaier dran, den wir armen Nordländer wohl eigentlich nur vom Hörensagen kennen, so oft wir ihn auch zu trinken wähnen, den sie aber auch hier im Lande selbst theurer bezahlen, als wofür wir ihn uns dort zu verschaffen glauben. Die herrlichsten saftigsten Früchte aller Art, besonders Weintrauben wie sie die Erde nur trägt, erfrischten wieder von Zeit zu Zeit das erhitzte Blut.

Auch hier ward die Unterhaltung über die gegenwärtige unheilschwangere Zeit ernsthaft und lebhaft. Die Gesellschaft bestand größtentheils aus wichtigen Geschäftsmännern und Eigenthümern großer Fabrikanstalten. Nur wenige von ihnen stimmten für die Nothwendigkeit des Krie-

ges. Es wurden die meisten Sagen wiederholt, die im Publikum herumschleichen: von Zumuthung zu gänzlicher Entwaffnung der Truppen, von neuen Abtretungen, von Anerkennung zum deutschen Kaiser, von Theilung der Monarchie zwischen die kaiserlichen Brüder und dergleichen mehr; aber niemand hatte darüber doch etwas Gewisses erfahren können. Mehreren erschien das alles nur als absichtliche Ausstreuungen des Ministeriums, welches mit der geheimnißvollsten Verschwiegenheit eifrige Freimaurer, deren größtes Geheimniß darin besteht, daß sie kein Geheimniß zu verschweigen haben, hie und da ein fliegendes Wort aus der bedrängten Brust, das Aergste aus dem schwerbeladenen Herzen entschlüpfen lassen, um das Volk nach und nach von der Nothwendigkeit des Kriegs zu überzeugen, an den fatalen Gedanken zu gewöhnen, und solches in seiner großen Bereitwilligkeit zur Mitwirkung zu erhalten. Diese ist da auch wirklich so groß, daß unser einer oft seinen Ohren und Augen nicht traut. Mißbraucht das Ministerium aber auch diesmal ein solches Vertrauen, solche Freigebigkeit zu eiteln Absichten, übereilten Unternehmun-

gen; so mag es in der Zukunft denn auch zusehen, wie es mit seinem Ansehen und seiner Macht aufs Volk zu wirken werden mag. Auch müssen solche Anstrengungen zuletzt die reichste Nation erschöpfen.

Nach Tische schwoll die Gesellschaft wie ein Strom an, aus der Stadt, aus der Nachbarschaft, den nahgelegnen Dörfern und Landhäusern strömte die Gesellschaft nach dem herrschaftlichen Garten. Auch die sinnigen Naturfreunde aus unserm Kreise mischten sich dazu. Für andre wurden Spieltische in zierlichen Gartenzimmern bereitet. Mich reitzten sie diesmal nicht. Ein schönes Mädchen gab mir ihren runden, weichen Arm, schön, sag ich Dir, wie sie Circassien nur je erzeugte, eine echt griechische Schönheit, und wie sie Circassien wohl nie hervorgebracht, voll hohem Sinn und tiefem Gefühl; der genialen Verruchtheit auch gar nicht abgeneigt, leicht, frey, muthwillig in der Unterhaltung, immer mit Geist und Sinn. — Doch wohl keine Wienerin? hör ich Dich ausrufen. Ja mein Freund, eine Wienerin. Wie sich unter Deinen witzigen, geistreichen Berlinerinnen auch wohl hie und da eine

Schönheit findet, so auch hier unter den schönen Wienerinnen mehr als ein geistreiches Geschöpf, und dann auch wohl warm und herzig, wie es Deine leichtsinnigen Berlinerinnen so selten sind. Von dieser griechischen Schönheit kann ich das nun wohl eben nicht rühmen: auch in ihr scheint die hohe regelmäßige Schönheit ihr altes Recht zu behaupten, kalt und ruhig zu seyn. Wenigstens ward sie bei meiner wachsenden Hitze immer kälter, bei jeder, wenn auch noch so leisen Andringlichkeit, immer ruhiger. Wenn mir das auch eben in jenem belebten Moment nicht gar zu wohl that; so lob ichs mir doch und freue mich bei diesem schönen sinnlichen Geschlecht auch das Höchste an Schönheit und Gemüth gefunden zu haben.

So schön gesellt tret auch ich in die weite große so genannte englische Anlage des unvergeßlichen Feldmarschalls Laßig; ehrwürdigen Andenkens, und freue mich seiner Thätigkeit und Absicht, wenn gleich die Ausführung und mehr noch die spätere Vernachläßigung manchen Tadel aufkommen lassen, und in der ganzen Anlage mehr einen unruhigen, alles umfassenden, als bestimmten reinen und großen Charakter andeuten. Wir

erfreuen uns indessen des herrlichen Wuchses vieler schöner Pflanzen und Bäume von der schönsten und mannichfaltigsten Art, auch wohl mancher gelungenen Parthie, und lachen und spötteln und witzeln dann wieder auch eben so herzlich über alle die verunglückten Wasserfälle und Fällchen, die der jetzige Besitzer nicht einmal unterhalten läßt, damit es doch wenigstens das ganz wäre und bliebe, was es nach seiner Anlage seyn sollte. Wir schelten denn auch wohl auf die armen reichen Leute, die so viel Land und Leute haben, daß sie endlich gar nicht wissen wohin? und was damit anfangen? So gehts wirklich dem guten Fürsten Schwarzenberg, dem Dornbach jetzt angehört, und der ein sehr lieber braver Mann seyn soll. Aber er weiß vor lauter großen Herrschaften in Böhmen und Oestreich seinem Leibe keinen Rath. Die guten Leute, die unser Einem hier über den Verfall der alten Schönheiten vorklagen, sagen ihm das wohl kaum; er selbst kommt fast nie hin. Was käme es ihm sonst wohl auf ein paar tausend Gulden des Jahrs an, um das kleine Getriebe in Ordnung halten zu lassen. Nach einigen Jahren müßt' er freilich

große Summen dran wenden, um das Verfallne, das jetzt so leicht noch hergestellt und erhalten würde, wieder ganz in Gang und Ordnung zu haben.

Die vielen Brücken uud Brückchen über einen Teich, Rousseaus verfehltes Grabmahl, die Spielerei mit dem holländischen Dorfe von zwanzig, dreißig kleinen Häuserchen und Hüttchen, eins ein Spielsalon, ein andres ein Eßsaal, ein drittes ein Wohnzimmer, jenes bloß für die Küche, dieses für den Keller, ein andres fürs Vieh, fürs Holz u. s. w. Das alles gewährt uns viel Spaß, und setzt unsern Witz in Bewegung. Auch eine Wohlthat!

Wir durchstreichen wieder schönes Gebüsche auf schlängelnden Gängen, erheben uns im schönen Schatten immer mehr und kommen zum Tempel der Diana. Ein Buchenwäldchen führt uns zum Thiergarten voll schöner Hirsche und Rehe. — Zuletzt erreichen wir die Höhe und finden einen hübschen Chinesischen Pavillon, mit einer köstlichen Aussicht auf herrliche Weinberge und waldigte Hügel und Berge und weit ins Freie hinaus.

hinaus. Früher hatten wir eine freie Uebersicht der ganzen Anlage, die hier mitten in der herrlichen großen reichen Natur in ihrer künstlichen Aneinanderreihung der buntesten und verschiedensten Gegenstände doch etwas gar zu kleinliches hat. Das stört indeß unsre Freude an den einzelnen schönen Theilen und besonders an den vortrefflichen ausländischen Pflanzen nicht, die hier zum Theil sehr schön gedeihen. Wenn man nur nicht glaubte daran nun eine echte englische Pflanzung zu haben! Und was wäre selbst diese, die doch immer nur die kleinliche englische Natur in ihrer höchsten Verzierung zeigt, hier mitten in einer so großen herrlichen Natur!

Endlich besuchen wir auch das ehemalige Wohnhaus des alten Helden, finden es ganz gewöhnlich, hübsch genug möblirt, bis wir die Aussicht auf Wien gewahren, und vor dem ababgeschlossenen vollkommnen Tableau wie bezaubert dastehen. Das ist einzig, ganz einzig. So muß man Wien sehen! Zwischen Berge hindurch, zum Theil schön bewachsen, zum Theil mit ihren majestätischen Felsenkronen und Rücken kahl dastehend, sieht man im Hintergrunde Wien, und

nur Wien, aber auch in seiner ganzen Herrlichkeit, wie es vielleicht nirgend wieder einen Standpunkt für eine so große herrliche Stadt giebt. Nirgend hab' ich weder in der Natur, noch in der Kunstdarstellung ein so auffallendes Bild und vollendetes Tableau der Art gesehn.

Dieses Tableau und der mannichfaltige Genuß, den die herrliche Lage dieses Lustorts gewährt, der so ganz eigen einerseits eine beschränkte, wilde, romantische Natur und dann wieder die freiesten, weitesten, herrlichsten Aussichten darbietet, hätte mein aufgeregtes Gemüth doch auch befriedigen sollen. Aber ich hatte von der Höhe nach den größern Höhen hingeblickt, nach dem Kahlenberge, nach dem über die Donau hinhängenden Leopoldsberge: von da her gesehen, muß alles noch weit größer erscheinen. Das Gewissen, das Herz schlug mir diese ersten hohen Erscheinungen, die mich schon bei der Einfahrt ergötzten, denen ich auch den ersten Morgengang gelobte, noch nicht näher besucht zu haben; das Herz schlug mir, unter uns gesagt, auch wohl etwas aus Unmuth, daß es meiner edlen griechischen Schönheit am Arme nicht eben so hoch schlagen

wollte, — genug, kaum wieder in dem wirthlichen lustigen Hause, das ich von guter froher Gesellschaft angefüllt fand, angelangt, schlich ich nach dem Stall, zu meinem ungarischen Schimmel, schwang mich auf und so hopp hopp! im sausenden Galop! durch Busch und Feld, durch die lieblichen Dörfer Waring, Döbling, Nusdorf, alle voll glücklich genießender Menschen, zum Kaltenberg hinan. Himmel, welch ein Anblick! Im tiefen Stand der Sonne der herrliche vielarmige himmelblaue Strom, die unermeßlichen Fernen, der überschwengliche Reichthum der nahen und nächsten Umgebung. Und doch noch nicht zufrieden! Der Leopoldsberg hängt über dem Strom, er tritt hervor, seine Aussicht muß freier, reicher noch seyn; der Sonnenuntergang noch schöner. Und nun rasch die Schlucht hinab, die die beiden Berge von einander trennt, auf schlängelnden Wegen den Leopoldsberg hinan, und da! — Gott! auf meinen und meines Ungars Knieen hätt' ich hinstürzen mögen und anbeten. Noch schwimmt alles zu sehr vor meinen Sinnen, vor der wollusterfüllten Seele, ich sehe nur noch, wie im schönen Traume,

den Vorgrund bis an die Stadt heran, zu beiden Seiten des wunderschönen Stroms mit den schönsten Weinbergen ganz bedeckt, aus welchen Dörfer und Landhäuser freundlich hervorblicken. Ueber den Augarten und den Prater hinweg erblickt man die große Kaiserstadt mit allen ihren unzähligen Vorstädten. Den herrlichen Strom sieht man in seiner dreifachen Herrlichkeit die Stadt umfließen, dann in tausendfachen Wendungen, bald getheilt, bald wieder zu einem großen See vereinigt, überall mit lachenden Inseln und blühenden Eilanden geziert, stolz und schnell nach Ungarn fortströmen, bis nach Presburg verfolgt ihn das gierige erstaunte Auge. Zu einer Seite hat man die schönste Bergkette bis nach dem Schneeberge hin, die Abhänge voll schönem Gebüsch und herrlicher Waldung, tiefer von schönen Weinpflanzungen bedeckt, die Häupter in freier rauher Majestät. In der Tiefe hat man das fruchtbarste kornreichste Land, mit den schönsten Wiesen vermischt, von den üppigsten kräftigsten Viehheerden beseelt und bevölkert. Ueberall Burgen, Schlösser, Landhäuser, Dörfer ohne Zahl. Andrerseits über Wien hinaus ein ganz offnes

weites, fruchtbares Land, wie ein Garten angebaut.

Einem Halbtrunkenen gleich bin ich spät Abends durch den Prater zurückgeritten und habe da dem jauchzenden Einzuge von vielen Tausenden das Geleit gegeben; meinen braven Ungar dann zur Ruhe gebracht, und mich selbst von einem großen pantominischen Ballet im Burgtheater zur Ruhe wiegen und schaukeln lassen.

Siebzehnter Brief.

Wien.

Wer da wissen will, wo die glücklichsten Christen den lustigsten Sonntag verleben, und sichs mit ihnen wohl werden lassen will, muß einen schönen Sonntag von früh Morgens bis spät in die Nacht zwischen Schönbrunn und dem Prater, wie ich, umtreiben. Ist irgend ein lustiges Volksgetreibe in der Welt einzig, so ists dieses.

Schönbrunn, ein kaiserliches Lustschloß, kaum eine halbe Stunde vom Linienthor entfernt, wiewohl man eine gute halbe Stunde fährt und reitet, und eine ganze Stunde geht, ehe man durch die lange Vorstadt ans Linienthor kommt, ist ein Hauptruhepunkt der gottgefälligen Sonntagswandrer und Renner zu Pferde, und mit einspännigen Cabriolets und Carriolen, mit zweispännigen Birutschen und leichten, offnen und bedeckten Wa-

gen aller Art, mit zwei- und viersitzigen Fiackern, in denen oft auch sechs, acht Menschen eingepackt sitzen, mit Miethwagen und stattlichen Remisen, weiter von allen Formen, mit herrschaftlichen Wagen, halben und ganzen Wienerwagen und Berliner mit vier und sechs Pferden bespannt, und endlich und am allerhäufigsten mit Leiterwagen voll Strohsäcke, die sie hier Zeiselwagen nennen, mit zwei Pferden bespannt, die den mit zwanzig bis dreißig Menschen vollgepfropften Wagen im Trabe fortziehn, troz den Fiackern, die auch wohl nicht selten allen schön bespannten, herrschaftlichen Wagen vorzukommen wissen.

Auf der schönen ebnen Chaussee rollt das alles wie ein wohlgestalltes und aufgezognes Uhrwerk hin. Ist der Hof in Schönbrunn, so wird der ganze schöne Weg mit einer großen Anzahl Laternen, gleich dem Wege von Paris nach Versailles ehemals, schön erleuchtet. Eine solche erhellte Nachtfahrt mit der jubelnden Menge hat etwas ganz magisches, besonders wenn man in seinem kleinen Cabriolet, oder seiner Birutsche, in traulicher Enge, mitten in dem Gewühle der rasselnden, rauschenden, jauchzenden,

so heimlich glücklich ist, als wäre man wie Adam und Eva allein in diesem Paradiese der üppigsten lebendigsten Schöpfung.

Den ganzen Sonntagmorgen über ist der Weg unabgerissen bedeckt mit Menschen, Wagen und Pferden, zu denen oft noch unzählige schöne Hunde kommen, von welchen sich die Wienerwelt zu Pferde und zu Wagen gern begleiten läßt. An den Seiten des Wegs stehen häufig Musikanten und scheinen die fröhlich Dahineilenden noch schneller und lustiger hinausspielen zu wollen. Es fliegen ihnen rechts und links von der frohen gutmüthigen Menge die Kreuzer zu, und mit ihnen manches neckende Schimpf- und Scherzwort.

Vor der Einfahrt in den großen stattlichen Schloßhof sitzen ganze Reihen und Halbzirkel von Obsthändlerinnen, in der breiten Wienersprache Fratschlerinnen genannt, und bieten das köstlichste Obst der Jahreszeit, das wohl selbst die mittägliche Welt nur je haben kann, den Durstigen und Lechzenden um sehr billige Preise dar. Wie Bienen die Blumen, so umlagert die Menge die Körbe dieser Weiber, bis sie nur zu bald rein ausgeleert sind. Nicht leicht unterläßt ein Fußgänger

seinen Hut damit zu füllen, ginge er auch ganz allein, und sich so mit labender Zehrung den Weg durchs Schloß und den großen Schloßgarten, der für jedermann offen steht, durchzuhelfen, bis er denn bei dem Garkoch, oder auch auf dem Wege zu den nächsten Dörfern, neue Labung und Erquickung findet; die ihn die Mittagsstunde, wenn auch nicht ganz geduldig, doch ohne große Ungeduld und Klagen abwarten läßt. Meine größte Schwelgerey besteht in den köstlichsten Trauben, die ich nur je selbst in Italien gegessen.

Das Schloß ist zwar groß und hoch, und mit seinen Seitenflügeln und Nebengebäuden auch von großem Umfange, aber von schlechter Bauart, zu verschiednen Zeiten einzeln zusammengesetzt und also aus heterogenen Theilen, obgleich alles daran nur gar zu modern ist. Im Innern ist nichts Kaiserlich als die großen Formen der Säle und Zimmer. Das Ameublement ist alt, gewöhnlich und unscheinbar, obgleich es einige recht schöne Hautelistappeten da giebt.

Der Garten ist der steifste alt französische Heckengarten, den man sehen kann, und den auch ich den Verehrern der englischen Anlagen, willig Preis

gebe. Ists doch als habe man den von Versailles, an Auswahl des schlechtesten Orts, denn er liegt ganz tief und flach, in sumpfigen Boden, an Steifigkeit und Einförmigkeit der Hecken und Gänge, und an der schärfsten Schärfe der Schneiderscheere, und endlich in Bepflanzung mit todten steinernen Bildern hier noch übertreffen wollen. Auch hier sind zwar die Statuen nicht alle schlecht, einige sogar recht schön; aber wer mag sich in der freien Natur, ja wie hier ganz nah an einer recht erfreulich schönen Natur, in einer albernen Kunstpflanzung mit weißen steinernen Puppen abgeben.

Von der Höhe herab winken aber, über dickes Gebüsch herüber, glänzende goldne Adler mit ihren ausgebreiteten Schwingen hinauf, hinan! dort findet man denn eine recht schöne, treffende, glänzende Satyre auf die ganze untre Anlage der frommen Mutter Therese, von ihrem Herrn Sohne gar prächtig aufgestellt.

Ein schöner Salon, mit doppelter Colonade zu beiden Seiten, der einerseits über einen schönen sanft abhangenden Vorgrund von Rasen und Gebüsch die herrlichste Gebirgsaussicht mit Wien hat,

und andrerseits mit Fingern auf Schönbrunn zeigt. „Da sieh! da liegt das theure Lustschloß mit seinen hohen geschmacklos aufgeführten Mauern, voll eingemauerter Pilaster und Säulen, mitten in seinem sumpfigen Thal, umpflanzt von grünen steifen Schirmwänden und Fächern, bevölkert mit steinernen Puppen, daß sichs Gott erbarme!“ Selbst der Name, Gloriette, ist zu dieser passenden Satyre recht wohl gewählt.

Seitwärts ruht der Blick mit Wollust auf einem dicken Eichenwalde mit Fichtenklumps untermischt. Welche edle Haltung das Naturgemählde, aus jenem glänzenden Standpuncte gesehen, dadurch erhält, kann nur einer fühlen, der für die göttliche Mahlerkunst Sinn und Gefühl hat, oder vielmehr durch diese einen offnen reinen Sinn für alles wahrhaft Schöne erhalten hat. Mich zog der Wald mit unwiderstehlichem Zauber an, und ich bin wohl eine gute Stunde wie ein irrender Ritter drinn und dran herumgetrabt, Seele und Gedanken voll von Euch Theuern allen, die ich mir mit dem Magnet der Liebe so herzlich gern hätte herziehen mögen. Oft ward ich, bei niedrigem, dickem Gebüsch vorbeitrabend, von

brausend auffliegenden Fasanenvölkern aufgeschreckt. Da hätte ich mir nun wieder eine stille romantische Jagdhütte hinbauen mögen, zur sichern Rettung aus dem Gewühle, wenn die Wellen der Lust und Wollust zu mächtig über den vollauf Genießenden zusammenschlagen, oder der Natur gemäß der höchsten Fluth die stärkste Ebbe folgt.

Als ich schon im Begriff war, den rundumlokkenden Dörfern weiter zuzutraben, erinnerte mich die Mittagsstunde, mehr für mein Pferd, als für mich, zum Haltmachen, und so ließ ich mir den Mittag bei dem recht gut eingerichteten Traiteur gefallen, dem man für die Wienerwelt ein Seitengebäude eingeräumt hat. Es war mir am Ende doppelt lieb, nicht sowohl des recht guten Essens wegen, was ich da für ein Spottgeld genoß, denn es gesellte sich keine angenehme Gesellschaft zu mir, und für das Einmischen in die Menge war mirs eben nicht lustig genug zu Muthe. Aber ich sah vor und nach dem Essen noch die Menagerie und den botanischen Garten, endlich auch noch die kaiserlichen Ställe, voll guter, zum Theil auch wohl schöner Pferde, hätte ich sie nur nicht schon weit schöner bei großen, reichen Cavalieren gesehn.

Jene Pferde dort sind zum Gebrauch der jungen Erzherzöge, die sich öfterer in Schönbrunn aufhalten, als der Kaiser und die Kaiserin, die Laxenburg mehr lieben.

Die Menagerie hat mir durch ihre Einrichtung und durch die verschiednen schönen Thiere eine recht angenehme Stunde gemacht. Diese sind, nach Beschaffenheit ihrer Natur, theils auf freien Pläzzen und in Höfen, theils im Garten und auch wieder in Zimmern und Käfichen gar artig und zweckmäßig aufbewahrt. Mir wird es immer so wohl unter den hohen kolossalen Kindern der Natur. Der Elephant, der Leoparde, der Löwe, das Beutelthier, der Strauß, der weiße Bär sind für mich eine so erfreuliche Gesellschaft, daß ich gerne jede mich belangweilende Menschengesellschaft darum gäbe, wenn ich mich dafür nach Gefallen zu den edlen Naturkindern begeben könnte. Unter den Vögeln ist hier ein besondrer Reichthum an Adlern, deren einige von großer Schönheit sind, wenn sie so ihre Flügel auf freiem Platze ausbreiten.

Fast eben so viel Vergnügen haben mir die hohen schönen ausländischen Gewächse gemacht, die man selten von der Stärke, Höhe und Voll-

ständigkeit sieht. Der Kaiser Joseph hat von dem meisten Arten nicht nur das Gesäme, womit man von America und England aus so oft angeführt wird, sondern selbst die Pflanzen, oft von ansehnlicher Stärke aus den verschiedenen Welttheilen und Weltgegenden kommen lassen. Man sieht hier die herrlichsten Tulpenbäume und Platanen, occidentalische und orientalische, eben so die verschiednen Tuja's und Cedernarten, den prächtigen Trompetenbaum, die schönsten Accacien und Lorbeerarten und fremde Kiefern und Tannen jeder Art, der feinen weniger ins Auge fallenden Stauden und Topfgewächse, so wie der reichen echt kaiserlichen Orangerie gar nicht zu gedenken.

Ich glaubte die meisten jener schönen ausländischen Gewächse in der großgedachten Anlage zu Harpke, in den ältern Pflanzungen zu Carlsruh und in der reizenden Anlage zu Wörlitz schon in ihrer ganzen Schönheit und Vollständigkeit gesehen zu haben; aber hier übertrafen viele Gewächse alles, was ich je der Art vorher gesehen hatte, und ich überzeugte mich mit Freuden, daß es dieser großen Kaiserstadt auch von dieser Seite nicht an einem echt kaiserlichen Luxus fehle.

Achtzehnter Brief.

Wien.

Wien ist noch immer die alte herrliche Kaiserstadt, der man die Folgen des Kriegs eben nicht ansieht. Im Aeußern ist sie in den letzten zehn bis zwanzig Jahren ansehnlich verschönert. Ganze Plätze der innern Stadt sind neu und ansehnlich bebaut, und die zahllosen Vorstädte haben an schönem Anbau unbeschreiblich gewonnen.

Das äußre großstädtische Gewühl vom Morgen bis in die Nacht ist immer noch das alte; die Policei in allem, was zur Bequemlichkeit und Sicherheit der stets auf- und abwogenden Menge gehört, noch vollkommner und vollendeter als je; die großen unerschöpflichen Veranstaltungen zu öffentlichen Vergnügungen aller Art für alle Stände reicher und mannichfaltiger als sie je waren; neue reiche Veranstaltungen, wie der Apollosaal und das neue Theater an der Wien, vermehren die Lust der nach

sinnlichen Genuß unersättlichen Wiener. Die Zufuhr aus allen umliegenden, an Fruchtbarkeit und Industrie ganz einzigen Provinzen, ist noch immer unerschöpflich, und daher auch das allgemeine Wohlleben und der durch alle Classen verbreitete echte Wohlstand größer, als ihn wohl irgend eine andere große Stadt in Europa aufweisen kann.

Aber das innere Wohl- oder vielmehr Großleben der großen und größesten Häuser Wiens scheint mir merklich abgenommen zu haben. Es herrscht in ihnen nicht mehr die hohe, gränzenlose Gastfreiheit, die sonst fast jeden Fremden Häuser und Palläste eröffnete und immer offen seyn ließ. Der hohe Adel hat sich nicht nur mehr in sich zurückgezogen, er hat auch weniger lebhaftes, üppiges Verkehr unter sich selbst. Die täglichen Tafeln sind weniger groß und rafinirt bedient, den einzigen Artikel der fremden Weine allenfalls ausgenommen, und die großen zahlreichen Assembleen aller Art sind viel seltener. Der Zutritt zu denselben wird einem Fremden viel schwerer als ehemals, und der freie, zwanglose Eingang in großen Häusern fast unmöglich.

Politische Meinungen und Besorgnisse scheinen hieran eben so vielen Antheil zu haben, als ökonomische Zerrüttungen in vielen großen Familien, die durch unordentliche Verwaltung unabsehlicher Güter oft so weit gehen, daß man z. B. von dem größten ungarischen Magnaten, der hier lebt, versichert, er sähe sich oft genöthigt, seine reich mit Brillanten besetzten Orden und andere Kostbarkeiten ins Leihhaus oder zu wuchernden Juden zu schicken. Nur wenige große Familien sind, gleich den Schwarzenbergs, die in jeder Rücksicht zu den Achtungswerthesten gehören, in ihren Finanzen rein und wohlgeordnet. Die meisten stecken tief in Schulden, und bereichern durch ihre Sorglosigkeit und Verschwendung einen Mittelstand von Geschäftsleuten, die von ihrer Unordnung großen Gewinn zu ziehen wissen.

Dieser ist denn hier auch zahlreicher und wohlhabender als je, wenn auch er gleich in dem täglichen üppigen Leben manche Beschränkung vorgenommen, zu der ihn auch wohl oft die größeren öffentlichen Lasten und die Zerrüttung des italiänischen Handels zwingen mögen. Die allgemeine Gastfreiheit und üppige Bedienung zu jeder Stun-

de des Tages hat daher auch in den großen Häusern des reichen Mittelstandes abgenommen.

Demohngeachtet aber herrscht in Wien noch mehr wahre Gastfreiheit und lustiges Wohlleben jeder Art, als in irgend einer großen Stadt von Europa, Petersburg und Moskau allein ausgenommen. Dazu kommt, daß man hier eben der großen Gastfreiheit in adlichen und bürgerlichen Häusern weniger bedürfte, als irgendwo; weil die öffentlichen Veranstaltungen zu angenehmen Genüssen jeder Art so zahlreich sind, und die beste Nahrung und Bewirthung, nach unserm nordischen Maaßstabe, so äußerst wohlfeil ist. Denn wenn gleich der Wiener, seitdem allgemein eingeführten Papiergelde, über erhöhte verdoppelte Preise der Lebensmittel und Luxusartikel klagt: so hat unser einer an dem baaren Gelde, das er mitbringt, immer noch doppelt so viel, als im Norden; und wenn er die höhere Güte aller Landesproducte mit in Anschlag bringt, auch das dreiund vierfache desselben.

Wohnungen im Innern der Stadt und die beste Tafel, die man sich in den ersten, immer noch nicht einer so großen Kaiserstadt recht ange-

meßnen, Gasthöfen verschaffen kann, ist hievon noch allein auszunehmen. Aber wer wird in dieser schönen Jahreszeit, rund umgeben von der herrlichsten Natur, in der engen dunkeln innern Stadt freiwillig wohnen, wer in Stadtgasthöfen seinen Mittag einnehmen mögen? Die heitern, schön bebauten Vorstädte bieten dem Fremden die angenehmsten Wohnungen um billigen Preis dar. Die sehr wohlfeilen Miethswagen, die auch in allen Hauptstraßen der Vorstädte stets bereit da stehen, erleichtern ihm die Verbindung mit der innern Stadt. Die zahllosen Lustorte, zwei bis drei Stunden um die Stadt herum, bieten ihm für jeden Tag einen immer schönern, immer lieblicheren Tagesaufenthalt an. Alle Dörfer sind mit den Sommerwohnungen gastfreier Wiener und mit sehr gut eingerichteten Wirthshäusern angefüllt, in welchen man sehr gut und oft unglaublich billig mit allem bedient wird, was den Gaumen und Geschmack nur irgend ergötzen kann. Der herrliche Prater und der reizende Augarten gewähren allein schon unzählige Abwechslungen. Nirgend fehlt es auch an lustiger Gesellschaft und noch weniger an den lieblichsten Plätzen und Lust-

wegen, auf welchen man lieber noch in heitrer, selbstgewählter Einsamkeit sich und die herrliche Natur genießt. Diese mit Worten beschreiben zu wollen, wäre ein sehr vergeblicher Versuch. Auch hierin ist Wien ganz einzig. Keine europäische Hauptstadt hat eine solche reiche, große und anmuthige Umgebung. Es ist fast kein Landschaftscharacter in der Natur, vom hohen romantischen bis zum lieblichsten idyllischen, den man nicht bis zu einer Entfernung von fünf bis sechs Stunden von Wien, in den mannichfaltigsten Abstufungen finden könnte. Vieles davon hat man auch gleich nahe bei der Stadt. Dazu noch alle Annehmlichkeiten, die ein herrlicher Strom und schöne große Landseen darbieten mögen. Nichts fehlt den glücklichen Wienern, die sich auch auf lustiges behagliches Genießen so wohl verstehn.

Noch immer sind die guten Wiener das leichte, sinnliche, egoistische Völklein, das nur für den Tag und in den Tag hinein lebt, und sich um alles übrige, was die Welt hat und haben kann, wenig bekümmert, worauf wir Nordländer indeß, die wir das Leben ernstlicher nehmen, oft unser ganzes Sehnen und Treiben richten. Von

Wissenschaft und Litteratur, selbst von Kunst, außer der Musik, ist hier wenig die Rede, und die meisten Wiener merken und erfahren nicht, daß ein großer Theil der gelehrten Meßwaare erst nach Jahren, oft auch wohl gar nicht hergelangt, wenigstens nicht ins große Publikum kommt. Die Censur verfährt wenigstens strenge genug in ihrem moralisch-politischen Richteramte, um den freien Gang des Buchhandels zu hemmen und die Anschaffung vollständiger Bibliotheken auch für angesehene Privatpersonen zu erschweren. Nicht, daß nicht jeder von diesen sich alles dürfte kommen lassen; aber der Umstände und Formen giebt es doch so viele zu beobachten, daß man eifriger auf solchen Besitz seyn müßte, als es im Ganzen die Wiener nun einmal sind, um sich dadurch nicht vom Mitfortschreiten im Neuen und Neuesten abhalten zu lassen. Selbst die Journallectüre ist dadurch sehr beschränkt, daß jedes einzelne Stück die Censur passiren muß, und wenn es verdächtig befunden, auch zurück behalten wird. Wie viel dabei auf die Einsicht, Denkart und Laune jedes thätigen Individuums bei der Censur ankömmt, liegt am Tage.

Aus diesem Zwange entstehen für die Gesellschaft zwei Uebel, die sie dem Fremden nicht selten langweilig macht. Die meisten Menschen wissen wenig oder gar nichts von der neuesten Litteratur, und es fehlt daher nicht selten an Gegenständen lebhafter Unterhaltung für Freunde, die auf Essen und Trinken, Theater und Lustparthieen nicht den ganzen hohen Werth legen, den man hier allgemein darauf legt.

Die wenigen Freunde der Litteratur aber, die sich alles, wenn auch nicht sogleich, doch nach und nach zu verschaffen wissen, setzen wieder einen so hohen Werth in die Bekanntschaft mit alle den Kleinigkeiten, nicht selten Armseligkeiten der neuesten Litteratur, daß sie in der Unterredung auf viele Dinge, die in einem Publikum, welches alles liest und verschlingt, oft kaum beachtet, noch weniger behalten, oder doch in der Unterredung mit drei Worten abgefertiget werden, ein großes Gewicht legen, und Auskunft und Aufschlüsse zu haben wünschen über Sachen, hinter denen durchaus nichts verborgen ist. Daher denn eine solche freie, leichte, allgemeine Unterhaltung, wie man sie in den besten Zirkeln von Berlin, Cop-

penhagen und Hamburg findet, hier fast nie statt hat.

Der hohe Adel, der Musik und Theater im hohen Grade liebt und cultivirt, bekümmert sich um Litteratur und Wissenschaft fast gar nicht, eben so wenig um einheimische und fremde Gelehrte. Einige poetisirende Schöngeister, die sich auch mit dem Theater beschäftigen, auch wohl dabei als Subalterne in der Direction angestellt worden, sind durch den Umstand, daß die Direction der kaiserlichen Theater anjetzt in den Händen von zehn bis zwölf der reichsten vom hohen Adel ist, mit diesen in etwas nähere Verbindung gekommen; aber das bedeutet übrigens auch weiter nichts zur Verbreitung von Kenntnissen und Belebung der Gesellschaft. Berühmte Componisten und Virtuosen in der Tonkunst, sind fast die einzigen Fremden, die in allen Zirkeln aufgenommen und oft über die Gebühr fetirt werden. Mit den Einheimischen ist dieses weit weniger der Fall, welches auch wohl oft nur an dem Mangel, selbst an äußerer Bildung in diesen liegt. So kann man sich fast nichts Roheres und Plumperes denken, als das Aeußere und das ganze Beneh-

men des großen Componisten und Clavierspielers Beethoven und so manches andern Wiener Tonkünstlers, deren viele in Diensten eines Herrn stehn, auch wohl ihre Unterthanen sind.

Die alte Erbsünde, daß die meisten eigentlichen Staatsgeschäfte von den Subalternen in den Collegien gemacht werden, soll immer noch Statt haben, wenn gleich nicht in dem hohen Grade, wie ehedem unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia. Dieses zeigt sich selbst oft sehr auffallend in der Behandlung der Fremden, sobald diese eine Anstellung oder irgend einen Vortheil in Wien zu erhalten suchen. Man hat noch in der letzten Zeit an einigen fremden Gelehrten das Beispiel gehabt, daß, während sie den ansehnlichsten Mitgliedern des Ministeriums bestens empfohlen waren, und von den Chefs der Departements, in welchen sie angestellt zu seyn wünschten, gute Beschützer zu finden geglaubt, sie, diesen hinterrücks, von der Policei als gefährliche Menschen verfolgt und wieder nur durch den Betrieb von Subalternen dieser an sich so vortrefflich eingerichteten Anstalt chicanirt und wohl

gar, bei Abwesenheit jener Chefs, aus Wien verwiesen wurden. Bei Besetzung der durch jene Ordnung, oder vielmehr Unordnung, sehr wichtigen Subalternenstellen, halten die Herrn Chefs daher auch gar sehr auf Tüchtigkeit und Fleiß zu den mechanischen Geschäften und scheuen wohl die gelehrte Ausbildung und litterarische Beschäftigung ihrer Untergebenen. Man versichert den Chef des trefflichsten Dichters, den Wien je gehabt, der als Hofsecretär in einem Staatsdepartement angestellt ist, sagen gehört zu haben: wenn der Collin sich nur erst das fatale Versemachen abgewöhnt haben wird, wird er gewiß einer der besten Arbeiter in meinem Departement werden. Das ist eben keine große Aufmunterung für den Musenfreund, der an die staubigen Collegienbänke durch äußere Umstände gebunden ist. Das sind aber leider hier die meisten solcher Männer, die gerne mit den Musen leben. Der liebenswürdige, launige Dichter Stoll muß sich selbst von der hohen Theaterdirection gar vieles gefallen lassen, um sich nur Eintausend Gulden Gehalt im Papiergelde zu erhalten, für die er in bestimmten Fristen, ich glaube gar vierteljährig, neue Stücke

liefern soll, die er nun freilich nach dem Bedürfnisse der Zeit nicht so leicht liefern kann.

Die treu dargestellte Geschichte dieser hohen Theaterdirection könnte ein eben so lehrreiches als belustigendes Buch werden. Wenn man nur bedenkt, was das heißt, daß die drei großen Theater einer Stadt wie Wien, von zehn bis zwölf der größten und reichsten, zum Theil auch derangirten, Herrn des Reichs dirigirt werden sollen, die vor allem ihrer unersättlichen Sinnlichkeit nachjagen, alles durch andere müssen thun lassen und daher in der steten Vermehrung der Unterdirectoren, Inspectoren, Inspicienten, Assessoren, Regisseurs, Wöchnern, Secretärs, Concipienten, Journalisten und wie das zahllose Volk hier heißt — deren jeder wieder seiner Sinnlichkeit und seinem öconomischen Gewinne nachjagt — ihre Sicherheit und Bequemlichkeit sichern: so könnte man allein schon aus diesem Gesichtspunkte eine sehr reichhaltige, lustige Darstellung machen, die oft zutreffen müßte, ohne daß man auch mit dem Personale und Locale so recht eigentlich bekannt wäre. Nun noch die Cabalen von einigen hundert Schauspielern, Schauspielerinnen, Sän-

gern uud Sängerinnen, Tänzern und Tänzerinnen, Dichtern, Componisten, Musikanten — müßte man da nicht von selbst bei einiger Kenntniß der menschlichen Natur rein a priori das Resultat herausbringen, daß die reitzendsten in den Künsten der Wollust und der Weltklugheit geübtesten Weiber das Regiment, und also auch den Vorzug bei Vertheilung der Rollen, sie mögen übrigens für sie passen oder nicht, haben werden? Daß bei den Männern alte Gewohnheit, List und Ränke, sich in der alten Gewogenheit zu erhalten, immer den Vorzug vor den größten jungen und neuen Talenten erhalten wird. Daß bei Dichtern und Componisten das kleine Talent sich in die Schwächen jener Usurpatoren, die das Heft in Händen haben, hinein zu arbeiten, die niedrige Willfährigkeit, ihrer Trägheit und Unfähigkeit, und dem Willen ihrer Beschützer alles aufzuopfern, was wahre Kunst erheischt, sobald es im Widerstreite mit den Zwecken jener Talentlosen und Faulen steht, mehr als das größte Genie gelten wird? Daß daher zehn mittelmäßige und selbst schlechte Stücke für ein gutes und vollkommenes gegeben werden müssen, die trefflichsten und

besten Stücke auf alle Weise, der Convenienz gemäß, verstümmelt erscheinen, oder ganz zurückgesetzt werden müssen? Ja selbst jene schlechten und mittelmäßigen Stücke, die durch gute Besetzung und wohlgeordnetes Ensemble gehoben werden könnten, werden schlecht besetzt erscheinen, um die beliebten und begünstigten Schauspielrinnen und Sängerinnen öfter erscheinen zu lassen, während die besseren müßig gehen, und ihre contractmäßige Bezahlung umsonst erhalten. Das Personale wird nach jenen Gründen und Bedürfnissen täglich zahlreicher, und die Zahl der erscheinenden guten Künstler darum doch immer geringer werden: denn ist in dem Zurückgesetzten ächter Künstlergeist und Ambition, so wird er Wien verlassen, ist er selbst aber nur ein träger sinnlicher Mensch; so wird er sich die Faullenzerei gerne gefallen lassen. In beiden Fällen verliert das Theater wohl gar die besten Mitglieder.

Dieses sich a priori so leicht ergebende Resultat ist denn auch wirklich die Klage aller gebildeten Wiener, die mit der Direction und dem Theater nichts weiter zu schaffen haben und wohl wissen, was sie bei einem so wohlhabenden Publikum und

so großen Anstalten billig zu erwarten haben sollten. Darum darf sich aber ein Fremder das Wiener Theater im Ganzen nicht so schlecht denken, als es hiernach wohl beim ersten Anblicke scheinen möchte. Mehr oder weniger sind jene Uebel bei jeder Theaterdirection anzutreffen, wenn gleich hier den hohen Personen und der unzähligen Creaturen wegen, viel häufiger als irgendwo. Unter den alten Tyrannen und den jungen Schönen giebt es auch echte Talente von großer und angenehmer Representation, wenn sie sich auch gleich durch ihr Verfahren selbst den Weg zur vollkommnen Ausbildung verrannten und ihre bequeme Lage der höchsten Kunst vorzogen. Ganze gute Vorstellungen sieht man aber hier äußerst selten, ja ich würde in Verlegenheit gerathen, wenn ich bei meinem jetzigen kurzen Aufenthalte auch nur eine nennen sollte, die mich ganz befriedigt hätte. Dies gilt von Singspielen und den Balletten eben sowohl, als von den Schauspielen. Die Vorstellungen der Gluckischen Opern, von denen ich mir am meisten hier versprach, sind gewiß weit unter denen, die wir in Stockholm unter der einzigen Direction des unglücklichen Kö-

nigs Gustavs sahen, und die ich in Berlin sah; und die Ballette stehen nicht nur weit hinter den Pariser, sondern selbst hinter den Petersburger Balleten zurück. Auch dabei ist zwar manches einzelne Gute und Treffliche; aber durchaus kein Ensemble und am wenigsten Geist und Leben, wie hier ehemals unter Glucks und Noverres Direction in beiden herrschte. Beides hat unglaublich in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren verloren. Auch vom Schauspiel muß das ein jeder sagen, der das Theater hier unter Schröders Direction gekannt hat.

Italiänische Opern, die ehedem hier auch so vielbedeutend waren, hat Wien jetzt eben gar nicht.

Haben mich nun aber auch die Theater diesmal hier wenig angezogen, so habe ich doch wieder desto mehr Genuß in den herrlichen Kunstsammlungen aller Art, und in den zahllosen wissenschaftlichen Veranstaltungen genossen. Diese haben durch den Krieg auch wenig oder nichts verloren. Der Feind hat die große Liebe der Oestreicher für ihr Kaiserhaus, und die würdige, laute Bezeugung derselben respectirt, und seine Anmaßun-

gen nicht über die gewöhnliche Kriegsobservanz erstreckt. Die herrliche Bibliothek mit ihren vereinten unschätzbaren Kunstsammlungen, die in ihrer Art einzige Bildergallerie in dem schöngelegenen Belvedere haben mir allein schon die angenehmsten und lehrreichsten Morgenstunden gewährt, die man nur in irgend einer großen reichhaltigen Stadt verleben kann, während meine Landsleute, mit denen ich sehr erwünscht hier zusammen getroffen, die zahlreichen großen Kunstatteliers und Fabriken und Manufacturen der Kriegs- und Friedenskünste besuchten, sich auch wohl Palläste und ihre glänzende innere Einrichtung, in der Stadt und in den Vorstädten, aufschließen und zeigen ließen, wozu mir auf meinen langen, weiten Reisen bereits Lust und Geschmack vergangen ist. Doch sind mehrere jener Palläste hier auch so reich an großen herrlichen Kunstwerken, daß sie daher schon besucht zu werden verdienen, und diese habe ich auch keinesweges vernachläßigt.

So fehlt hier eigentlich wohl nichts, als ein größerer Trieb zu gründlicher wissenschaftlicher Bildung. Auch er wird einst gewiß unter einem künftigen Marc Aurel, der auch diesem guten

Volke nicht fehlen wird, erwachen. Der wird an ihm denn auch gewiß ein empfängliches, dankbares Volk finden. Wo so viele wahre Herzensgüte und heitre Lebenslust so allgemein herrscht, kann nur der letzte Anstoß noch fehlen, aus einem guten, heitern Volke, auch ein denkendes, fühlendes Volk zu machen. Ob es darum alsdann glücklicher seyn wird, als es anjetzt ist, mag eine andere Frage seyn. Da es aber einmal der Menschen und der Staaten Bestimmung zu seyn scheint, daß sie den ganzen Kreislauf der vollen menschlichen Existenz durchlaufen müssen: so wird auch dieses beglückte Land dereinst den hohen Stand finden, der es in der Geschichte verherrlichen wird, wie sein jetziger glücklicher äußerer Zustand es zur Lust jedes freudig theilnehmenden, und zum Aerger für jeden neidischen Nachbarn macht.

Funf-

Neunzehnter Brief.

Wien.

Daß doch nirgend in der Welt in nichts die wahre Linie des Rechten und Anständigen gehalten wird! Was das preußische Militär, vom Deßauer Schnurrbart her, zu barsch, zu pedantisch, zu arrogant, zu hochaus immer war, ist das östreichische, von Eugen her, zu zahm, zu platt, zu galant gewesen. Dem Oberofficier ist das Militär hier nur Nebensache, der Kammerherr, der angesehene, beliebte Hofmann, geht ihm über alle militärische Ehre. Eine Stelle im Oberkriegscollegium, in welchem ehedem auch Pfaffen und Rathsperücken saßen, geht ihm oft über das Commando an der Spitze der Armee. Wenn man so liest, was noch zu Lascy's Zeiten das Kriegscollegium war, welches früher sogar dem großen Eugen aus einer wichtigen, aber gegen den Befehl der hochweisen Perücken, gewonnenen Schlacht ein

Halsverbrechen machte: so begreift man kaum, wie ein verdienter Officier Theil daran nehmen mochte, oder gar ihm unterworfen seyn konnte. Man begreift aber wohl, daß eine solche Alongenperücken- und Baretten-Regierung hinlänglich war, um den militärischen Geist nieder zu halten und zu vernichten.

Noch im Jahre 1784 ließ ein Wiener bei Gelegenheit der Reformationen Lascy's, die auch den Hofkriegsrath betrafen, dessen Präsidont er war, in Wien drucken wie folget: *) „Die eigentlichen Beisitzer und Räthe sind jetzt Militärpersonen. Vormals hatten die bürgerlichen Kriegsräthe fast allein die Stimmen. Allein mit diesen ward in dem neuen System die größte Umschmelzung vorgenommen. Ehemals waren sie die sprechenden Glieder des Raths; sie entschieden, und ihre Vota waren Orakelsprüche, denen die Herren von der militärischen Bank selten widersprachen. Es war ärgerlich, wenn so eine Excellenz in seiner Staatsperücke, die von

*) Briefe aus Wien, verschiedenen Inhalts, an einen Freund in Berlin, von Johann Friedel. I. S. 82. Welche Sensation das Buch damals gemacht, erhellt schon daraus, daß ich eben die achte Ausgabe vor mir habe.

Parfüm triefte, und weiter kein Verdienst hatte, als daß sie den Hirnkasten eines Tintenkleckfers bedeckte — die Generale in ihrer Antichambre stundenlang auf Audienz warten ließen, bevor sie ihnen die Gnade anthaten, auf ein paar Worte hinter der Thürschwelle zu erscheinen. Laudon, unser große Laudon mußte oft die Dispositionspläne auf diese Art von den Herrn abholen."

Ists da wohl ein Wunder, wenn das auch jetzt noch auf den Geist des Soldaten drückt und wenn, bei der Weichlichkeit und Bequemlichkeit der Oestreicher, und der unkriegerischen Gesinnung des Kaisers, der bequeme reiche Civilist nah am Throne, noch den Vorzug hat, oder zu haben wähnt, vor dem herumgeworfenen, unbemittelten Officier?

Dem Subaltern-Officier ist hier sein Stand gar nur ein beschwerliches Metier, das ihn kümmerlich ernährt und unter jeden reichen und angesehenen Bürger herabsetzt. Schon an dem schlechten, oft recht liederlichen äußeren Aufzuge der Subaltern-Officiere, die zu arm sind, um gleich ihren Oberofficieren anständige Civilkleider sich anschaffen zu können, erkennt man deutlich, zu welcher Gesellschaft sie sich halten und leider vielleicht

halten müssen, wenn sie nicht in ihrer einsamen Kammer hungern wollen, während die adliche und bürgerliche Jugend rund um sie her im Ueberflusse schwelgt. Da den geringbesoldeten Subaltern-Officier auch kein hoher Geist und Gemeingeist seines Standes auf die Höhe hält, die ihn allein für Niedertracht sichern könnte: so ists kein Wunder, daß man ihn auch in der niedrigsten Gesellschaft und Gemeinschaft so oft findet, die vollends alles feine Ehrgefühl in ihm ersticken muß.

Nein! da beim Militär doch alles auf den edlen ritterlichen Geist und auf echtes point d'honneur ankömmt: so sind die Preußen und andere Nordländer denn doch mit all ihren Anomalien und Uebertreibungen dem wahren Puncte näher als diese Herren hier, so sehr auch unsre Fähndrichs und Lieutenants, jene beiden Haupteigenschaften ihres Standes, nur zu oft übel verstehen und anwenden, und den Soldaten allen andern Ständen verhaßt und lästig machen. Bei ihnen artet der ritterliche Geist freilich nicht selten in Wildheit und Brutalität, das echte point d'honneur in eitle Krakelerei aus; indeß tritt unser Junker doch mit dem Portopee in eine höhere Menschenclasse ein,

und muß fühlen oder glauben, daß er eine edlere Bestimmung zu erfüllen hat, als der arbeitende und handeltreibende Bürger neben ihm. Daß er jene leider oft nur im Dreinschlagen und Bramarbassiren setzt, ist eine Folge der Unwissenheit und Rohheit, in welcher Friedrich das Militär noch versunken fand, und von oben herab auch wohl zum Theil selbst erhielt, durch seine egoistische, despotische Art, jedem, der ihm nicht imponiren konnte, als Maschiene zu gebrauchen, und den blinden Gehorsam über alles zu fordern und zu belohnen. Von unten herauf ließ er es freilich an mancherlei guten Veranstaltungen und an guten Lehren und Schriften zur Bildung des Officiers nicht fehlen. In manchen Stücken war es ihm auch schon gelungen, einen bessern Geist in die Armee zu bringen, und im wahren point d'honneur und der rechten Ansicht der militärischen Kunst, wetteiferte daher der preußische Offizier seiner Zeit wohl am meisten mit den gebildetsten seines Standes unter den Franzosen. Nur die unglaubliche Vernachläßigung des echten Studiums der Kriegskunst und der wahren Disciplin und Ordnung, die seit Friedrichs Tode in der

preußischen Armee immer mehr einriß, wie sehr auch brave Männer, wie Pfuhl, Massenbach, Scharnhorst und andere dagegen eifern, schreiben und schreien mochten; nur die kann es erklären, daß so viele jener Officiere in den alten Zustand der Unwissenheit und Rohheit wieder zurück sanken, in allem, was gründlichen Unterricht und höhere Bildung betrifft, so weit hinter dem Civil zurück bleiben, und so, in allem ihren äußern Putz und Glanz, doch nur übertünchte Barbaren waren und blieben.

Doch auch so sind sie mir noch lieber, als die platten, lauen, flauen Menschen, aus denen hier der größte Theil der Officiere zu bestehen scheint, die sich auf keine Weise um ihre Kunst, als eine höhere, edle Kunst bekümmern, und sich noch tausend Erniedrigungen von den andern Ständen gefallen lassen, die in ihnen nichts als bezahlte Wächter und Prunkdiener des Hofes zu erblicken scheinen, von denen sich nur selten einer mit den reichen und satten Bürgern, weder im Umfange des Bauchs noch des Beutels, messen könnte.

Daran erkennt man es denn auch recht deutlich, daß die Armee lange keinen kriegerischen

Regenten an ihrer Spitze sah. Ehe sie den nicht bekommt, wird's auch schwerlich anders werden, wie sehr sich die kaiserlichen Prinzen auch bemühen mögen, auf die Armee zu wirken. Etwas thut dieses freilich, und der Eifer des Erzherzogs Johann, der selbst ein unterrichteter Ingenieur ist, trägt gewiß das seinige dazu bei, daß die Artillerie und das Geniecorps sich hier vor den andern auszeichnet. Aber die Seele, der hohe Geist, der allein den Soldaten adelt und wahrhaft ehrwürdig macht, scheint doch auch in ihnen nicht überall zu seyn. Der niedergehaltne, unkriegerische Charakter blickt überall durch.

Der hohe Geist scheint im Ganzen auch nie in ihnen gewesen zu seyn. Wenn man so die Memoires des alten wackern Eugens*) liest: so

*) Von diesen Memoiren ist ein Theil in Weimar gedruckt erschienen, ob daran aber alles so echt ist, wie es aus Eugens Feder geflossen, ist sehr zu bezweifeln. Man sehe nur die Erzählung Eugens von seinem Aufenthalte in Berlin, wo offenbar die Regierung Friedrichs des Ersten mit der von Friedrich Wilhelm dem Ersten auf eine Weise verwechselt wird, wie es bei eignem per-

findet man ihn fast überall nur mit fremden Officieren, mit Marlborough, mit Vaudemont, mit einem Duc de Lorraine, einem Grafen von der Lippe, einem Ludwig von Baden so recht verbrüdert und in dem großen würdigen Verhältniß, das der wahre Krieger so gerne mit jedem anknüpft, auf dessen Geist und Herz er rechnen und bauen kann. Unter den kaiserlichen Generalen seiner Zeit findet man auch zehn ausgezeichnete Ungarn und Italiäner für einen Oestreicher, wie Daun.

Joseph hatte in seiner kurzen Regierung noch zu viel mit den nothwendigsten politischen und ökonomischen Reformen in seiner Armee zu thun, als daß er recht viel auf die reelle Bildung und Veredlung des Officiers denken konnte, so wichtig ihm sonst auch Unterricht und Aufklärung überall war. Mit den gewöhnlichen Cadettenhäusern und Soldatenschulen für die Jugend ists noch nicht

sönlichen Aufenthalte in der Residenz nicht möglich war †)

†) Man nennt jetzt den geistreichen Fürsten von Ligne als den Verfasser.

Spätere Anmerkung.

gethan; die wahre Bildung geht auch beim Militär da erst an, wo der Mensch anfängt sie sich selbst zu geben, und seine beschränkte Jugendbildung zu vernichten. Da gehören dann aber größere Beispiele und innere und äußere Biegungs- und Hebungskräfte für alle, die nicht Tiefe, nicht Kraft genug haben, um aus eignen Mitteln sich über das Gewöhnliche zu erheben.

Joseph selbst war kein Krieger, hatte weit mehr Bürgersinn als Heldensinn; indeß ließ er es nicht an practischen Uebungen fehlen. Die Armee wurde durch ihn und Lascy eifrig disciplinirt und exercirt, und giebt jetzt darin gewiß keiner andern Armee etwas nach.

Hätte Joseph aber nur einigen Heldensinn gehabt: so hätte er schon aus keinen ökonomischen und politischen Gründen der Welt, den Ankauf und Verkauf der Officierstellen in seine Reform aufgenommen. Dem alten Lascy, dem eifrigen Reformator, konnte damit gedient seyn, zum Durchsetzen seiner Ideen, die Armee auch bei den damaligen zerrütteten Finanzumständen ansehnlich zu vermehren und von alten unbrauchbaren Officieren zu befreien. Er ersparte dadurch bei diesen

die Pensionen, die ihnen nach der alten Einrichtung zukamen. Aber welche Herabwürdigung des Standes! Wie viel schlechte gemeine Menschen mußten dadurch nicht in die Armee kommen! Gewiß liegt darum auch jetzt noch, obgleich der heillose Gebrauch wieder aufgehoben ist, die Hauptwurzel der schlechten allgemeinen Meinung, die die Nation von der Armee hat, und der Geist der Erniedrigung, in welchen das hiesige Militär gewissermaßen noch einherkriecht.

Joseph wollte den Soldatenstand im Grunde doch heben und geehrt wissen; er fing es aber durch sein äußeres Benehmen eben nicht darnach an. Er schalt oft mit Ungestüm darüber, daß man sich des armen Officiers in Gesellschaft schäme, und in Brüssel begegnete er vorsetzlich dem gesammten Magistrate und einer ansehnlichen Versammlung von Deputirten aus allen Ständen sehr hart, um ihnen ihren Hochmuth und Widerwillen gegen das Militär zu vergelten. Dadurch konnte aber der verwahrloste Officier nichts gewinnen.

Für den Soldaten ist durch jene Reform außerordentlich viel geschehen. Kein Soldat in der

Welt steht sich so gut wie der östreichische. Er ist sehr gut genährt, sehr wohl bekleidet, bequem, leicht und doch dicht und warm, durch eine vollständige Tuchjacke und lange Pantalons. Er wohnt sehr gut in hellen, luftigen, geräumigen Casernen mit freien Plätzen, ist sehr gut gebettet und mit allem versehen, was zu einem ordentlichen gesunden Leben gehört. Nirgend ist das Casernenwesen so gut eingerichtet, und die allgemeine Oekonomie der Regimenter so wohl organisirt und so streng beobachtet. Dem Soldaten werden nie schlechte Sachen geliefert, da alles in großen dazu splendid errichteten Anstalten für kaiserliche Rechnung fabricirt und an die Regiments- und Compagniechefs geliefert wird. Die Controlle bei jenen Anstalten ist streng und genau, der Unterschleif fast unmöglich.

Die militärischen Hospitäler sind musterhaft eingerichtet. Chirurgen und Oberchirurgen, die in den wohleingerichteten Medicinal- und Chirurgieschulen gründlich unterrichtet und ausgebildet wurden, sind gut bezahlt, und werden auch vom Publikum gesucht und geschätzt. Jeder kranke Soldat hat sein Bette allein in den gleichfalls ge-

räumigen, gut durchlüfteten Hospitälern, und wird da so gut gehalten, daß man hat allerlei Vorkehrungen treffen müssen, damit die Genesenen nicht über die Gebühr drinnen verweilen. Selbst die Soldatenweiber nehmen Antheil an der Wohlthat der Lazarethe. Es wird darinnen auch durchaus kein Unterschied zwischen Katholiken und Lutheranern gemacht, wie mancher kurzsichtige, engherzige Ausländer wohl immer noch wähnen mag.

Der Soldat ist auch im Dienst gut behandelt. Ein sehr vernünftiges Kriegsreglement Joseps bestimmt sehr genau und menschlich die nothwendigen Strafen. Der Soldat wird wenig geschlagen, und das Reglement überläßt darüber nichts der Willkühr des Chefs, des Ober- und Unterofficiers. Der Officier selbst darf den Soldaten bei Strafe der Cassation gar nicht schlagen.

Der Soldat der kaiserlichen Armee avancirt in allen Armeecorps nach Verdiensten und ohne Unterschied zwischen Adel und Bürger. In keiner Armee giebt es so viele Generale bürgerlicher Herkunft. Selbst unter den angesehensten und ausgezeichnetsten giebt es viele bürgerliche, wie K r a y, M a ck, M e l a s, K i e n m a y e r, M e y e r und viele andre mehr.

Für den Unterricht der Soldatenkinder ist auch gesorgt. Bei jedem Regimente werden achtundvierzig Knaben zu Soldaten erzogen, frei unterhalten und im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet. Diejenigen, welche sich besonders appliciren und sich durch Fleiß und Geschick auszeichnen, werden vorzugsweise in den Kriegscanzeleien gebraucht und angestellt, und gelangen auf dem Wege auch leichter zum Avancement in der Armee. Zu ihrem Rechnungs- und Listenwesen, welches so complicirt ist, daß unser einer mit allen Nachfragen kaum klug daraus wird, brauchen sie ein sehr starkes Personale in ihren Canzeleien, und die meisten sind da mechanisch mit einzelnen Theilen des Geschäfts unveränderlich beschäftigt. Die Chefs der Büreaus sind gewiß die geplagtesten Menschen, die je hinterm Schreibtische gesessen. Vor- uud Nachmittag sind sie beschäftigt.

Die Invalidenhäuser sind zahlreich und wohleingerichtet. Wer aber von den Verstümmelten nicht Lust hat sich da hinein zu begeben, erhält täglich 4 Kreutzer, welche nach den hiesigen wohlfeilen Preisen der Lebensmittel mehr werth sind,

als die volle Löhnung des preußischen Soldaten im Dienste dort zu Lande.

Wenn man nun erwägt, daß dieser wohlgenährte, wohlbekleidete, wohlbewaffnete und gesunde Soldat auch von Natur schon ein braver gebohrner Soldat ist, wie es gewiß der größte Theil und der Unger und Böhme in einem ganz ausgezeichneten Grade ist: so darf man ihm nur den rechten Anführer, und diesem den gehörigen Gehülfen wünschen oder geben, um damit den Teufel und seine Hölle zittern zu machen.

Aber freilich bei diesem Mangel an hohem echt militärischen Geiste von oben herab und der wahren Ambition von unten herauf, darf man sich nicht wundern, wenn eine höhere Intelligenz über alle die guten rüstigen Werkzeuge dennoch sieget.

Zum Beweise, daß dieses Urtheil nicht aus Partheilichkeit, oder gar aus Scheelsucht herrühre, will ich hier einige bedeutende Stellen aus dem Urtheile eines braven, geistreichen Bürgers hersetzen, der, gleich mir, weder Preuße noch Oestreicher ist, der Wien und die Armee vor zehn Jahren mit den Augen eines scharfen und richtigen Beobachters sah. Es kann beweisen helfen,

daß hier weder Vorliebe noch Abneigung das Urtheil leitete und bestimmte.

„Der östreichische Soldat gehört gewiß zu den schönsten und bravsten Leuten von der Welt. — Die Soldaten haben nicht nur eine brave Miene, sondern sind auch brav, und besser mondirt und verpflegt, als die meisten andern Heere; und selbst ihre Feinde legen ihnen das Zeugniß tapfrer Krieger bei. Ja, wenn mau nach den Körpern schließen sollte, so erstaunte man, wenn man sie mit den Franzosen vergleicht, welche sie doch besiegt haben. Aber freilich ist es was besseres, als der Körper, was Heere siegreich macht, und dieses Bessere, dieser Geist fehlt, so viel ich bemerkt habe, in der ganzen östreichischen Armee; er fehlt gerade da, wo er ausgehen sollte, bei den Officieren. Da ist kein Gemeingeist, kein Ehrgefühl, das auf Einen Punkt ausläuft und das Ganze zusammenhält. Oestreich hat das Unglück gehabt, seit Jahrhunderten keinen Regenten zu haben, der Soldat war: selbst Joseph hatte vom Kriegstalent kein Aederchen. Nur einzelne große Männer gaben dem östreichischen Heere auf einige Zeit einen Schwung, der aber sogleich wieder mit ihnen

hin war. Wie ganz anders ist dies im Preußischen, wo der alte Geist des Muthes und der alte Ruhm von Vater auf den Sohn erbt. Da genießt das Militär der ersten Achtung, weil der Regent immer der erste General ist. Diese Achtung sollte es allenthalben haben, weil der Soldat nächst den Bauern der zweite Stand ist, und weil nur die Ehre ihn fähig macht, seine Pflichten gegen sein Vaterland und Regenten würdig und tapfer zu erfüllen. Da genießt der kleinste Subalternofficier, ja der Gemeine selbst mehr Auszeichnung, als im Oestreichischen die Ersten. Wenn dieses gleich den preußischen Officier zuweilen etwas keck und hochfahrend macht, so ist das ein kleiner Uebelstand, der in den meisten Ländern so ist. Hier aber scheint man den Officier mit zu den Untersten zu rechnen, und jeder Bube, der mit ihm gleich bezahlen kann, genießt allenthalben gleicher Ehre mit ihm. Auch im preußischen Dienste giebt es mehr arme als reiche Officiere; aber wer würde darum seiner Ehre etwas vergeben? wer würde nicht nett und keck, wie der reichste erscheinen müssen? hier gehen sie zum Theil wie die Schuhputzer einher, ja so lumpig und schlot-

trig, daß es eine Schande ist. Kein Markör, kein Träger macht ihnen Platz oder räumt ihnen einen kleinen Vorzug ein, und sie selbst scheinen diese Behandlung auch nicht zu fühlen. Freilich wäre es fein, wenn die Officiere in allen Ländern sich nicht ein ungebührendes Oberrecht und Vorrecht vor allen Ständen herausnähmen, sondern im Bewußtseyn ihres großen Berufes gern mit den übrigen Bürgern auf gleichem Fuße ständen und bescheiden und still wären, wie ein anderer. Dies sind die Oestreicher wirklich; aber sie sind auch nichts von dem, was sie seyn sollen: da ist kein Abstand, keine Kühnheit und Freiheit der Person, die so wohl steht. Kein Bestreben, durch die äußere Erscheinung Eindruck zu machen, was doch durchaus bei dem Soldaten seyn muß. Kein Gefühl für das Unschickliche, wie ein gemeiner Schlucker einherzugehen. — Auch das point d'honneur fehlt ganz, und sie gehen mit einander eben so gemein um, wie sie von andern behandelt werden. Der Soldat muß glauben, jedes faule Wort, ja jeder Verdacht schon beflecke ihn, weil bei ihm ja alles auf die Person ankömmt" u. s. w.

Auch der eben nicht delikate G. von L. hat dergleichen empörende Erfahrungen in Böhmen und Oestreich gemacht. Ein Oberlieutenant, den er in der Gesellschaft des Bedienten seines Obersten findet, veranlaßt bei ihm die Betrachtung: „Haben die preußischen Officiere oft einen falschen Ehrgeitz gehabt, so fehlt den Oestreichern wohl der rechte.“

Und nun noch ein Wort von einem alten östreichischen Officier über das viele Gepäcke, das die östreichischen Officiere auf ihren Märschen mitschleppen, worüber ein ehrlicher preußischer Officier auch nur beschämt schweigen und getroffen in seinen eigenen Busen greifen darf. Der alte Oestreicher sagte: „Unsre Armee verliert fast täglich einen halben Marsch gegen die Franzosen, deren Gemeine doch mit den unsrigen dieselbe Last tragen. Aber welch eine Arbeit, ehe wir in Bewegung kommen! Der französische Officier geht allenfalls selbst zu Fuße mit und trägt sein Bündel, wenn es seyn muß. Bei uns hat jede Compagnie einen ganzen Schwanz von Wagen, die bloß das Gepäcke der Officiere schleppen, welche, wenn es möglich wäre, noch gern einen warmen Ofen und einen Lehnstuhl mitführten, um so recht

bequem dem Feinde unter die Augen zu treten. Was giebt das für Muth bei den Gemeinen, und wie lernt er selbst von seiner Pflicht denken, wenn er eine Vergleichung zwischen sich und seinem Officiere anstellt? Daher und weil unsre Officiere im Treffen nicht mit voran sind, daher geht es oft so unbegreiflich zu, wenn man sonst denken möchte, unsre gewaltigen Soldaten müßten mit dem Bajonet gegen Riesen stehen können."

Nun so arg war es auch nicht mehr in den letzten Feldzügen, wenigstens da nicht, wo der Erzherzog Carl commandirte. Er trieb die Officiere wohl ins Feuer, und ging ihnen selbst mit gutem Beispiele vor. Unverhältnißmäßig groß war daher oft der Verlust an Officieren in blutigen Schlachten und Gefechten. Das unselige Gepäckgeschleppe wird bei einem neuen Feldzuge, zu dem eine halbe Million Menschen aus allen auch den entferntesten kaiserlichen Ländern in das Herz von Deutschland geführt werden soll, wohl von selbst wegfallen, wenn die eignen Provinzen nicht ausgefressen und entkräftet werden sollen, ehe sich der Feind ihnen noch naht.

Zwanzigster Brief.

Wien.

An meiner gewöhnlichen recht guten Table d'hote, zur Kaiserin von Oestreich, an der ich nur das einzige auszusetzen habe, daß man so früh, bald nach Ein Uhr, sich einstellen muß, um sich eines guten Platzes und Nachbars zu versichern, da fand ich letzt auch zufälliger Weise meinen braven Italiäner wieder, der bei unsrer Ankunft in Wien, so bald wir unsern Schiffer abgelohnt hatten, so von mir gegangen war, als wünschte er das Wiedersehn eben nicht. Diesmal fand ich ihn indeß in sichtlicher, unruhiger Erwartung meiner. Er kam mir mit vertrauenvoller Miene entgegen und sagte mir, er suche mich schon seit einigen Tagen in dem Vertrauen, daß ich ihm in einer Ehrensache gerne beistehen würde. Ich lies ihm die Wahl, ob er sich gleich mit mir entfernen wolle, um ungestört anzuhören, was er mir zu vertrauen habe. —

Denn in dem Eßsaale, in welchen mir schon einigemal gar zu aufmerksam aufhorchende Ohren und Gesichter etwas lästig geworden waren, schien mir eine solche Unterredung nicht schicklich. — Oder ob wir erst unsern Mittag da halten, und dann einen Gang auf den Wällen zusammen machen wollten. Er nahm diesen Vorschlag willig an, ward von dem Augenblick an ruhig und nahm, so lange es mit dem Französischen ging, mit Fassung von Geist Theil am Gespräch, das sich zufälliger Weise bald auf einen Gegenstand wandte, der ihn ganz besonders interessirte.

Ein sehr lebhafter und wie es schien auch wohlunterrichteter Mann, in der Uniform eines böhmischen Landwehr-Bataillons, den wir hernach Herr Hauptmann nennen hörten, faßte die Rede seines vis à vis auf, der eben davon erzählte, wie die Schildwachen vor dem Hotel des Erzherzogs Carls unterlassen hätten, vor den Officier eines Landwehr-Bataillons, der da eben vorüber gegangen, zu schultern, wie dieser sich darüber dann sogleich an einen Officier von der Armee gewendet, der eben zwischen die Schildwachen hindurch aus demselben Hotel gekommen, der ihm aber weiter

nicht Rede darob gestanden, sondern mit den rauhen Worten: was geht mich das an! seiner Wege gegangen. Darauf erwiederte der Hauptmann von der Landwehr zu unsrer Seite in einen sehr hohen Tone: „Wenn der Officier von der Landwehr sich das gefallen ließ, ohne dem andern Officier zu folgen und auf der Stelle Satisfaction von ihm zu fordern; so hat er die doppelte Beschimpfung verdient.“ Ein alter Mann im grauen Frack, an den obige Erzählung gerichtet worden war, erwiederte darauf mit Ruhe: „Beschimpfung möcht' ich wohl weder das eine noch das andre nennen, und ich gestehe, an der Stelle des Officiers von der Landwehre, hätte ich von der kleinen Unterlassungssünde der Schildwachen keine Notiz genommen, noch weniger aber dem andern Officier darüber angegangen, wenn ich ihn nicht persönlich gekannt hätte.“ „Sie sprechen wie ein ruhiger Bürger,“ rief unser Hauptmann, „dem zur Mittagsstunde vielleicht nichts mehr am Herzen liegt, als unaufgehalten die Tafel zu erreichen.“ — Nein, Herr Hauptmann, ich spreche wie der alte Oberst R**, der selbst nicht der Meinung ist, daß man den Officieren von der

Landwehre in allem, was das äußere Ansehen anbelangt, mit dem von der Armee gleich setzen sollte. Mögen die Herrn erst sich als brave Krieger um das Vaterland verdient machen und dann zur Belohnung erhalten, was man ihnen jetzt zur Anlockung zu früh zugesteht. „Da Sie, Herr Oberster," erwiederte der andere mit verbißner Galle, „meine Rede, die Sie wohl hätte beleidigen können, so ruhig erwiedern; so will ich aus Achtung für ihren persönlichen Character meinen Character als Hauptmann von dem böhmischen Landwehrbataillon *** vergessen und nur im allgemeinen noch sagen, daß mir der Geist und die Aufführung der meisten jungen Officiere, die ich hier kennen lerne, gar nicht so beschaffen scheint, als wenn uns dadurch eine besondere Ehre wiederführe, daß man uns ihnen gleich stellt." Dabei sah er sich rechts und links um, als suchte er sich die jungen Officiere, die da in Uniformen und Civilkleidern wirklich bei Tische saßen, heraus, und als wollte er sie reizen, mit ihm auszuführen, was er übereilt mit dem alten Graukopfe angefangen hatte. Dieser aber sagte ganz gelassen, „das ist eine Sache für sich, die hier eben nicht bequem auszuführen ist."

Mein braver Nachbar wurde erhitzt und sagte zu dem Seinen, er hätte hier in wenig Tagen auch schon Fälle erlebt, die ein Fremder nie an Officieren einer kaiserlichen Armee erleben sollte. Er sey erst willens gewesen, mich darüber allein zu sprechen, um sich meinen Beystand zu erbitten; da ihn der Zufall hier aber in die Gesellschaft angesehener Officiere geführt, so woll' er den Fall sogleich vortragen, der ihm vor einigen Tagen begegnet sey, und sich ihren Rath erbitten. Und so hub er seine Erzählung an.

„In dem schönen Thal von Mariabrunn hatte ich mich Nachmittags an einer einsamen Stelle unter einen schattigen Baum gelegt und mich eine Zeitlang mit Briefen aus meiner Brieftasche unterhalten, die mich in eine melancholische Stimmung versetzten; ich war mit dem in beiden Händen verborgnen Gesicht ins Gras gesunken, und mochte wohl einem Träumenden ähnlicher, als einem Wachenden da gelegen haben. Plötzlich werd' ich durch harte Tritte und durch lautes Gelächter in meiner Nähe aufgeschreckt, blicke auf, und sehe einen Officier in weißer Uniform mit blauen Aufschlägen von mir weg, meine Brieftasche hoch in

der Hand, einem ganzen Trupp von lustigem Gesindel zulaufen, das ihm mit lautem Gelächter Bravo zuruft. Ich springe auf, eil' ihm nach: eh ich ihn aber noch erreiche, wirft er die Brieftasche zur Erde und eilt immer schneller, seinen Spießgesellen nach, die sich nun auch auf die Beine machten. Mein erster Gedanke war, die Brieftasche durchzusehen, ob mir auch nichts entwendet worden, sonst hätte ich die ungeschickten Bursche sicher eingeholt. Einen, den mein Räuber ungerannt hatte, ohneracht̃et ich ihn durch Schimpfworte und Ausforderung zum Stehen zu zwingen strebte, und der sich nicht wieder gleich auf die Beine machen konnte, den holt' ich ein und hielt ihn fest. Mit dem wenigen, was ich von der deutschen Sprache weiß, bracht' ich durch Drohungen und Rütteln aus dem elenden Burschen heraus, daß er selbst ein Friseur sey, daß er und noch ein Ladendiener, mit dem er spazieren gegangen, in die Gesellschaft von zwei jungen Officieren gerathen und von noch einen mit dem Knebelbart, den er auch für einen Officier gehalten, daß sie sich aus einem lustigen Hause die Mädchen geholt, und sich mit denen hier hätten Spaß machen wol-

len, als sie mich da liegen gefunden, und meine Brieftasche die Neugierde des einen gereizt hätte. Er flehte um Erbarmung, ich sollte an ihm doch nicht die Schuld eines Menschen rächen, der ihm nichts anginge, und mit dem er sich gar nicht einmal gerne abgegeben hätte, weil es am Ende doch auf seinen Beutel abgesehen wäre. Ich ließ ihn also mit einem paar Ohrfeigen laufen, gab ihm dazu eine Charte mit meinem Namen, und sagte ihm, er sollte beides an den Räuber meiner Brieftasche abgeben und ihm sagen, daß ich ihn alle Morgen bis Neun Uhr in meiner Wohnung erwarten würde. Drey Tage sind vergangen und niemand ist gekommen; in meiner Brieftasche fehlen mir wirklich Briefe. Was soll ich nun dabei thun?" —

Ehe einer von uns noch etwas dazu sagen konnte, sagte der alte Oberste: „Daran erkenne ich ganz unsre jungen Subalternen-Officiere; das sind die natürlichen Folgen davon, daß man so jeden bürgerlichen Gesellen zum Officier macht, und ihn dann auch wohl mit allen andern gleichen Schritts avanciren läßt, wie er sich auch immer aufführen mag. Verlaufne Candidaten, die ihrem Junker und deren Frau Mama nicht länger be-

dienen mögen, und Handelsbursche tragen ja jetzt häufig die kaiserliche Uniform." — „Sind Sie denn von recht guten Adel, Herr Oberster?" rief eine rohe Stimme queer über den Tisch. „Nein, mein Herr Lieutenant, oder Herr Candidat, wie sie sich da in ihrem braunen Rocke am liebsten mögen nennen hören; aber ich habe meine Compagnie vor Josephs überweisen Reformation für mein gutes baares Geld gekauft, glaubte damit auch einen Ehrennamen zu kaufen, auf den ich etwas zu halten hätte."

Ein dicker Mann, der ihm gegenüber saß, schrie ihm mit lautem Gelächter entgegen: „Sie würden auch wohl jetzt noch mit beiden Händen dran fest halten, wenn der noch weisere Feldmarschall Lascy den Herrn Compagniechefs nicht die Wucherfedern ausgerupft hätte." Alles lachte laut auf, und der alte Oberste zuckte die Achseln, schwieg lange und sagte endlich: „Um nichts und wieder nichts läßt sich keiner gerne die Knochen zusammen schießen."

Nun verging mir die Geduld, und ich, der mit meinem braven Nachbarn wohl die einzigen waren, die nicht in das niedrige Gelächter mit

eingestimmt hatten, sagte mit ernstem Tone: „Ich bin ein *** scher Officier, meine Herrn, aber ich versichre ihnen auf Ehre, hier sind von allen Seiten Worte gefallen, die jeder Fähndrich von funfzehn Jahren bei uns nicht anders, als mit dem Degen beantwortet haben würde, hätte man ihn dafür äußerlich erkennen mögen oder nicht.“ Der Böhme fiel hitzig ein: „und in Frankreich würde nicht nur jeder Officier; jeder Kaufmannsbursche und Candidat würde die ihn herabsetzende Rede mit Blut gerächt haben, jeder gemeine Soldat aus jenen bürgerlichen Ständen hätte den Beschimpfer gefordert und sich mit ihm geschlagen, er hätte Lieutenant oder Oberster seyn mögen. Und einer solchen Armee glauben die Herrn mit gekauften Compagnieen und die mit losem Gesindel am hellen Tage herumschwärmenden Herrn besser widerstehen zu können, als wir, die wir uns aus reinem Eifer für das Vaterland und aus echter Ambition in den Krieg begeben, willig Haus und Hof verlassen, das uns ein ganz andres Wohlleben verschaft, als alle Compagnieen in der Armee verschaffen konnten, selbst ehe noch der vortreffliche Joseph und Lascy ihre weisen Reforma-

tionen vorgenommen hatten. Hätten die edlen Häupter nur länger gelebt, und ihre weisen Absichten ungehindert ganz durchführen können; so stånd' es besser um uns, und wir hätten jetzt nicht blutigen Schimpf mit Blut zu rächen, und das schimpflich Verlorne mit Daransetzung von Gut und Blut wieder zu erobern. Es lebe Joseph und Lascy im hohen Himmel und sehe mit Wohlgefallen auf uns herab!" So stand er auf und hielt sein Glas hoch in die Höhe, und alle mit und ohne Uniformen stimmten ein, und glaubten so ihre Ehre vollauf gerettet zu haben. Mein andrer Nachbar, ein Baron von S**, erhob sich dann, und rief: „es leben alle Braven von der Landwehre!" Und alles trank wieder mit, und der wackere Hauptmaun ließ sich von mir zu seiner völligen Beruhigung erzählen, H. v. S. sey auch freiwillig in ein Landwehr-Bataillon eingetreten, obgleich er nicht einmal ein kaiserlicher Unterthan sey, indessen habe er sehr angesehene Verwandte im Kaiserlichen.

Unser Wirth, der schon mehreren einzeln ins Ohr geraunt hatte, trat darauf auch zu uns her-

an und bat uns laut den Discours abzubrechen, von dem die Policei sicher unterrichtet werden würde, und der ihm Verdruß und Schaden bringen könnte. Alles schwieg sogleich, ohne ein Wort dagegen vorzubringen.

Uns verdroß dies und wir vier, die wir der Ehre das Wort geführt, standen vor vollendeter Mahlzeit auf und gingen nach dem Wall. Als wir uns da eben über den schlechten Ton der Gesellschaft und den noch schlechtern Geist des anwesenden Militärs unterhielten, begegnete uns der Major ***, den wir auf unsern frühern Reisen mehrmals trafen. Er erkannte mich und auch meinen Italiäner, und begrüßte uns. Da er auch den andern Beiden bekannt schien, so trug ich kein Bedenken, meinen Italiäner aufzufordern, ihm seinen Fall vorzutragen. Nachdem er ihn ruhig angehört, sagte er mit Achselzucken, das bezeichnet leider nur gar zu sehr die meisten unsrer jungen Officiere; es vergeht fast kein Tag, daß der Erzherzog Carl selbst nicht Klagen über sie hören müßte. Er hat sich zwar vorgenommen, die größte Strenge anzuwenden, dem Uebel abzuhelfen und einen bessern Geist in die Armee zu bringen, und

so gut es ihm in den letzten Feldzügen gelungen, die alten und jungen Herrn, die sonst wohl gar während der Schlacht hinter ihren Armeecorps blieben, ins Feuer hinein zu treiben; so wirds ihm am Ende auch wohl gelingen, Feuer und Ehrgefühl in sie hinein zu treiben. Ich erkannte unsern alten *** an diesem Wortspiel, unterbrach den Strom seiner eifrigen Rede und bat ihn, uns zu rathen, was wir zu thun hätten: mein Freund wollte seine Briefe nicht gerne im Stiche, und die Beschimpfung nicht gerne ungerächt lassen. Nach einigem Nachsinnen rieth er uns, noch einige Tage geduldig abzuwarten. Sehr wahrscheinlich habe die Policei, der nicht leicht etwas verborgen bliebe, schon Notiz von der Sache bekommen, und da sie denn auch wohl wissen würde, zu der Charte mit dem Namen des Herrn Marchese zu kommen, würde der gewiß auch nicht unbefragt bleiben; so bald sie sich erst näher über ihn selbst erkundigt haben würde. Dann würde der Erzherzog Carl sicher auch davon unterrichtet werden, und sobald dies geschähe, wolle er dafür sorgen, daß auch wir von allem unterrichtet wür-

den. Er frug uns noch, ob bei der Erzählung im Gasthofe auch der Umstand vorgekommen sey, daß dem Marchese einige Briefe fehlen, und als wir dies bejahten, versicherte er uns mit der größten Gewißheit, daß nun die Policei, die vielleicht in diesem Augenblick schon von jener Scene an der Table d'hote unterrichtet sey, nicht ehe ruhen würde, als bis sie die Briefe in Händen hätte; und dann auch sicher den Marchese bescheiden würde. Ich nahm noch Abrede für die nächste Morgenstunde mit dem Major ***, der Tag und Nacht im Büreau des Erzherzogs beschäftigt ist, um von ihm auch etwas Näheres über meinen Reisegefährten zu erfahren, der mich immer mehr und mehr interessirte.

Nachdem uns der Major *** verlassen, um zu seiner spätern Mittagstafel zu gehen, setzten wir unsern Gang rund um die Stadt fort; wir konnten fast immer auf den Wällen bleiben, die großentheils sehr schön mit jungen Wallnußbäumen bepflanzt und an vielen Stellen mit herrlichen Palästen bebaut sind. Wir kamen bei dem Pallais des Herzogs Albert vorbei, der bei diesem stattlichen neuen Bau auch zugleich den guten

Bürger-

Bürgersinn geübt, die ganze Gegend neu planiren, schöner einfassen und bepflanzen zu lassen: so daß vor seinem Palais bis zu der Burgbastei die breiteste und schönste Promenade für die Wiener entstanden ist. In der Nähe der Burg hat man schon ehe recht angenehme Pflanzungen und viele Zelter und Boutiquen für Limonadiers und Caffetiers angelegt. Da ruhten wir, ließen uns sehr guten Caffee geben, und holten dabei auf gut Wienerisch in sehr mannichfachen köstlichen Kuchen und Fruchteis nach, was wir bei dem verlaßnen Dessert unsers Diners versäumt hatten.

Hier führten wir vier Menschen aus so ganz verschiedenen Himmelsgegenden ein so freies, liberales Gespräch über die Sclaverei, welche eine solche vollkommne Policei über ein Volk brächte, daß gewiß neun Zehntheil der Wiener dafür als wie vor einer Gotteslästerung und Majestässchändung zurückgebebt seyn würden. Der tiefe Respect aller Wiener für alle kaiserlichen Verordnungen, die blinde Verehrung der Regierung und ihres ganzen Verfahrens, und die allgemeine Scheu vor dem allwissenden Auge und dem allesserreichenden Arm der Policei, bezeichnet hier auch am

sichersten die Sclaverei, die überall eine nothwendige Folge einer solchen Policei ist. Es erwachsen der Stadt und dem so eingefürchteten Volk gewiß sehr große Bequemlichkeiten und eine große körperliche Sicherheit aus einer Policei, die so vollkommen eingerichtet ist und verwaltet wird, als die hiesige, die vielleicht die vollkommenste in der Welt ist. Denn sie ist nicht bloß für die Spionerei vollkommen, sie sorgt auch zugleich für die höchste Bequemlichkeit und Sicherheit der Bürger. Diese verachtet und vermißt ein freies Volk aber viel eher, als daß es sich einer so genauen strengen Aufsicht und Curatel unterwürfe, wodurch alle zu christlichen Kindern und Sclaven herabgewürdigt werden. Läßt sich doch der freie Engländer lieber auf den Straßen von Bettlern plagen, ohnerachtet er große Armenanstalten reichlich erhalten hilft, und von Taschendieben auf der Landstraße Uhr und Börse abnehmen, als daß er sich einer genauen und strengen Policei unterwürfe.

Wie weit die Wiener Policei aber auch selbst auswärts ihre Spionereien treibe, davon erzählte uns der Böhme sonderbare Sachen. Er versi-

cherte uns zum Beispiel, daß ein sehr braver Cavalier aus dem Holsteinschen, ein H. v. R**, der gerne nach Wien wollte, schon lange in Prag aufgehalten würde, und zu keinem Paß gelangen könne, weil er kurz vorher, ehe er nach Prag kam, im Westphälischen, auf ganz falsche Angaben und Schlüsse, in den Verdacht gekommen, aufrührerische Schriften ausgestreut zu haben; worüber man ihn auch schon auf Westphälische Requisition in Sachsen verfolgt hatte, und wogegen er sich gerade im Kaiserlichen am sichersten zu schützen glaubte. Die gute alte Wiener Policei muß sich also auch schon mit der neuen westphälischen in Verbindung gesetzt haben, da sie nach wenigen Wochen schon auf einen Mann, der dort für verdächtig gehalten wurde, aufmerksam war, und ihm als einen gefährlichen Mann, wenn er gleich bis dahin nur einem gewissermaßen feindlichen Lande verdächtig geschienen, den Paß für Wien versagte. Herr von S** wußte zu dieser Erzählung des Böhmen schon sogar hinzu zu fügen, daß der hiesige Banquier H**, auf welchen H. v. R. seine Wechsel habe, und durch den er den nöthigen Paß zu erhalten gesucht, be-

reits einen Verweis von der Policei bekommen, daß er sich für einen Mann, der ihm nicht weiter als durch allgemeine Handlungsverbindungen bekannt sey, um den Paß verwandt habe. Welche Stöhrung, Stockung und Aengstlichkeit muß dies nicht in Geschäften und Menschen erzeugen! Wenn man dazu nimmt, daß die hiesige Regierung den ehemaligen Churfürsten von Hessen-Cassel in Prag schützt und ehemalige hessische und preußische Officiere für ihn heimlich im Kaiserlichen werben; wenn man ferner dazu erwägt, daß dieselbe Regierung unsern ehemaligen Minister Stein in Brünn schützt, der in dem Verdachte steht, daß er jene Aufwiegelungen im Hessischen habe befördern wollen, die man dem unschuldigen Herrn v. N** schuld giebt, und dann wieder sieht, wie die Policei demohngeachtet dieses Individium scheut und von der Hauptstadt abzuhalten sucht; so wird man erst recht gewahr, wie weit diese ihre Vorsicht und Aengstlichkeit treibt, und wie tief sie in das Leben des Bürgers eingreift, wie unconsequent sie aber auch ist.

Nicolai, dessen Nachrichten und Urtheilen ich immer geneigt gewesen bin, für sehr übertrie-

ben zu halten, sagt schon in seiner Reisebeschreibung: die Wiener Policei habe eine Menge geheimer Spione gehalten, die oft ins Innere der Häuser gedrungen, um zu erforschen, was darin vorgehe, und eine Anzahl schändlicher Angeber, wodurch mancher Mensch unglücklich geworden. Er setzt ganz richtig hinzu: „so handeln, heißt in die Rechte des häuslichen Lebens hart eingreifen und anstatt Sicherheit vielmehr Unsicherheit hervorbringen.“ *)

Noch nachdrücklicher spricht Risbeck **) in seinen Reisen von der hiesigen Policei: „Die hiesige Policei ist ganz dazu angelegt, alles, was Schwung der Seele und moralische Stärke des Menschen heißt, zu unterdrücken. Man sollte bedenken, daß die beste Policei eben nicht diejenige ist, die gar keine andere Absicht hat, als jedes Glied der Gesellschaft so viel als möglich sicher zu

*) Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweitz, ꝛc. von F. Nicolai. Dritter Band S. 215.

**) Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland. Erster Band S. 212 der Ausgabe von 1784.

stellen. Eine weise und wahrhaft menschliche Policei beschäftigt sich mit dem Problem, wie es möglich sey, der Gesellschaft die größte Sicherheit zu verschaffen, und dabei die Freiheit der einzelnen Glieder so wenig als möglich zu kränken. Wenn man jeder bürgerlichen Familie einen Wächter zur Seite stellt, unter dessen Aufsicht sogar die Tische und Betten des Hauses stehen, und welcher den Bewohnern desselben überall hin auf dem Fuße nachfolgt, so ist freilich für alle Unordnungen gesorgt; aber wer liebt die Ordnung unter den Ruderknechten auf einer Galeere?"

Joseph minderte diese Spionereien, die damals vorzüglich die Bücher und Huren betraf, durch die Aufhebung der Keuschheitscommission, auf welche die gute keusche Maria Theresia so viel hielt, und durch die große Beschränkung der ehemaligen weit strengeren Büchercensur. Aber seit der französischen Revolution und besonders seit den Auftritten, die der feurige Bernadotte als französischer Gesandter hier erzeugte, ist die Regierung in Sorgen und Aengsten für gewaltsame Revolutionen, und hat alles Politische zum Hauptge-

genstande der geheimen Policei gemacht. Mit den Wienern selbst könnte sie sich dieser Mühe wohl überheben, denen ist es so wohl in ihrer Haut; und so lange die Regierung für die Beförderung ihres Wohlstandes, der Industrie und des Handels so thätig — oder vielmehr so weise unthätig bleibt und jene nur nicht durch unweise Reglements und drückende Auflagen erschwert; so kann sie sehr ruhig schlafen.

Hiegegen erwiederte aber unser Böhme, daß wir nur sähen und erführen, was das eigentliche Oestreich mit seiner Hauptstadt Wien anginge; wir sollten aber nur nach Böhmen kommen, oder auch hier nur gleich nach Ungern gehen und da mit aufmerksamen Augen und Ohren den Bauern und Bürger beobachten, da würden wir weder den Wohlstand, noch die freie ungehemmte Industrie, noch die Behaglichkeit und Ruhe finden, die hier überall herrscht und den Fremden so leicht täuscht. Gegen diese und der unzähligen Reichen und Bedürftigen, die aus den andern Erblanden unaufhörlich nach Wien zurückströmten und in einem beständigen Ab- und Zufluß blieben, gegen

die sey auch nur die große Vorsicht und Spionerey der Policei gerichtet. Die Wiener und Oestreicher wären auch von Natur dumm und unaufmerksam und viel zu sehr der Sinnlichkeit ergeben, als daß sie sich hier für irgend etwas andres und höheres in der Welt interessiren und in Gefahr begeben sollten. Er behauptete — eigentlich zu meinem stillen Aerger, denn ich seh und glaub es hier so gerne anders — daß alle Reisebeschreiber, so viel deren auch noch auf die Wiener von Seiten der geistigen Natur gescholten, noch lange nicht alles gesagt hätten, und fügte, gleichsam wie zu meiner Beschämung, hinzu, daß selbst die, die klug und human genug wären, sichs hier mit den guten sinnlichen Menschen recht wohl gefallen zu lassen, wenn sie so eine Weile das reine oder vielmehr unreine Fleischesleben mit ihnen lustig gelebt hätten, zuletzt die bittersten Tadler der geistig todten Wiener würden. Indem ich eben schon in meinen eignen Busen griff, führte er darüber die beiden neuesten Reisebeschreibungen von Arndt und Cöln an, und da wir die erste nicht kannten, verhieß er sie uns zu verschaffen. Wir wollten sie uns selbst

im Buchladen suchen gehn, aber er sagte es uns im Voraus, daß wir sie da nicht finden würden, die dürften nichts öffentlich feil haben, was die Censur nicht ausdrücklich genehmigt habe, und diese Reisen würde sie sicher nicht genehmigen, so viel Gutes und Liebes auch von dem guten, lieben Wien und den guten, lieben Wienern darin stände. Für ihn und jeden, der die Wege und Mittel kenne, wäre indeß nichts leichter in Wien, als alle deutsche, französische und italiänische Bücher zu erhalten. Nur mit den englischen hielt es schwerer; er wisse aber nicht, ob dieses an der Censur läge, oder an dem geringen Verkehr mit England und der eben nicht ausgebreiteten Bekanntschaft mit der englischen Sprache.

Er hat Tags darauf Wort gehalten und mir, bei dem er das größte Interesse fand, sich wirklich von allem gründlich zu unterrichten, den ersten Band von Arndts Reisen gebracht. Das ist mein Mann, der genießt mit allen Sinnen, ohne daß ihm je Hören und Sehen vergeht; so ists recht! Der sagt nun freilich im Abschnitt, die Menschen, mit aller anscheinender Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit, nachdem er der Schönheit,

Güte, Gefälligkeit und Lustigkeit der Wiener gelobt hat, daß sie schöne Automaten wären, denen das Leben fehlt. „Man lebe einige Monate unter ihnen und sie werden einem eben so langweilig, als man ihnen wegen ihrer Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit zugethan seyn muß. Da ist auch gar keine herrschende Leidenschaft, keine vorstechende Neigung zu irgend etwas, kein lebendiges Interesse, was den Menschen sonst aller Orten zu etwas zieht, und eben dadurch ihn andern genießbar macht.

Nachdem er dies Thema, das in dem jetzigen allgemeinen Kriegseifer eine Widerlegung findet, weitläuftig durchgeführt, mir immer noch fast zum Aerger — setzt er hinzu: „Ich habe oft darüber gedacht, wie dies alles doch so seyn kann, und bin auf manche Dinge gefallen, unter andern auch auf die oben erwähnte Policei. Es ist unmöglich, daß kraftvolle und schöne Menschen in dem reichsten Lande, unter dem schönsten Himmel, in der Fülle der Vergnügungen und des Lebens solche Stöcke seyn könnten, wenn nicht eine Wiege wäre, die sie in der zartesten Kindheit närrisch wiegte und so fort; wenn nicht eine Augenverkleisterung und Stirnbebretterung vorgenommen würde, die sie

so weit nur sehen und laufen läßt, als man grade will. Hier wäre der Ort, etwas darüber zu sagen, in wie ferne eine Regierung und wie weit sie berechtigt sey, in das Gebiet des Geistes einzugreifen und diesem Feuerelement ihr erkaltendes und löschendes Wasser zuzugießen. Es ist ungezweifelt, daß sie den Wiener so im Gängelbande führt, daß er das Bewußtseyn seiner Kraft verliert und endlich nicht mehr ahndet, daß der Mensch bessere Angelegenheiten habe, als essen und trinken und sich schlafen legen. Die Gespenster, die der religiöse und politische Aberglaube allenthalben sehen, haben dieses künstliche Werk erzeugt." Nach dem er viel Gutes von der Liberalität und Humanität der Großen und der Regierung selbst gesagt, die das Wohlleben und Wohlseyn des Volks hier mehr als irgendwo anders befördert, setzt er vortrefflich hinzu: „Aber alles dieses, was ist es, wenn man dem Menschen sein Erstes vorenthält? was ist es, als eine kluge Gängeley, die keiner Regierung erlaubt ist, als Einschläferung seiner edelsten Kräfte, und Unterdrückung des heiligen Rechts, was jeder Mensch hat, sich seines eignen Daseyns lebendig und vollständig bewußt zu wer-

den, ehe er daran denkt, daß ein Staat in der Welt sey?" Der Ehrenmann öffnet mir fast gegen meinen Willen zu früh die Augen, für das Innere dieses lieben glücklichen Volks.

Unserm verruchten Cöln hat der brave Hauptmann zu viel Ehre erzeigt, ihn neben den edlen Arndt zu nennen; dem hat es bis auf die Neige gar wohl mit den epicuräischen Wienern gefallen, er bittet es ihnen am Ende sogar ab, daß er voll von Vorurtheilen gegen sie, ihre Sitten, Gebräuche, Meinungen und Verfassung zu ihnen gekommen sey, sie ein Jahrhundert zurück gewähnt habe. „Ich habe mich geirrt und bekenne es mit Freuden." Als ein wahrer Wüstling setzt er noch hinzu, nachdem er Wien fast überall auf Kosten Berlins erhoben und Preußen überhaupt auf die schändlichste Weise herabgesetzt hat: „Wohl mir und allen, die sich Preußen, die sich Oestreicher nennen!"

Lustig angeführt war ich, als ich in meinem Eifer gegen die Wiener Policei in ihm den Artikel nachschlage und kein Wort davon, aber wohl eine lange Diatribe gegen die schlechte Einrichtung und nachläßige Policei-Controlle der Berliner Huren-

häuser finde. Die Huren machen überall einen Hauptartikel seiner Schreiberei aus, und am Ende des Geschreibsels thut er sich in einer besondern Nachschrift noch etwas zu gut darauf, daß er den Muth hat, die Unglücklichen bei ihren wahren Namen zu nennen.

Mit der Hauspolicei der edlen Madam Bernard in Berlin ist unser edler Schildmahler von Wien und Berlin besser bekannt als mit der Wiener Policei; er führt die cura Mama so gar redend ein, und giebt mit den beiden abgesetzten und großgedruckten Zeilen seines auf Löschpapier gedruckten und mit Kupfern verzierten Werks: „Meine Mamsels sind rein, wer weiß, wo der Herr vorher war," eine sehr characterische Probe seines edlen Sinnes und Stils.

Ich hatte den nächsten Morgen, über die interessante Lectüre im Arndt, meinen Gang zu unserm alten Bekannten versäumt, besuchte ihn aber den folgenden Morgen und siehe da, mit den Briefen aus der Brieftasche meines Marchese in der Hand kam er mir triumphirend entgegen. Ich hielt an mich und ließ ihn erst ausreden. „Sie wären," sagte er, „sammt dem Marchese schon

in nähere Untersuchung genommen worden, wenn es nicht bekannt geworden, daß wir Beide uns kennen und als alte Bekannte hier auf dem Walle getroffen hätten. Ich hoffe, sie werden uns allen behülflich seyn, die fatale Sache ohne Eclat abzumachen. Man schont den Marchese gern, weil er aus einem alten großen genuesischen Hause ist, und weil man doch eigentlich nichts von ihm weiß, das ihn politisch verdächtig machte. Gerne möchte man ihn aber von Wien entfernen, da er eine fatale Liebesgeschichte mit der Herzogin D. in Florenz gehabt, und deshalb Italien verlassen hat. Er hat sich dort und überall als einen stolzen, hitzigen, eigensinnigen Mann gezeigt, und man möchte es darum hier nicht gerne zu einem Elat mit ihm kommen lassen. Man hat mir die ihm durch einen pöbelhaften Spaß entwandten Briefe anvertraut, um davon den zweckmäßigsten Gebrauch zu machen; Officiere waren indessen nicht dabei. Glücklicher Weise enthalten die Briefe auch nichts als verliebte Phantasieen, und so kann man sie ihm ohne weitere Untersuchung und Gefahr wieder zustellen. Sie scheinen ihn zu kennen, und können uns vielleicht darin behülflich seyn, daß wir, für die Rückgabe seiner Briefe, das Versprechen von

ihm erhalten, sich bald von hier zu entfernen. Nehmen Sie sie hin und verfahren damit nach ihrer besten Einsicht.“

Ich nahm die Briefe, mich im Herzen freuend dem Marchese damit eine Freude zu machen, steckte sie auch gleich ein und sagte mit aller möglichen Mäßigung: Ich danke Ihnen, l. M., daß Sie mich in den Stand setzen, einem braven Manne zu seinem Eigenthume zu verhelfen, das ihm so sehr am Herzen zu liegen scheint; ich werde sie ihm sogleich zustellen, aber ohne alle Bedingung versteht sich. Daß Sie mich zum Unterhändler eines geheimen Gerichts anwenden wollen, habe ich wohl dadurch verdient, daß ich wirklich herkam, um Sie über den auch mir auffallenden Mann etwas auszuforschen. Ich habe schon zu viel gehört; und werde mich jetzt nur um so näher an ihn anschließen, um ihn durch seine eignen Aeußerungen näher kennen zu lernen. Auch versprech ich Ihnen, ihm die Abreise von Wien anzurathen, so bald ich je gewahr würde, daß er irgend etwas unternähme, das kein rechtlicher edler Mann irgendwo unternimmt, die Gesetze und Policei mögen darüber wachen oder nicht. So entfernte ich mich, ohne mich in weitere Discusionen einzulassen.

Meinem Italiäner bracht ich große Freude mit den Briefen. Ich erzählte ihm den ganzen Inhalt unsrer Unterredung, bis auf den Punct, der sein zärtliches Geheimniß betraf. „O ich verstehe sehr wohl, warum die Herrn mich nicht gerne hier sehen: ich sehe sie und ihre geräuschvolle tolle Stadt noch viel weniger gerne, und werde sie, sobald ich die Schönheiten der Kunst, die sie in sich schließt, und ihre herrliche Umgebung kenne, auch gerne verlassen. Doch in der Nähe bleib ich ihnen noch eine Weile: denn ich will Ungarn kennen, wofür ich eine alte Vorliebe habe. Ich wollte, Sie machten die Reise mit mir. Sie reiten gerne, ich auch, lassen Sie uns so einen Ritt in das wohlberittne Ungarland machen.“ Indem er mir dabei zum erstenmal die Hand freundlich bot, sah ich auch das erste freundliche Lächeln auf seinen schönen Lippen, und der erheiterte Blick seines tiefen dunkeln Auges drang mir durchs Herz. Ich schlug gern ein und bin jetzt mit ihm darüber aus, noch ein paar gute Pferde zu finden. So bald wir diese haben, benutzen wir die letzten schönen Herbsttage zu der Ausflucht, von der ich mir recht viel Genuß verspreche.

Ein

Ein und zwanzigster Brief.

Presburg.

An einem frischen, fast kalten Morgen ritten wir die schöne große Kaiserstraße gerade nach Laxenburg, dem kaiserlichen Lustschlosse, welches der jetzige Kaiser vorzüglich liebt, und durch allerlei Anlagen, bei denen die zuletzt verstorbene Kaiserin besonders thätig war, nach seinem und ihren Geschmack bereichert hat, wodurch es ihm denn auch so lieb geworden, daß er fast nirgend anders den Sommer über seyn mag, da aber ein mit tausend Späßen aufgestutztes sogenanntes häusliches Familienleben am liebsten lebt.

In einer Stunde waren wir da. Auf dem Wege hielt uns nichts sehenswerthes auf, und unsre muthigen Pferde, die wir nicht besser hätten zusammen finden können, trabten eben so gerne ihren ungarischen Trab rein aus, als wir uns in der strengen Morgenluft die gute Bewegung gerne

gefallen ließen. Man kann nichts leichteres und zugleich braveres sehen, als solch ein kräftiges, wohlgenährtes ungarisches Pferd: es ist eben so schnell und bereitwillig und ausdauernd, wie der Ukrainer, und sicherer auf den Knochen, streift im Trabe nicht so leicht mit den Vorderfüßen an den Boden. Doch ist der Trab nicht ganz so bequem, weil es geneigter zum Galopp ist, und sich gerne dazu hebt und anspringt. Die Ungarn reiten auch mehr Galopp als Trab.

In Laxenburg frühstückten wir in einem sehr guten, reinlichen und zierlichen Wirthshause, mit trefflichen heißen Eierwein, fast ganz zu ätherischem Schaum geschlagen, und allerlei feinem Geflügel und Gebacknem.

Wir wandten einige Stunden auf das Schloß und den Park, erlebten aber mehr Leid als Freude daran. Das Schloß ist von Seiten der Kunst und des Geschmacks unbedeutend für ein kaiserliches Lustschloß, obgleich es Raum genug einnimmt. In dem Park ist eine liebliche, stille Natur durch Künstelei und höchst muthwilliges phantastisches Spiel verhunzt. Eine Einsiedelei mit ekelhaft natürlich in Wachs poussirtem Einsiedler,

dem man zur vollkommnen Täuschung, mir zum großen Aergerniß, noch durch Ressorts die Bewegung eines zitternden Greises gegeben; eben solche wächserne Monumente der kaiserlichen, ehelichen Zärtlichkeit und Treue; ein Fischerdörfl, wo zierliche, vornehme Nachbildung des Fischergeräths und Costümes die Armuth und Dürftigkeit guter Fischer zu höhnen scheint; chinesische Glockenthürmchen, ein holländisches Caffeehaus, ein türkisches Zelt, eine Ritterburg voll alter Waffen und Rüstungen, Charon in närrischem Costüme mit seinem Nachen, der über einen schnurgerade gezogenen Canal nach der Ritterburg überfährt; — aus einem ehemals die Anlage frei durchschlängelnden Bach hat man diesen schnurgeraden Canal sehr weislich formirt — in der Rittersburg wieder ekelhaft natürliches in Wachs nachgebildetes Elend im Burgverließ; endlich aber ein Haus der Laune, das alle jene Spielereien und vielleicht alles seiner Art an Geschmacklosigkeit und widersinnigem Spiel der Phantasie übertrifft, das sind die Herrlichkeiten, die hier das Glück einer kaiserlichen Familie machen.

Nur eine erkrankte, matte, italiänische Phantasie konnte so etwas aushecken, sagte selbst mein italiänischer Gefährte beim Anblick dieses Hauses der Laune, der sein Vaterland enthusiastisch liebt, aber der in neuerer Zeit verkümmerten Nation oft mit Wehmuth und Bitterkeit gedenkt. In diesem tollen Hause ist alles absichtlich verkehrt und widerlich grotesk und phantastisch. Der Boden ist zum Keller, die zierlichen bunten Gemächer zur Wohnung ekelhafter Thiere geworden. Von außen und innen wimmelt alles von verzerrten, grinsenden Menschen- und Thiergesichtern und Gestalten. Ich mochte mich nicht dabei verweilen, so weh ward mirs zu Muthe, und mag es noch weniger bei der Rückerinnerung.

Unbegreiflich ist es mir immer, wie auch selbst solche Menschen, die an der Ueberraschung des außerordentlichen, unerwarteten Anblicks solcher Bizarrerieen Geschmack finden können, sie doch in ihren eignen Anlagen für die Dauer veranstalten mögen. Die Ueberraschung, die dem Gesunden allein noch eine Art von augenblicklicher Lust gewähren kann, fällt ja bei jeder Wiederholung des Anblicks immer mehr und mehr weg, und was

so auch einen Augenblick belustigen konnte, muß ja jedem in der Folge langweilig und ekelhaft werden. Nur Kinder mögen andre Kinder immer wieder mit denselben alten Späßen anführen. Aber leider zeugen die meisten Anlagen davon, wie die Menschen überall nur aus großen und kleinen Kindern bestehen, die meist alles nur auf Eingebung ihrer kindischen Launen thun, vieles auch nur zum Schein, für andre und ihr eben so kindisches Urtheil, selten etwas mit reinem Bewußtseyn für eignen, wahren, bleibenden Genuß. Die Armen! durch jeden Ueberfluß immer mehr Verarmenden!

Wir ritten den Vormittag noch, unter reinem hellen Himmel auf der schönen Chaussee, die durch anmuthige, fruchtbare Felder hinläuft, der ungarischen Gränze zu, und so bald wir diese, ohne allen weitern Aufenthalt, mit der Sicherheit des privilegirten Adels, betreten hatten, auf schön bepflanzter Chaussee, durch Weinberge von sorgsamen Anbau, auf Eisenstadt, der Residenz des Fürsten Esterhazy. Die kleine schmutzige Stadt, mit ungleichen Straßen und schlechten Häusern mit Schindeldächern, gab eben kein heitres

Vorbild von der Herrlichkeit, die wir da erwarteten.

Ich kann nicht ausdrücken, welchen widrigen Eindruck neben diesem armseligen Städtchen und den zum Theil kümmerlich und kränklich aussehenden Bewohnern, das ungeheuer große Schloß des Fürsten, mit seinen weiter künstlichen Gartenanlagen, mitten einer Einöde, auf mich machte. Alles ist da schwerfällig groß, prächtig, üppig, bis auf die herrlichen Grenadiere, die da die Schloßwache machen. Der Fürst soll deren funfzig und drüber halten.

In dem sehr großen Garten, der mit allerley Gebäuden und künstlichen Anlagen überladen ist, begegneten wir auch dem Fürsten. Ein ziemlich langer, wohlgebauter Mann mit sonderbar kleinem Kopfe und unbedeutendem kalten Gesichte, und doch von auffallend falscher, widerlicher Physiognomie. Er redete uns sehr artig an, schien mehrmalen eine Einladung, ihn ins Schloß zu begleiten, auf den Lippen zu haben; statt ihrer kam aber immer noch eine neue Frage über unsre Reise, Absicht, die näher zur Ergründung unsers Characters und Standes zu rücken schien. Wir hatten aber

vorher schon Abrede genommen, uns nicht fest zu reden, und so behaupteten wir, unter allgemeinen Ausdrücken, unser Incognito, machten uns frei, und besahen die großen Gewächshäuser und eingeschlossenen Pflanzungen voll der herrlichsten Früchte, besonders Trauben von der höchsten Vollkommenheit, wie ich sie noch nie gesehen. Selbst mein glücklicher Südländer gestand, sie in Italien selbst nie schöner gesehn und gegessen zu haben. Es ward uns nicht schwer, einen Korb der schönsten Trauben zu erhalten, die wir in einer anmuthigen Laube mit wahrer Wollust verzehrten. Der süßeste, aromatische Honig füllte den ganzen Mund. Wenn ich eins der Großen und Reichen beneide, so ist es die Fähigkeit, sich, auch unter jedem Clima, den Genuß der schönsten Früchte im Ueberfluß verschaffen zu können. Und wie selten genießen sie ihren Ueberfluß! Das könnte einen Kälteren dann wieder für die Entbehrung trösten.

Dann gings nach den großen prächtigen Pferdeställen, wo wir viele recht schöne Pferde fanden; Wagenpferde und Reitpferde von seltner Schönheit. Unter jenen stachen Züge von neapolitanischen und spanischen Pferden, unter diesen Bar-

baresken ganz vorzüglich hervor. Nun that es mir fast leid, die Bekanntschaft des Fürsten nicht näher gemacht zu haben. In diesen Ställen, auf diesen Pferden, hätte ich mich wohl eine Weile herumtummeln, so recht an der Lust schwelgen mögen. Unsre Wirthsleute flößten uns nachher noch ein edleres Bedanern ein; sie sprachen uns mit großer Liebe und Verehrung von der milden, freundlichen Fürstin und ihrer schönen Tochter. Des Fürsten ward immer nur kurz und trocken erwähnt. Er hat überall, auch in Wien, nicht den besten Ruf. Seine tolle Ausschweifung mit Weibern und gränzenlose Verschwendung in allem, was da hinein schlägt und zur äußern Pracht gehört, ist stadt- und landkundig. Nicht nur seine Schlösser, auch die kaiserlichen Hof- und Stadttheater in Wien selbst, über die er die oberste Direction haben soll, macht er zu kleine und große Serails, überhäuft sie mit hübschen glatten Gesichtern uud runden Leibern, drängt dadurch das wahre Verdienst und Talent zurück, und erstickt nicht selten das Aufblühende im Keime.

Ohnerachtet er einer der allerreichsten Fürsten des Landes und der östreichischen Monarchie ist,

denn man schätzt ihn nah einer Million Gulden an Einkünfte — diese sind in der letzten Zeit durch die hohen Woll- und Kornpreise, die ein solcher Magnat, troß allen Ausfuhrverboten, wohl zu benutzen weiß, unglaublich gestiegen; — so versichert man dennoch, daß er bis über die Ohren in Schulden stecke, und mehrmalen schon gezwungen wär, seine Familienjuwelen und seine reichbesetzten Orden zu veräußern, oder doch zu verpfänden; ja wohl auch manche andre Finanzoperation zu machen, die weder einem Fürsten noch rechtlichen Manne wohl geziemt. Man traut ihm deshalb selbst in der jetzigen kritischen politischen Lage nicht so recht, und fürchtet, daß der Feind an ihm und einigen andern eben nicht kaiserlich gesinnten Ungarn leicht ein Werkzeug finden könnte für seine Absichten mit Ungarn. —

Das kann ich mir nun kaum als möglich denken bei einem solchen Manne und Fürsten, der in der vollkommensten Unabhängigkeit, im Schutze der guten alten bekannten Macht, ein Leben führen könnte, wie fast kein großer Regent, der seine Pflicht erfüllen will, zu leben vermag. Doch daß dieser Fürst dafür eben keinen gesunden, reinen

Sinn hat, sieht man ihm freilich wohl schon hinlänglich an, wenn man es auch nicht von allen Seiten her bezeugen hörte. Und wie viele Fürsten von allen regierenden und abhängigen kleinen deutschen Fürsten haben wohl diesen guten, gesunden Sinn von jeher gezeigt? Mein braver Italiäner meint, es sey in Italien ganz eben so, wo sie das französische: tout comme chez nous, noch besser mit comme la nostra familia ausdrücken. Ja wohl ist sich der Mensch auf der Höhe wie in der Niedrung so ziemlich überall gleich.

Der Vater des Fürsten soll den Aufwand und die Verschwendung für äußre Pracht noch viel weiter getrieben haben, hatte auch Opern- und Marionettentheater und eine sehr ansehnliche Capelle, die der berühmte Haydn dirigirte. Von alle dem soll wohl noch etwas da beisammen seyn, aber doch sehr einzeln und zerstückelt: wie denn auch das, was wir den Abend an einem halbgesungenen und halbgesprochenen Possenspiel eine halbe Stunde mit anhörten, bis auf einige hübsche Stimmen, sehr unbedeutend war.

In unserm Wirthshause wurden wir auch eben nicht sonderlich bedient; doch verschaffte man

uns, da wir den Wein des Hauses nicht trinken mochten, für gutes Geld, sehr guten herben Ungerwein, der viel Aehnlichkeit mit Drymadera hatte, wahrscheinlich aus dem fürstlichen Keller, um die Ehre des Hauses und der Residenz zu retten: denn es dauerte ziemlich lange, ehe wir ihn erhielten.

Dem andern Morgen nahmen wir unsern Weg längst dem Meilenlangen Neusiedler See hin, der bald hinter dem Schlosse und den fürstlichen Anlagen sich zeigt, wo er seine nächste Umgebung schon in Sumpf und Morast verwandelt hat und alljährlich in Verschlingung guten urbaren Landes immer mehr um sich greift. Unbegreiflich ist es, wie ein Fürst solche ungeheure Summen für Anlagen in einer solchen öden grundschlechten Gegend verschwenden kann. Doch die meisten Großen wissen ja eigentlich gar nicht was sie wollen, sie mögen bauen und aufrichten, oder zerstören. Wissen wir es doch kaum, denen ehe Zeit und hinlängliches Ungemach gegönnt wird, um zur Besinnung zu kommen und wenigstens noch zu rechter Zeit durch Schaden klug zu werden.

Wir waren froh, die fatale sumpfige Niedrung, die rundum Fieber und Revmatismus verbreitet, hinter uns zu haben, und schlugen die große Oedenburger Straße auf Presburg ein. Gerne hätte ich hier zum Gedächtniß an ein steinern Heiligenbild geschrieben:

Wollt ihr den reichsten Armen sehn,
Müßt ihr zu Esterhazy gehn.
Wollt ihr an Thorheit euch belehren,
Durch Laxenburg nach Hause kehren.

Presburg liegt mitten in einer höchst fruchtbaren Gegend, äußerst anmuthig und mahlerisch an dem herrlichen Donaustrom. Sobald man diesen erst wieder im Auge hat, wirds dem Herzen immer wohler. Der untre Theil der Stadt längs der Donau hin ist auch theilweise recht gut gebaut, hat in geraden Straßen und anmuthigen Spaziergängen viel Leben und Bewegung, die den ganzen Tag, bis spät in die Nacht froh fortwühlt. Der höhere Theil ist weniger gut gebaut. Durch enge krumme Straßen mit schlechten Häusern, drängt man sich auf ganz elendem Steinpflaster, zuletzt durch eine Reihe von öffentlichen liederlichen

Häusern zur Residenz des Fürsten Primas von Ungarn hinan, hat dann aber oben vom Schloß herab eine weite schöne Aussicht, den herrlichen Donaustrom entlang, der immer reicher und reicher an großen bebauten und schön bewachsenen Inseln wird; bis nach Wien hin, wo man den edlen Stephansthurm mit seiner leuchtenden Kupferbedeckung am Horizonte glänzen sieht. Die schöne Kette von Bergen bis nach Mähren hin, begränzt die eine Seite höchst mahlerisch, da zur andern das Auge tief in die fruchtbarste Landschaft hineinschweift. Die fliegende Brücke voll lustiger Leute da unten, in steter Bewegung hinüber, herüber, giebt auch einen erfreulichen unterhaltenden Anblick.

Für uns ist diese Brücke, die nach anmuthigen Inseln und ganz köstlichen Holzungen und Wiesen führt, ein wahrer Tummelplatz, auf dem wir uns mehrmalen des Tags befinden. Einige Stunden schwimmen wir denn auch wohl in einem kleinen Fahrzeuge höchst lieblich auf der Donau herum, um triftenreiche, mit dem schönsten Vieh und mit fröhlichem Volk reichbelebten Inseln. Das Sommerleben muß hier durch das

schöne bewegliche Element und die üppige lachende Natur höchst angenehm seyn: aber auch der Herbst, wie wir das seltne Glück haben ihn hier noch zu finden, ist köstlich. In einem Lande, das reich an gutem Wein und tüchtiger kräftiger Nahrung ist, kann man auch leicht jeder Witterung trotzen, und man fühlt sein eignes inneres Leben, die Kraft im Herzen nie froher, als bestürmt von außen, in sich selbst zusammengedrängt. Wenn man dann nun kein einziges üppiges Wesen zur Seite hat, das den eignen hellern kräftigern Ton verstimmt; und das ist mein braver Italiäner gewiß nicht. Es kam noch zu keiner Disharmonie zwischen uns, so verschieden wir auch in vielem seyn mögen.

Was wir vom Sommer hier noch finden, ist eben nicht das erfreulichste: das Sommertheater. Doch hat mir der Kasperl hier mehr Vergnügen gemacht, als jener auf dem Wiener Theater der Leopoldstadt. Vielleicht auch deshalb, weil nur die Sprache des Presburgers etwas verständlicher ist. Wien hat seinen Hauptkasperl auch kürzlich verloren. Er war klug genug einzusehen, daß Kotzebue in den komischen Characteren sei-

ner Lustspiele besser für den Kasperl sorgt, als seine Wiener Collegen für den ihrigen zu sorgen pflegen, und so spielt er nun die Kotzebueschen Carricaturen auf den kaiserlichen Hoftheatern ganz à la Casperl und macht ordentlich etwas draus; die Späße bekommen in seinem Munde ein Leben, das sie nicht immer mit auf die Welt gebracht haben.

Die Ungarn sprechen überall ein etwas besseres Deutsch, als die Oestreicher, obgleich sie auch wieder etwas pohlnisches in ihrem Accente haben. Wir hören hier auch noch weit mehr deutsch als ungarisch sprechen. In dem Wesen und Character der Menschen zeigt sich aber auch hier schon ein sehr merklicher Unterschied von den Oestreichern; es ist etwas leicht aufzufassendes, das immer wieder vorkömmt. Die Ungarn sind ernster, trockner an Aussehen und Betragen, und selbst in ihrer Lustigkeit haben sie etwas derbes. Unter den Weibern sieht man mehr edle große Gestalten und etwas Heroisches, was die weichern, lieblichern Oestreicherinnen nicht haben. Auch sieht man bei jenen mehr äußere Religiosität und nicht selten etwas schwärmerisches. Bilde ichs mir ein,

oder ist es wahr, ich glaube hier schon in den Physiognomieen und in der Haltung den edlen Trotz zu sehen, den die Unterdrückung von oben so leicht erzeugt.

Daß hier nie eine Keuschheitscommission für die Mäßigkeit und Gesundheit der guten Ungarn besorgt gewesen ist, sieht man auf allen Straßen. Die öffentliche Liederlichkeit wird hier viel freier und frecher getrieben als in Wien, und ist ganz dazu gemacht von aller groben Fleischeslust zurück zu schrecken. Das übertrift fast alles, was wir von Italien und Berlin her kannten, wodurch auch Pfaffen und Soldaten, die beiden großen Pfleger der Wollust, das Ihrige dazu thun, sie zu vervollkommnen. Hier thun es freilich beide Hand in Hand mit vereinten Kräften, und das mitten in einem höchst fruchtbaren üppigen Lande, wo die nahrhaftesten und kräftigsten Nahrungsmittel in so hohem Ueberflusse vorhanden sind.

Unglaublich ist hier für unser Einem der geringe Preis der täglichen Lebensmittel; man glaubt immer falsch gehört zu haben, wenn man etwas einkauft und sich nach den Preisen erkundigt. Dieses höchst gesegnete Land, das seinen Ueber-

fluß

fluß gar nicht verzehren kann, hat aber dafür auch keinen andern freien Abfluß als nach Wien hin, das schon leichter Stromab aus Ober- und Niederöstreich und seiner ganzen Umgebung so reichlich versorgt wird mit allem, was der größte Appetit und Gaumenkitzel nur irgend wünschen und erlangen kann. Die herrlichen ungarischen Landesprodukte haben dort also auch nur einen geringen Werth. Jede Ausfuhr nach der Fremde — zum Beispiel nach dem preußischen Schlesien hin, wo man wenigstens ungarische Weine und Wolle sehr gerne hat, wird auf das höchste von der Regierung erschwert, um diese kräftige Nation, in der noch alter Unwille lebt, der nur zu oft durch neuen aufgefrischt wird, nicht mehr zu Kräften kommen zu lassen. Darüber hören wir hier schon bittre Klagen, wo Wien doch noch mit seinem stets offnen Schlunde in der Nähe ist; wie wird und muß das nicht erst weiter hin werden!

Zwei und zwanzigster Brief.

Raab.

Ueber den Ritt von Presburg hieher ist nicht viel erfreuliches zu sageu. Anfangs, in der Nähe der Donau, hat das Auge noch seine Weide an der Fruchtbarkeit des Bodens und dem guten Anbau. Gegen Wisselburg und bis auf Hochstraß zu, hat man viel einförmiges, ödes Land zu passiren, und die Dörfer lassen sich selbst für rasche Reuter lange erwarten. Der schöne Leythafluß, den man auch wohl für einen Arm der Donau nimmt, erquickt da allein das Auge; doch giebt es über ihn hinweg auch keine erfreuliche, unterhaltende Aussicht: denn auch jenseits, zwischen ihm und dem Donaustrom erscheint eine weite unangebaute Fläche.

Hochstraß ist ein schönes Dorf mit einem recht stattlichen breiten Wirthshausgebäude nach eigner Landesart. Um einen geräumigen, vier-

eckigen Hof, in dessen Mitte ein weiter, oben nur gedeckter Schuppen zum Unterfahren und Abfüttern steht, laufen die zahlreichen Zimmer und Ställe, die eine große Anzahl Gäste an Menschen und Pferden einnehmen können. Die Bewirthung war gut und ordentlich; der beste Wein vortrefflich, und alles von einer Wohlfeilheit, daß unser Befremden immer noch zunehmen mußte. Ein Nordländer, den nicht liebe Familien- oder Herzensbande an den armen hartherzigen Boden seines Vaterlandes fesseln — die freilich auch den öden Felsen zum Paradiese umwandeln können — der kann für sein körperliches Wohl nie etwas besseres thun, als in dieses gelobte Land zu ziehen, wo er für ein Drittheil des Geldes, womit er dort Schwarzbrod, dürres Fleisch, grobe Feldfrüchte und Bier bezahlt, hier das schönste Waizenbrod, das vollkommenste Fleisch, zahmes und wildes, die herrlichsten Gartenfrüchte und köstlichen Weine Jahr aus Jahr ein genießen kann; und zwar mitten in der schönsten üppigsten Natur.

Von Hochstraß bis Raab werden Natur und Anbau wieder frischer und reicher, und es giebt, so wie man sich der schönen Donau nähert,

herrliche Blicke, über schöne Wiesen, auf liebliche Inseln und ferne Berge.

Raab ist eine unansehnliche Stadt in einer tiefen morastigen Gegend, durch welche die schöne Chausse sehr erhöht hinwegläuft. Besonders beleidigen in der Stadt die häufigen Schindeldächer das Auge. Doch hat die Stadt einen schönen Platz, zum Theil stattlich bebaut mit Ziegel gedeckten Häusern. Von einem Thorthurme, den Montecuculi gegen die Türken erbaute, hat man auch eine weite und reiche Aussicht tief ins Land hinein. Von dieser Höhe erscheinen auch die Dörfer, die in der Nähe oft so armselig aussehen, ganz lustig, durch hellen Anstrich und reiche Baumpflanzung von Acazien und Maulbeerbäumen. Die Vestungswerke sind in der letzten Zeit sehr vernachlässigt. Jetzt gedenkt man ihrer wohl.

Wir kamen hier aber in ein tiefes Gespräch über die alte Zeit und die östreichische Armee, und wurden besonders von dem Gedanken ergriffen, daß diese, wie die östreichische Monarchie überhaupt, ihr Heil fast immer fremden großen Männern verdankte. Eugen, Montecuculi, Leopold von Lothringen, Ludwig von Baden,

Marlborough; Piccolomini, Sobiecky, Serbeloni, Laudon, Daun, Lascy, Wurmser, Clairfaite, Alvinzi, Chateler, Melas und viele andre brave Feldherrn, die in demselben Jahrhunderte noch die Stärke und Ehre der östreichischen Armee ausmachten und die Hauptstützen der Monarchie waren. Im Civilfach soll es eben so seyn, und mehr als zwei Drittheile der Männer, mit denen besonders Joseph seine großen inneren Reformationen ausführte, waren Ausländer, und zwar großentheils aus dem protestantischen Deutschland.

Seit dem langen Zeitraume, in welchem alle jene Männer das Heil des Staats besorgten, hat Oestreich keinen kriegerischen heldenmüthigen Regenten gehabt. Joseph selbst war es nicht, so viel Muth und edle Gesinnung er auch als Regent und Reformator bewies. Nun entstehen dafür mit einemmale aus dem Saamen zweier ganz unkriegerischen Brüder, Leopold und Ferdinand, eine ganze Menge Erzherzöge, die alle als Helden glänzen wollen: denn man behauptet, daß in dem nächsten Kriege, zu dem auch hier alles immer mehr und mehr im Stillen vorbereitet

und eingeleitet wird, alle Brüder des Kaisers — bis auf den geistlichen Herrn versteht sich, — und auch die Brüder der Kaiserin, große Armeecorps kommandiren werden. Diese Masse junges Familien-Heldenblut gegen den einen concentrirten Helden könnte mich schon für den Ausgang eines solchen Krieges zittern lassen. Doch hoff ich noch immer, der Staat und Ruhm wird bei dem Erzherzoge Carl Bruderliebe und Familienconvenienz unterkriegen. Es müßte denn wahr seyn, daß jene junge Heroenmasse, beseelt und getrieben von einer alten Heroinenmasse den Krieg eigentlich erzeugt und ihren edlen aber schwachen Bruder und Onkel mit List und Gewalt in das von gierigen Jägern gestellte Netz nur hineinzögen. Dann ist der arme Held aber in einer noch schlimmern unfreieren Lage, als wenn er von einem hohen Kriegsrath und seinen furchtsamen Kaiser auf die alte Weise abhängig bliebe.

Drei und zwanzigster Brief.

Ofen.

Unser Ritt hieher ist fast noch weniger unterhaltend und angenehm gewesen, als der erste. Sandstrecken und Sandhügel, häufig ödes unbebautes Haideland und seit Jahren brachliegende Aecker haben sehr oft unser Auge beleidigt. Erst in der Nähe von Nesmül fanden wir in dem anmuthigen Thale, von lustigen Rebenhügeln umgeben, belebt durch die letzten Nacharbeiten der Weinlese, eine recht angenehm freundliche Gegend. Nesmül selbst ist ein ganz heitres Dorf, wo wir recht gutes Quartier fanden, das wir früh oder spät zu beziehn pflegen, wie uns die Orte reizen und die Laune treibt: denn unsern trefflichen Gäulen können wir alles bieten. Wir wurden da auch mit dem beliebten Landeserzeugniß, dem edlen Nesmüler Wein, besser bedient, als man sonst dergleichen Producte, die gesuchte Handels-

artikel sind, an dem Orte der Erzeugung selbst zu erhalten pflegt. Es ist nicht der stärkste, aber einer der lieblichsten Ungerweine, wenn man ihn in seiner Vollkommenheit erhält.

So wird uns hier auch der rothe Ofner Wein als Tischwein sehr angenehm. Er ist zwar, auch in seiner höchsten Güte, etwas schärfer als jeder gute französische rothe Wein, der immer der erste und wohlthätigste Tischwein in der Welt bleibt, aber er hat sehr viel innere Kraft, und selbst die Schärfe mag ihn, besonders im Sommer, in diesem heißen Lande erfrischend und wohlthuend machen.

Auch hinter Nesmül hatten wir bei Schitta eine recht angenehm romantische Gegend, die wir nachher aber mit ziemlich ödem, flachem Lande, das nur kümmerliche Dörfer ernährt, abzubüßen hatten; bis uns die herrliche Donau wieder ihre schönen bergigten Ufer sehen ließ, und mit üppigen Wiesen voller Heerden prangte. Sehr vieles, von Natur gewiß fruchtbares Land, sahen wir aber überall unangebaut, und nur ein schönes Eichenholz, in der Nähe von Werischwaar, einem sehr langen Dorfe, erquickte unser Auge mit seinen breiten Schatten und dem mahlerischen Anblick

des herbstlichen Laubes. Zwischen kahlen Bergen hindurch gelangten wir dann endlich in die von anmuthigen Weinbergen umgebene Nähe von Ofen.

Will man den Contrast zwischen einem von der Natur gesegneten, reichlich ausgestatteten, von der Regierung und den Bewohnern aber vernachläßigten Landes; und eines andern von der Natur stiefmütterlich behandelten, von der Regierung und den Einwohnern aber wohlbesorgten und fleißig bearbeiteten Landes so recht im grellsten Lichte haben; so darf man nur dieses Land mit dem Deßauischen vergleichen. Da grünt und blüht der schlechteste Boden, hier liegt oft der beste öde und wüst.

Man sagt uns hier, wir hätten eine weit angenehmere Reise gehabt, wenn wir sie zu Wasser hergemacht hätten, da wären wir unablässig zwischen den mannichfaltigsten schönsten Ufern der Donau durchgefahren. Mir ists so lieber, das Land und Volk besser kennen gelernt zu haben. Die Hauptpuncte der schönen Aussichten und Blicke haben wir doch bei Raab und Comorn, das auch allein nur durch seine Lage vest ist, gehabt, und in dem Blick aus der Ferne auf Gran und Vicegran. Wäre an allen diesen vesten

Plätzen etwas zu beobachten und zu studieren gewesen, so würde ich den längeren Aufenthalt nicht gescheut haben mit Land- und Wasserreise zu wechseln; so aber sind sie alle durchaus nur durch ihre Lage merkwürdig, zu deren Aufnahme und Darstellung ich mir auch manche Stunde Zeit gelassen habe; doch weniger als geschehen seyn würde, wenn ich allein gewesen wäre. Das Vergnügen der Reise wird durch einen angenehmen Gefährten immer sicher erhöht; Mittheilung und Wechsel der Ideen ist nie lebendiger auf der Reise als durch ein schönes Land, das so reiche Bilder und zugleich so mannichfaltige Reflectionen darbietet. Will man aber eine bestimmte Absicht erreichen; so gewinnt man sicher beim Alleinseyn. Man beobachtet ruhiger und stäter, verfolgt die Ideen, durch die äußeren Eindrücke erzeugt, besser, und hat am Ende das Resultat seiner Erfahrungen und Beobachtungen reiner und vollständiger vor dem Gemüthe. Man zeichnet auch leichter und fleißiger auf, und kann so dem Gedächtniß und der Phantasie hinterdrein besser nachhelfen.

Vier und zwanzigster Brief.

Pest.

Wir haben uns aus der schmutzigen, hüßlichsten Raitzen- und Judenstadt hier herüber gemacht und unsern Wohnsitz in einem der schönsten angenehmsten Caffeehäuser der Welt, nahe der Donau aufgeschlagen. Diese trennt Pest von Ofen, welche eine lange Schiffbrücke wieder mit einander verbindet. Ueber diese Schiffbrücke hin mit ihrem unablässigen Gewühle und Getreibe auf und ab, und den herrlichen Donaustrom entlang, hat man den freien Blick aus unserm eleganten Caffeehause, in welchem Bewirthung und Bedienung gleich lobenswerth sind. Wenn man von allen den Genüssen, in denen man hier überschwenglich schwelgt, nur den einen der köstlichsten Früchte von der feinsten und schönsten Art in andern nördlichen Ländern hätte, würde man sich schon glücklich preisen. Hier wird er kaum beachtet, wie es denn leider

mit allen täglichen Genüssen und leichtempfangenen Wohlthaten des Himmels und der Erde zu geschehen pflegt. Ich glaube sicher, kein Einheimischer genießt diese Wohlthat so wie wir Fremde. Morgens und Abends haben wir unsre Augen- Mund und Magenweide auf den schönen freien Plätzen an der Donau, an den hochangefüllten Fruchtkähnen, die alltäglich die köstlichsten Melonen, Trauben, Pflaumen, Aepfel und Birnen in Massen herbeischaffen, wie bei Euch kaum die Küchenzwiebeln und Kartoffeln erscheinen; und aus den bunten überschwellenden Körben, die nie leer zu werden scheinen, wie viel auch daraus geschmaust wird. Und hat man nun so stundenlang sein Mögliches, fast das Unmögliche gethan, sich aus dem Schönen das Schönste, aus dem Herrlichen das Herrlichste herausgesucht; so hat man zu seinem Aerger den armen Leuten einige Kreutzer dafür zu bezahlen, worüber der Einheimische doch wohl noch eben so gut feilscht, als wie um Groschen und Gulden, nach der schlimmen, gemeinen menschlichen Natur, die lieber empfängt als giebt, überall gern critisirt und recht hat.

Auch in der reichlichsten Bewirthung in Speise- und Weinhäusern, die hier jene zu Presburg weit übertreffen, herrscht eine Niedrigkeit der Preise, die unglaublich ist. Für einen, höchstens ein paar Thaler Euren Geldes (sechs bis acht Gulden Papiergeld) schwelgt man hier den ganzen Tag in allem, was Mund und Magen vom besten nur immer bestreiten kann, und wollte man auch, wie hier wirklich viele thun, drei bis vier Mahlzeiten im Tage halten und sich jedesmal dabei volltrinken.

Nur mit dem alleredelsten Weine ist darin eine Ausnahme. Auch hier haben wir den Tokaier mit Einem Dukaten und auch drüber die kleine Bouteille bezahlt; hatten dafür aber auch einen wahren Nektartrank, der beim kaum gelösten Pfropf das ganze Zimmer parfümirte, und den wir bei uns durchaus gar nicht kennen. Nur in Pohlen findet man ihn noch so ganz echt und von der höchsten Güte, da bezahlt man ihn aber auch wohl mit drei bis vier Dukaten die Bouteille. Uebrigens ist es ein nordisches Vorurtheil, daß es nur Einen Tokaierwein gäbe, den auch nur der Kaiser allein zu verschenken habe. Es giebt

fünf bis sechs verschiedene Sorten Tokaier, von eben so verschiedenem Preise.

Die geringeren Weine trinkt man hier, besonders im Sommer, auf eine ganz eigne Art aus den Melonen, die auf freiem Felde häufiger, als bei Euch die Kürbisse in den Gärten gezogen werden, im südlichern Ungarn auch wild wachsen. Es kühlt den Wein und giebt ihm mit Zucker vermischt eine angenehm brausende, für manchen auch wohl berauschende Kraft. Am liebsten nimmt man die grünen Wassermelonen oder Angurien dazu.

Auch hier genießen wir die Annehmlichkeit der Wasserfahrt noch häufig und besuchen die sehr anmuthigen Inseln, auf welchen man auch überall wieder gute Bedienung und Bewirthung antrifft. Doch gebrauchen wir hier auch unsere Pferde nicht selten, um die Gegend rundum kennen zu lernen. Gestern stießen wir so zufällig auf eine Jagdparthie des Palatinus, Bruder des Kaisers, und lernten in ihm einen jungen muntern Herrn von frischem Ansehen und vieler Lebhaftigkeit kennen. Er zeigte sich als ein tüchtiger Reiter und eifriger Jäger und war mit sei-

nem ganzen Gefolge sehr wohl beritten. Den östreichischen Prinzen sieht man ihm, wie allen seinen Brüdern, an dem breiten Untergesicht gleich an, und erkennt ihn auch, wie die ganze kaiserliche Familie, leicht am Ton der Sprache. Man ließ uns, so viel wir mochten, an der Jagd mit derselben Liberalität Theil nehmen, die man im nördlichen Deutschland nur am Dessauischen Hofe zu finden gewohnt ist. Es wurde gar artig dabei geritten und für unsre Pferde war es eben recht erwünscht, daß sie mehrere Tage vorher geruht hatten.

Man muß sich oft über sich selbst wundern, wie man an der Hetzjagd solche Lust und Freude finden kann, der Angst und Noth des gehetzten Thieres ganz uneingedenk, ohne eben von Natur hart und grausam zu seyn. Aber die Lust am schnellen, muthigen Ritt, an der Erreichung des Ziels, das jeden Augenblick zu entschlüpfen droht; die angenehme Erhitzung des Bluts, durch die der Genuß der freien Luft, ja selbst der Anblick der Natur einen neuen Reitz erhält, und das ganze physische Leben im Menschen gesteigert wird, überwältigt gar leicht jedes sanftere Gefühl, wie

sehr man auch im ruhigen Zustande sein Glück und seinen bessern Werth darin fühlen mag. Dabei lieben die Jäger die Flasche und nirgend schmeckt es besser als auf der tollsten Jagd, wiewohl es auch nach einer solchen Jagd noch sehr gut schmeckt.

Ich genieße hier auch wieder der zu lang entbehrten Wohlthat des warmen Bades. Man hatte mir zwar in Wien ein paar warme Bäder genannt, sie mir aber eben nicht besonders empfohlen. Die hiesigen sind nun zwar auch mit den französischen und selbst mit dem Berliner nicht zu vergleichen; wiewohl man gerne und viel hier warm badet, ja selbst heiß, in öffentlichen wie in Privatbädern. Das mag hier wohl nicht bloß der strengen kalten Luft und schnellen Luftwechsels wegen wohlthätig, wohl auch mehr als an andern Orten nothwendig seyn, um die Haut rein und von bösen Ausschlägen frei zu halten, oder diese auch nach Bedürfniß der Natur wieder leichter herauszutreiben. Man versichert nehmlich, daß das venerische Uebel hier sehr um sich gegriffen und fast alle Stände durchdrungen hätte. Man hört auch oft davon, ohne alle Scheu, als von einer gewöhnlichen

Krank-

Krankheit sprechen. Auch hat man mir versichert, daß die großen und wohleingerichteten Hospitäler dieser beiden Städte vorzüglich von venerischen Kranken stets angefüllt wären. Dem Aeußern der Einwohner sieht man es eben nicht häufig an; wenigstens kann das Uebel hier nicht sehr bösartig seyn.

Aber auch ohne gerade an solchem Uebel zu leiden, sollte man doch die warmen Bäder nie so vernachlässigen, als es in Deutschland und auch bey uns so gewöhnlich geschieht! Ich meine, man fühlt die Wohlthat eines beruhigenden lauen Bades unmittelbar am Körper und Gemüthe, da hingegen das kalte Bad angreift, erhitzt und ermüdet. Die Annehmlichkeit des Bades im Strome an heißen Sommertagen, macht hiegegen keinen Einwurf: denn gegen Abend, wo man doch gewöhnlich gern in Flüssen badet, ist das Wasser wirklich bis zur Lauigkeit von der Sonne erwärmt. Ganz kalte erschütternde Bäder sollte man für die Verrückten und Nachtwandler aufsparen. In der Donau hat man hier auch mehrere ganz bequeme Bäder angelegt, um im Flußwasser zu baden, und man scheint überall nichts zu versäumen, was das Leben angenehm

machen kann. Hat sie der Himmel doch auch nicht umsonst in ein irdisches Paradies gesetzt.

Das Schloß von Ofen, welches auf einer steilen bevestigenden Anhöhe liegt und eine recht stattliche Umgebung von Hof- und Staatsgebäuden und angenehmen Gärten hat, bietet auch eine sehr große reiche Aussicht dar, über die Donau hin, in ungestörter Freiheit nach allen Seiten. Auch der Blick auf den nahgelegnen Blocksberg ist sehr mahlerisch. Er war ehemals auch bevestigt und zeigt davon noch manche einzelne Ruine: ist aber weit mehr noch verstört, als die eigentliche Vestung, die auch nicht viel vestes mehr hat, als ihre Position. Neuerlich scheint man indeß auch hier auf einige der wichtigsten Punkte die Aufmerksamkeit gerichtet zu haben. Von dem Blocksberg selbst hat man eine eigne interessante Aussicht, die noch durch den sonderbaren Blick die Raitzenstadt hinab, deren Häuser wie gigantische Schwalbennester an die steilen Anhöhen angeklebt sind, etwas ganz Eigenes hat. Ein komischeres Menschengewühl als in dieser Raitzenstadt ist mir nicht leicht vor Augen gekommen.

Die Raitzen, ein griechisches Handelsvolk, den Juden in vielem gleich, sind häufig in den östreichischen Staaten, und besonders hier in Ungarn ansäßig. Sie haben eine gemischte, griechischtürkische Tracht und ihre Weiber zeichnen sich besonders durch einen sehr reelen plumpen Staat von echten gangbaren Goldmünzen aus, mit denen sie sich Kopf und Leib behängen. Beiderlei Geschlechts sind sie gewöhnlich von großer, wohlbekleideter Gestalt, und man sieht ihnen das üppige Wohlleben und die Sattigkeit des reichen Handelsmanns an allen Zügen, Gebehrden und Bewegungen an. Der Theil der Stadt, den sie bewohnen, ist aber sehr eng und schmutzig, und fast noch schmutziger als die Judenstadt, die sich sonst überall darin auszeichnet und nicht leicht übertroffen wird. Der ganzen Nesterstadt könnte keine größere Wohlthat widerfahren, als wenn ein tüchtiges Feuer sie rein verzehrte, und ihre reichen, schmutzigen faulen Bewohner zu neuem bessern Anbau zwänge.

Ofen, besonders wenn man Pest mit dazu nimmt, welches sehr wohl als der andre, nur durch den Fluß getrennten Theil derselben Stadt

angesehen werden kann, ist durch die Residenz des Palatinus, den Sitz der Regierung und der häufigere Aufenthalt des Adels, weit lebhafter und üppiger als Presburg. Das eigentlich national Ungarische erscheint hier auch weit mehr und nicht bloß in den kurzen Pelzen, langen Hosen, kurzen Stiefeln und Sporen, samt dazu gehörigen Knebelbart; man hört hier auch weit mehr Ungarisch sprechen und lernt den Unger in seinem Nationalwesen weit besser kennen. Anfänglich ist mancher und der größte Theil von ihnen wohl zurückhaltend mit uns, aber sie werden im gemeinschaftlichen Wohlleben und freien Treiben, und besonders durch Achtungs- und Vertrauungsbezeugungen, bald frei, offen und lustig, wobei gar leicht die höchste Gutmüthigkeit und Geradheit hervortritt. Es kann für mich selbst rührend werden, wenn ein so braver, ernster, kernvester Mann in eine recht kindliche Freundlichkeit und Heiterkeit übergeht, und dann auch so recht aus herzlicher Fülle halbe Nächte hindurch in diesem guten Humor aushält, und von seiner Gesellschaft scheidend, dieser mit kräftigem Händedruck und treuherziger Umarmung Brust an Brust das Gefühl

seines Wohlseyns und Wohlwollens warm ausdrückt. Gereizt und aufgebracht ist der Ungar aber auch eben so wild, trotzig und bis zur Wuth heftig; man sieht, daß er ein ganzer Mann ist, der mit ganzer Seele liebt und haßt. Da die Regierung ihm bisher eben nicht viel Ursache zur Liebe gegeben; so kann er ihr wohl gefährlich erscheinen.

Meinem Reisegefährten wird es nicht ganz so wohl mit ihnen als mir. Der Mangel an Geläufigkeit in der deutschen Sprache ist ihm schon hinderlich: Doch findet er bei Leuten aus den höhern Ständen und vom Militär, mit dem wir hier am meisten leben, oft ziemlich leichte französische, zuweilen auch wohl italiänische Unterhaltung. Bey den geringen hilft er sich auch nicht selten mit der lateinischen Sprache durch, die hier jeder, der nur einigermaßen Schulunterricht genossen hat, nicht ungeläufig, wenn gleich nicht ciceronisch rein spricht. Dieser fast allgemeine Unterricht in der lateinischen Sprache, der doch nicht wohl ohne einige Bekanntschaft mit den römischen Autoren gegeben werden kann, und der wenigstens den Weg zu den alten Classikern erleichtert und anzie-

hender macht, muß auch schon auf die bessere Ausbildung der Nation einen merklichen Einfluß haben. Wir spüren dies auch wirklich sehr oft. Der Ungar ist viel aufmerksamer und faßt viel leichter, als der Oestreicher, mit dem man oft seine Noth hat, wenn man ihn von etwas unterrichten will, was nicht ganz in den Kreis seiner täglichen Ideen und Begriffe fällt. Wodurch der Umgang und die Unterhaltung eben nicht gewinnt und leicht, auch nach dem leichtesten und freiesten Anfang, lästig werden kann. Hier scheint mirs umgekehrt. Man gefällt sich nicht sogleich auf den ersten Augenblick mit dem Ungar, aber er gewinnt bei jeder nähern Bekanntschaft. Wiewohl ich dem allen ohngeachtet doch eben nicht glaube, daß das, was man ganz eigentlich Geist und Tiefe nennt, in vorzüglichem Grade bei dem Ungar anzutreffen seyn mag. Eine gewisse Beschränktheit und Trockenheit scheint im Ganzen doch sein Antheil zu seyn.

Bestimmter und größer zeichnet sich der Ungar ganz unverkennbar durch seinen Character aus. Fest, brav, redlich, muthig und rasch, auch wohl trotzig; so findet man ihn überall, wo man

ihm näher kommt. *) Nirgend tritt das stärker hervor als beim Militär. Welch ein Unterschied zwischen dem östreichischen und ungarischen Soldaten! Daß hier die größere Zahl aus Cavalleristen besteht, macht freilich auch schon einen großen Unterschied, der sich in allen Armeen neue-

---

*) Bisinger in seiner Generalstatistik des österreichischen Kaiserthums charakterisirt den Ungar mit folgenden Worten, im Gegensatz mit dem Oestreicher: „Der Ungar ist entzündbarer, in jeder Leidenschaft heftiger und schneller; im Angriffskriege daher unwiderstehlicher u. s. w.“ Erster Theil. S. 85. Weiterhin sagt er auch noch zur Bestätigung des obigen Vorzuges vor den Oestreichern: „Der National-Ungar zeigt viel natürliche Anlage und Empfänglichkeit für den schönen Dienst der Musen und Grazien; auch haben mehrere ungarische Gelehrte, trotz den drückenden äußeren Umständen, besonders in früheren Zeiten, mit dazu beigetragen, die Fortschritte der Wissenschaften im Allgemeinen für ganz Europa zu befördern.“ Erster Theil. S. 88. Weiterhin nennt er den Ungar auch großmüthig und den besten Soldaten unter allen östreichischen Unterthanen.

rer Zeit nur zu deutlich zeigt, und wir haben hier auch unter den eigentlichen östreichischen Officieren der schweren Cavallerie und Dragoner einen weit bessern militärischen Character und Ton gefunden, als unter jenen von der Infanterie, die uns in Wien nicht selten böses Blut gemacht haben. Doch auch der ungarische Grenadier ist ein ganz anderer Soldat als der östreichische. Das rege Ehrgefühl, die wahre Seele des Soldaten, dessen Mangel oder Stumpfheit mich an vielen Oestreichern in der Hauptstadt so tief beleidigt und gekränkt hat, findet man hier fast durchgängig an jung und alt. Auch ist der Ton vom Oberofficier zum Subaltern viel anständiger und nobler, und ich habe keinen von diesen hier vor seinem Obersten oder General kriechen, oder scheu zurück treten gesehen. Der sehr häufige fast allgemein feine Wuchs und das gedrängte derbe Wesen unterscheidet den Ungar auch zu seinem Vortheil; des Anzugs und Knebelbarts nicht einmal zu gedenken.

Bei dem Bürger und Bauern ist nun freilich vieles wohl ganz anders, aber das sind hier auch höchst vernachläßigte, unterdrückte Stände; ei-

gentlich im strengsten Verstande gar keine Stände. Dem Bauern sieht man es nur gar zu leicht an seinem äußern Wesen, an Gang und Gebehrde an, daß er noch, trotz aller Urbarialedicte, ein leibeigner Sclave, ein Lastthier ist. Schmutzig und zerlumpt schleicht er meist träg und faul einher, und so leicht wird er nicht etwas aus eignem Antriebe unternehmen, oder auch nur das Geheißne mit Lust und Liebe thun. Wie sollte er auch, da er kein Eigenthum hat, sein Fleiß doch nur seinem Gebieter, der nicht selten ein Tyrann seyn mag, Gewinn und Nutzen schaft, und er für immer gezwungen ist, seine besten Kräfte für den Boden seines Herren anzustrengen, den er in dem allerbeleidigensten Contrast von Ueppigkeit und Wohlleben hinschwelgen sieht. Doch ist auch der Bauer hier besser, als er auf den erste Anblick erscheint. Mit einem guten Glase Wein, mit etwas Geld kann man ihn leicht froh und dienstfertig machen, und die Art, wie er sich denn in Bewegung setzt, und gerne mehr thut, als man von ihm verlangt, zeugt doch von einer innern braven und gutmüthigen Natur. Die Neigung, es in seiner Hütte, die oft von außen der Wohnung

eines Hottentotten gleicht, etwas reinlicher und ordentlicher zu haben, als er selbst an seinem Leibe erscheint, zeugt doch auch schon von einer bessern Natur, als die benachbarte pohlnische ist, mit der sie übrigens manches gemein haben möchte.

Die Weiber sind auch hier eine vorzügliche Menschenart, oft reizend und lieblich, mehr aber noch ansehnlich und edel gebaut. In ihrer leichten Landtracht, besonders im Sonntagsschmuck der rothen oder gelben ungarischen kurzen Stiefeln, erscheinen sie mir oft wie ein gemildertes Amazonengeschlecht.

Im Bürgerstande sieht man sehr gemischte Gestalten und Physiognomieen; theils ist es auch wohl der gemischteste Stand, indem sich in ihm viel deutsches Blut aus dem Reiche, besonders aus Schwaben, und auch italiänisches und pohlnisches Blut findet. Der Handel und die Colonieen haben eine Menge Menschen aus benachbarten und entfernten Ländern hergezogen. Theils aber wirkt auch die Natur der verschiedenen bürgerlichen Gewerbe gar mächtig auf den Körper und physionomischen Character. Die Nähe der vielen Griechen und Juden, die sich vom christli-

chen Fleisch nnd Blut wohl nicht so ferne halten, als von den christlichen Tempeln, thut auch wohl das ihrige dazu. Von der griechischen Kirche gehen aber auch wohl viele zur katholischen Religion über, und vermischen sich denn um so eher mit den andern. Wenigstens soll zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia das Proselytenmachen ganz besonders kräftig und glücklich an den Griechen geübt worden seyn. Man hat sich der höchst ungebildeten, rohen griechischen Pfaffen, die kaum lesen und schreiben können, durch allerlei Lockmittel zu bemächtigen gewußt, sie oft selbst und mit ihnen einen zahlreichen Anhang, in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zu ziehen gewußt. Das hat nun wohl den Zustand der katholischen Kirche eben so wenig, als den des bürgerlichen Characters verbessert: denn Dummheit und Rohheit thut unter keiner Glaubensfahne gut, und wird so wenig durch den römischen als griechischen Segen fruchtbar und geheiligt.

Daß Begünstigungen von Seiten der Regierung den Bürger auch nicht allemal zum Bessern fördern helfen, sieht man hier an den Katholiken und selbst an den Juden, die in diesem Lande von

der östreichischen Regierung eher begünstigt werden als die Protestanten. Deshalb stehn jene beiden doch offenbar an Bildung und höherer Betriebsamkeit weit unter diesen, die gewiß auch über die Hälfte der Staatslasten tragen, ohnerachtet sie kaum ein Drittheil der Bevölkerung von Ungarn ausmachen. Demohnerachtet scheinen sie aber doch wohlhabender zu seyn als jene; wenigstens genießen sie das ihrige mit mehr Vernunft und besserem Anstande. Der Religionsdruck, unter dem sie immer noch leben, wie sehr auch Joseph durch Tolleranz- und Freiheitsedicte sie begünstigen wollte. Die Erschwerung der Kirchen und Schulen macht ihnen ihre einfache, belehrende Religion vielleicht lieber und werther, als sie es sonst seyn würde. Wenigstens sieht man in jetziger Zeit, seitdem die Götze und Hermes des Nordens untergegangen, nicht leicht eifrigere Protestanten, als hier, wo Liebe und thätiges Christenthum, durch Haß und Druck immer rege gehalten werden.

Die protestantischen Ungarn suchen auch häufig den bessern, wissenschaftlichen Unterricht auf ausländischen Schulen und Universitäten, woran

sie, sonderbar genug, von der östreichischen Regierung weniger gehindert werden, als in der Verbesserung und Vermehrung inländischer Schulen und Kirchen. Ein sicherer Beweis, daß es nicht das Auge des Herrschers selbst ist, der über das Wohl seiner Nation und für sein eignes Wohl wacht, sondern die Gier und Besorgniß der Pfleger und Verwalter, die nur für ihr eignes augenblickliches Wohl besorgt sind.

Zwei Dinge wirken hier ganz besonders schlimm auf den Character des gesammten Volks und auf seinen äußern und inneren Zustand. Das erste und wichtigste ist: daß fast alle Staatsämter und geistlichen Pfründen, die nicht der Landesverfassung nach nothwendig an Ungarn gegeben werden müssen, an Oestreichern vertheilt werden, die wieder ein Heer von östreichischen Unterbedienten mit ins Land schleppen. Diese und jene sind nun aber großentheils von einer so dummen Arroganz, von so gemeinem Hochmuth, Einseitigkeit und Partheiligkeit in ihren Amtsverwaltungen, von solchem Eigennutz und solcher Habsucht, daß sie nicht selten den alten und neuen Proconsuln und Commissarien gleichen, die uns in der alten römischen

und in der neuern französischen Geschichte so gehässig und allverschlingend erscheinen. Ueberall erregen sie Haß und Unzufriedenheit, und lassen den braven gutmüthigen Ungarn nicht selten vor seiner Regierung als Meuterer und Rebellen erscheinen, dem man die Kraft benehmen müsse, nach seinem bösen Willen schaden zu können.

Von jenen verblendeten oder dummen habsüchtigen Staatsbeamten kann nur allein die unselige Hofmaxime kommen, oder doch genährt werden, daß man die Ungarn so viel als möglich niederhalten, sie nie so zu Kräften kommen lassen müsse, als es ihnen, bei ihrem höchst fruchtbaren gesegneten Lande und ihrer natürlichen Fähigkeit leicht gelingen könnte, legte man ihrer Landes- und Geistescultur, ihrer Industrie und ihrem Handel nicht alle möglichen Hindernisse in den Weg. Jene sind auch oft östreichische Guts- und Fabrikenbesitzer, und sorgen nicht selten für ihren eignen, unmittelbaren Gewinn, wenn sie den Hof zu den widersinnigsten Maaßregeln, als nothwendig für seine Sicherheit bewegen. Wie könnte der Hof sonst immer noch fortfahren, den Absatz und Handel mit ungarischen Landesproducten durch die

widersinnigsten Aus- und Einfuhrverbote, und durch die unerträglichsten Abgaben zu erschweren, damit der herrliche, überall gesuchte ungarische Wein, dem gemeinern östreichischen, den außerhalb niemand mag, im Absaß keinen Schaden bringe, der vortheilhaftere Absatz ungarischer Wolle nicht östreichischen Fabriken die Fabrikation erschwere; Einfuhr des schlesischen Garns und Linnen den böhmischen Garn- und Linnenhandel, der ganz andere Ab- und Zuflüsse hat, nicht beeinträchtige, und tausend dergleichen Widersinnigkeiten mehr.

Ein zweites Hauptübel für Ungarn liegt in dem unordentlichen, zerrütteten Vermögenszustande seines hohen Adels, der allein einen wahren Stand in diesem Lande macht,*) und dessen Verschwen-

*) Einzig sind die Privilegien und Vorrechte des Adels in Ungarn und Siebenbürgen, als in welchen Staaten er in dem Gesetzbuche allein Volk (populus) heißt. Er nimmt Antheil an der Abfassung der Landesgesetze; er allein ist des eigenthümlichen Besitzes liegender adlicher Güter und der Herrschafr über die darauf wohnenden Unterthanen fähig, so wie von aller und jeder Steuer und Gabe, von Zehnten, von allen

dung und Ueppigkeit in einer dem Lande und dem Nationalcharacter fremden Lebensweise. Die reichsten Ungarn sind tief verschuldet und reizen und nähren nicht selten den Wucher und Betrug beim handelnden Bürger. Nicht leicht wird ein ungarischer Gutsbesitzer hinlängliches Geld zur möglichst guten Benutzung und Verbesserung seiner übermäßig großen Güter anwenden, oder auch nur die gehörige Einrichtung und Anordnuug treffen, um den bei einiger Ordnung und Stätigkeit auch dann noch zu erzielenden Gewinn aus seinen Gütern wirklich zu erzielen.

An-

Mauth- und Dreißigstgefällen innerhalb den Grenzen des Reichs. und sein Edelsitz von aller Soldaten-Einquartierung frei; er kann verklagt, aber, einige Fälle ausgenommen, von Niemand arretirt werden, ohne vorher von seinem gesetzmäßigen adelnden Richter gehörig vor Gericht geladen und seines Verbrechens überwiesen zu seyn; ihm kommt das jus honorum, oder das Recht zu, alle Aemter und die vornehmsten davon ausschließlich zu bekleiden. u. s. w. Bisingers Generalstatistik des östreichischen Kaiserthums. Erster Theil. S. 57.

Angereizt vom listigen Hofe und der üppigen Hauptstadt lebt der hohe ungarische Adel den größten Theil des Jahres, oft ganz in Wien, wetteifert dort mit dem noch reichern östreichischen und böhmischen Adel in Uebertreibung und Nachahmung fremder Sitten und Lebensweise, und verzehrt da die Einkünfte, die Pächter, Verwalter und Juden ihm lassen, in Ueppigkeit und Schwelgerei. Dadurch entgeht dem Lande nicht nur ein großer Theil des Geldes, was sonst dort in freier vervielfachter Circulation dem Lande selbst wuchern würde, der Moralität des niedern Adels und Bürgers und aller die mit dem höhern Adel Geschäfte haben, wird durch die Lebensweise des hohen Adels befährdet und nicht selten verdorben. Denn lebt dieser nun auch im Ungarlande, sey's in den Hauptstädten oder auf seinen Gütern; so ists für die andern fast noch schlechter; auch da lebt der Adel durchaus dasselbe ausländische Hof- und Stadtleben, sucht sich, so viel er kann, sein klein Paris und Wien um sich her zu verschaffen, und vergiftet und tödtet nun durch seine Weichlichkeit, Schwelgerei und Laster alles bessere Blut und Leben um sich her.

Ein großer Theil der ungarischen Landgüter ist auch durch Schenkung und Favorisirung des Hofes an östreichische Familien gekommen, diese haben sich mit ungarischen, diese wieder mit jenen verschwägert, und so ist im hohen Adel bereits fast alles Nationale, welches den Ungar ehedem so vortheilhaft auszeichnete, verloren gegangen. Da diese Verschwägerungen und Vermischungen fast immer nur den katholischer Adel betroffen hat; so ist auch dadurch wieder der Religionsdruck stärker und allgemeiner geworden. Der Bürger und Bauer hat auch hierin keine Aussicht zur Besserung und Erleichterung, da der Hof selbst wieder sehr bigott und in den Händen der Pfaffen ist. Er respectirt nur noch zu sehr den neuen freiern Geist, den Josephs wohlgemeinte Verordnungen in der ganzen Monarchie erzeugt, um nicht vieles wieder mit schnellern Rückschritten in seinen ehemaligen Zustand zurück gehen zu lassen.

Ich bin überzeugt, hätte Joseph noch zehn Jahre gelebt und sein großes Werk in den östreichischen Erbländern erst vollendet gehabt, er hätte sich an keine verjährten Vorrechte gekehrt, ver-

mittelst derer der Adel der einzige privilegirte Stand ist, der keine bestimmte Staatslasten trägt, sondern nur freiwillige Geschenke darbringt; hätte überall durchgegriffen, und auch diesem gesegneten Lande die bessere Verfassung und Verwaltung gegeben, nach der es schon Jahrhunderte hindurch vergeblich seufzt und ringt; hätte einen wahrhaften Bürgerstand, mit denen ihm von Natur und von Vernunfts wegen zustehenden Rechten erzeugt, den Bauern von der Sklaverei völlig erlöst, Licht und Unterricht und Duldung verbreitet, und damit für alle väterlich gesorgt. Der Bauer wäre dann arbeitsamer und muthiger geworden, der Bürger industriöser und froher unternehmend, das herrliche Land, das jetzt halb unangebaut seine Kräfte in sich verschließt, würde besser angebaut, die Bevölkerung vermehrt, der Handel, entlastet von den alles hemmenden Fesseln, erweitert und so der Adel selbst bereichert, vielleicht auch vernünftiger und edler geworden seyn. Was er sich jetzt zu erschmeicheln und zu ertrotzen suchen muß, hätte er dann von Rechtswegen; und für alle den Gewinn entginge ihm nichts, als das schändliche Bewußtseyn, der unumschränkte Tyrann

fauler, dummer Sklaven zu seyn, und seinen Regenten durch Verweigerung des Nöthigen auf seine eigene Kosten von Zeit zu Zeit necken zu können. Und wenn die Herren selbst nur noch durch ihr Trotzen und Schmeicheln die Vortheile ertrotzten und erschmeichelten, die am Ende denn doch auch einigen Gewinn auf die untern Classen abfließen ließen. Aber, sie werden nur sehen, wie wenig ihnen all ihre scheinbare Vergötterung des erneuten Hofes, die noch kürzlich hier und auswärts so viel Lerm machte, wie wenig ihnen die im Grunde fruchten wird. Und dem Hofe wird all seine Herablassung und scheinbare Gewährung auch wenig fruchten. Laß den Feind nur kommen! Die Ungarn werden ihm nicht viel Widerstand entgegen setzen; erscheinen sie in Wien schon lau gegen die eifrigen, patriotischen Oestreicher, so sind sie hier gar kalt. Wo soll der Patriotismus auch herkommen.

Gerüchte, die dort schrecken, erwecken hier Hoffnungen. Eins der Gerüchte, das in Wien unter dem Volke viel Sensation machte, als sey dem östreichischen Kaiser der Antrag gemacht, seine

Monarchie mit seinen Brüdern zu theilen, dem einen Böhmen, dem andern Ungarn zuzutheilen u. s. w., und sich bloß Oestreich vorzubehalten; konnte hier nur Freude und Hoffnung erregen. Ein eigner Regent des Landes würde bald, wie kurzsichtig er auch seyn möchte, einsehen müssen, daß in der jetzigen Regierung alles darauf abzielt, die Nation, die doch gewiß nicht allein, und nicht hauptsächlich aus den großen adlichen Familien besteht, zu unterdrücken, ihre Haupthülfsquellen zur Vergrößerung und Verstärkung zu verstopfen und wo möglich den letzten Funken von Patriotismus zu ersticken. Bei einer solchen unvorhergesehenen gewaltsamen Veranlassung, wäre auch jede vernünftige neue Einrichtung leichter durchgegangen und zu Stande gebracht worden, um so ehe, da die Brüder des Kaisers fast alle mehr von dem Geiste und der Gesinnung Josephs haben, als er selbst. Der Adel allein würde nicht zur Vertheidigung seiner alten Gerechtsame aufgesessen seyn, den hat der Hof schon längst zu schwächen und zu verweichlichen gewußt, auch ist unter ihm eben so wenig Einigkeit und Gemeinsinn als wahrer Patriotismus.

Vom Bürger und Bauern hat sich der Adel in jetziger Zeit gewiß auch nicht mehr zu versprechen, daß er auf seinen Geheiß für die Erhaltung und Verewigung seiner eignen Schmach und Ketten eifrig fechten werde. Der Bürger ist jetzt überall klüger, als der Adel, und versteht seinen wahren Vortheil besser, als der Adel den seinigen, und der Bauer weiß auch schon, daß es außer seiner Stalllaterne noch künstlicheres Licht in der Welt giebt.

Dann würde Ungarn auch von fremden guten arbeitsamen Colonisten aus manchen verarmten und bedrückten Ländern besucht, bevölkert und mit der ihm ganz fehlenden künstlichen Acker- und Wiesencultur bereichert werden. Was jetzt hierher sich verirrt, ist meistens liederliches Gesindel, das den ersten Vorschuß bald verschwelgt und dann verkömmt oder wieder davon läuft. Selbst der bessere eingewanderte Protestant geht gerne wieder davon, wenn er den Religions- und Erwerbsdruck hier gewahr wird, und nimmt wohl noch den bessern Ungar mit, der des verhaßten Druckes müde, lieber auswärts kümmerlich lebt, oder auch lieber da stirbt, wo ihm wenigstens

ein von Pfaffen unverleideter, von einem nahen Priester seines Glaubens besorgter, ruhiger, anständiger Tod gegönnt ist, und seine Kinder noch erwerben und erhalten können, was im Vaterlande ihm auf immer verschlossen war.

Wenn ich mir dieses herrliche Land, das mit seinem südlichen und östlichen Zubehör gegen fünf tausend geographische Meilen betragen soll, das jetzt entblößt von aller höhern Cultur und industriösen Fabrication, über die Hälfte ganz unangebaut todt da liegt, und bei einer geringen Bevölkerung — die bei größrer Freiheit, Arbeitsamkeit und Industrie sich leicht verdoppeln würde — dennoch sehr viel herrliches Vieh, vortreffliches Getraide und Früchte aller Art, unglaublich viel Wein, Taback, Wolle und andere Producte abzugeben hat; wenn ich mir das unter einer vernünftigen gerechten Regierung denke, gefördert in allem Guten und Nützlichen; unterstützt — nein der Unterstützung bedarf ein Land nicht, dessen Boden funfzig-, sechzig- hie und da auch wohl hundertfach trägt, dessen Volk von Natur kräftig, brav, anstellig ist, das das herrlichste Vieh jeder

Art erzeugt, das Ströme und Meere zu seiner Förderung hat, von ärmern und dümmern Nachbarn umgeben ist — nein! nur Ordnung und Gerechtigkeit von oben herab, und Freiheit des Erwerbs und Sicherheit des Eigenthums durch alle Stände, und Ungarn ist eins der ersten Länder der europäischen Welt.

Fünf und zwanzigster Brief.

Oedenburg.

Nach allem, was ich in Ofen und Pest von Ungarn selbst hörte, ist tiefer ins Land alles eben so, wie wirs bis dahin gesehen hatten, nur gesteigert im Guten und Schlechten. So wie die große unglaubliche Fruchtbarkeit des Bodens zunimmt, so auch der Mangel an Cultur, Fleiß und gehörigem Werth der Producte, und jede natürliche Folge einer unverdienten Fruchtbarkeit und verkehrten Regierung. Mein braver Gefährte ist unglücklich und gefällt sich daher mehr als ich in dunkeln trüben Bildern und Vorstellungen, er will das Elend, das mich hier schon neben der schönsten üppigsten Natur in meiner glücklichen Existenz störte, weiter verfolgen. Ich gehe andern Zwecken nach als er, und so laß ich ihn seine Reise weiter fortsetzen, bei der er vielleicht das dunkle Gefühl nährt von einer andern Seite sich

seinem Vaterlande wieder zu nähern, wie der unglückliche Nachtvogel um die Flamme irrt bis sie ihn verschlingt. Sein romantisch trauriges Schicksal dauert mich. Da ich ihm aber nicht zu helfen vermag, fühl ich auch weiter keinen Beruf, das Meinige an das Seinige zu knüpfen. Gerne werd' ich dem gefühlvollen edlen Manne künftig begegnen, wo uns auch Glück oder Unglück wieder zusammen führen will.

Auf meinem südlichern Wege hieher habe ich alles Ueble, was auf dem Hinwege mein Auge und Herz schon kränkte, noch in höherm Grade gefunden. Das schöne Land noch weit öder und vernachläßigter, den Bauern noch gedrückter und zerlumpter, halb nackt sah ich ihn oft dem rauhsten Winde und Regen bei der Arbeit ausgesetzt, und noch jämmerlicher wohnen. Für sein Getraide und Heu hat er sehr kleine unzulängliche Scheunen und Böden, oft gar keine, und der ganze Gewinnst seiner Erndte liegt da halb verfault, halb ausgefallen — denn der Arme mußte es auf dem Felde liegen lassen, bis er seines reichen Herrn Erndte ganz besorgt hatte, — das steht und liegt da in unförmlichen Haufen und Klumpen

um sein Haus, seine Hottentotten-Hütte herum. Dieses halb verfaulte Getraide drescht er in offener Tenne, jedem Wind und Wetter ausgesetzt, oder läßt es von seinen Ochsen austreten, der weit stattlicher aussieht als sein Herr. Mit jenen bestellt er auch seinen Acker und fährt das Gewonnene ein. Kleinere Leiterwagen werden auch von seinen sehr kleinen, aber muthigen Pferden gezogen.

Die Landstraßen sind so breit und so wüst nach Gefallen erweitert und zerfahren, als wäre der Boden, der bereit ist hundertfältig zu tragen, ohne Werth.

Selbst die Weincultur wird im Lande schlecht und nachlässig betrieben, daher sich auch von den zweihundert verschiedenen Sorten, die das Land erzeugen soll, nicht die Hälfte verfahren läßt. Welcher Reichthum wäre dem Lande nicht allein durch die Veredlung und Verbesserung der Weincultur und der völligen Handelsfreiheit mit diesem für Europa so wichtigen Artikel zu verschaffen! Kein europäisches Land könnte Frankreich darin so gefährlich werden als Ungarn. Es hat Weinsorten, die dem Burgunder und Champagner fast gleich kommen, und bei besserer Cultur vielleicht

übertreffen könnten. An feinen Liqueur- und Dessert-Weinen übertrifft es Frankreich weit.

Daß der Ueberfluß dieser hitzigen, nicht rein genug behandelten Weine, neben dem großen Ueberfluß von kühlenden Früchten und der sehr rauhen, schnell wechselnden Luft dem Fremden nicht zuträglich ist, erfahre auch ich; ich kehre nicht so ganz wohl und frisch zurück, als ich ausritt, und mag mich deshalb auch in dieser Stadt, die ein ganz artiges Ansehen hat, kaum weiter umsehen. Den sehr guten Oedenburger Wein laß ich mir indeß hier eben so gut schmecken, als dort den Ofner und Erlauer, die ich wohl länger so gut zum Tischwein haben möchte, als er an Stell und Ort zu haben war.

Bei besserm Humor erzähl' ich einmal viel Characteristisches von einem großen Zigeuner-Lager, auf das ich in einem Walde im Dunkeln traf, und das mir, nur von Einem Bedienten begleitet, beim ersten Anblick einige Besorgniß einflößte. Aber wie beschämte mich die Freundlichkeit und Güte dieser wilden braunen Waldmenschen für meinen Verdacht. Cervantes herrliches Gemälde in der Novelle von der schönen Zigeunerin ist so

ganz nach der Natur, daß ich das meiste daraus nur abschreiben dürfte, um die wahrste und lebhafteste Darstellung des selbsterlebten zu geben. Lieber verweise ich aber auf den Originalmeister.

Mein edler Marchese R**, der sich schon in Presburg und Ofen für Musikantenbanden von Zigeunern so lebhaft interessirte, daß er mir versprechen mußte, das erste Zigeunerlager, worauf er stoßen — denn dieses Volk ist sehr häufig in Ungarn, doch jetzt weniger frei gelitten als ehedem — daß er mir das besingen oder beschreiben müßte. Er hat mir manche liebliche romantische Gedichte von seiner Muse und einige herrliche Briefe von seiner Herzensgöttin, der Herzogin D., lesen lassen. Ich wollte fast, daß meine Gewissenslosigkeit, mit der ich manches abgeschrieben, nun auch bis zur weitern Mittheilung gehen könnte.

Sechs und zwanzigster Brief. *)

Wien.

Außer den spanischen und römischen Nachrichten und Actenstücken, die seit einigen Monaten hier in starken Heften, in guter deutscher Uebersetzung und mit caustischen Anmerkungen erscheinen, werden auch kleine Aufsätze bekannt gemacht, in denen man die Hand der Regierung und des Cabinets erkennt. Ihr Ton sticht durch Ruhe und Würde sehr gegen den Ton einiger auswärtigen Zeitungsblätter ab, gegen die sie eigentlich gerichtet sind. Dieses ist besonders der Fall in einer kleinen französischen Schrift mit dem Titel: Observations d'un patriote Autrichien sur divers articles insérés dans les gazettes étrangères. Ihr Eingang zeigt ihre Absicht deutlich genug an; er heißt so:

*) Es scheint hier eine Lücke in diesem Briefe zu seyn, die der Herausgeber nicht hat ersetzen können.

Le nouveau langage qu'ont pris subitement quelques gazettes étrangères a justement étonné, car l'hostilité du langage précède ordinairement celle des armes; elle laisse peu de doutes sur les intentions; et quand on tolère dans les journaux l'indiscrette mission de provoquer, d'injurier, et de menacer, on montre assez qu'on ne veut pas même recourir aux explications officielles. Ce langage cependant, quel qu'il soit, est toujours une espèce de chiffre, qui a besoin d'être deviné, et pour cette fois le public on l'a mal compris, ou en a tiré des conséquences trop étendues. (Die neue Sprache, welche einige auswärtige Zeitungen plötzlich angenommen haben, hat gerechtes Erstaunen erregt, denn die Feindseligkeit der Sprache steht gewöhnlich der der Waffen voran; sie läßt wenig Zweifel über die Absichten, und wenn man in den Journälen die unbescheidne Anmaßung duldet, herauszufordern, zu beleidigen und zu drohen, so zeigt man dadurch hinglänglich, daß man nicht einmal zu officiellen Erklärungen schreiten will. Jene Sprache, wie sie auch beschaffen seyn mag, ist immer eine Art von Zeichensprache, die

errathen seyn will, und diesmal hat sie das Publikum entweder übel verstanden, oder man hat zu ausgedehnte Folgen daraus gezogen.)

Man stellt dann die auffallendsten Zeitungsartikel zusammen, welche die Gazette de France, das Journal de Paris, der Publiciste und das Journal de l'empire im Laufe des Januars und die Gazette be Francfort im Anfange des Februars publicirt haben. Sie laufen meistens darauf hinaus, einigen Erzherzögen die Schuld der neuen Kriegsrüstungen und die Begier nach Krieg beizumessen, die Unfähigkeit Oestreichs zu zeigen, einen neuen Krieg führen zu können, und das Unglück des Adels und des Landes und den Untergang der östreichischen Monarchie vorher zu sagen.

In mäßigen Ausdrücken sucht man den Verdacht, als würde der Krieg von dieser Seite provocirt, abzulehnen. Gegen den Vorwurf der unzeitigen Rüstungen und des Unvermögens einen neuen Krieg zu führen, wird erwiedert: Si l'on étoit certain de la paix, on pourroit sans doute se féliciter de l'impuissance be faire la guerre, mais où est la certitude de la paix? elle

elle n'est certainement pas ni dans l'impuissance, ni dans la foiblesse. (Wäre man des Friedens gewiß, so könnte man sich ohne Zweifel zur Unfähigkeit Krieg zu führen, Glück wünschen; wo ist aber die Sicherheit des Friedens? sie ist wahrlich weder im Unvermögen noch in der Schwäche. Eine Note fügt hinzu: Quoiqu'en disent les gazettes étrangères, la même prudence que nous a dicté nos préparatifs de défense a su également les proportionner au danger. Notre armée est au grand complet, et prête à se porter partout, où le service de la patrie l'appelle. Des armées de reserve en sentiennent la force. Une milice nombreuse est prête à rivaliser de gloire avec les anciens soldats, l'insurrection de la Hongrie est digne d'une nation aussi guerrière. (Was auch die fremden Zeitungen sagen mögen, dieselbe Vorsicht, welche uns die Mittel zu unserer Vertheidigung angegeben, hat sie auch gleichfalls der Gefahr angemessen zu machen gewußt. Unsre Armee ist übercomplet, und bereit sich überall hinzubegeben, wo sie der Dienst des Vaterlandes hinruft. Reservearmeen unterstützen ihre Stärke. Eine zahl-

reiche Miliz ist bereit, mit den alten Soldaten um den Ruhm zu wetteifern, die ungarische Insurrection ist einer so kriegerischen Nation würdig.) Wie weit dieses hier kalt und mäßig Aufgezählte geht, denkt sich freilich kein Ausländer und kann sichs nicht denken, wenn er nicht den innern Reichthum der östreichischen Länder und Völker, und ihren guten frohen Muth und ihren Patriotismus kennt.

Mit derselben Mäßigung werden die Drohungen beantwortet und daraus fein argumentirt, wie nothwendig die Bewaffnung und Rüstung war. Die Schrift schließt mit der für den Augenblick auffallenden Versicherung, daß man den Krieg darum nicht für unvermeidlich zu halten habe und der östreichische Kaiser nur sein Volk sichern und vertheidigen wolle.

Einen gar tollen Artikel aus dem Frankfurter Journal vom 13. März theilt indeß die hiesige Zeitung ganz mit und begleitet ihn mit treffenden Anmerkungen.

Eine kleine Schrift, deren Erstes 53 Seiten starkes Heft eben unter dem Titel erschienen: Stimme eines Deutschen für die

Selbstständigkeit der noch freien und für die Befreiung der unterjochten Staaten in Europa, holt für den gegenwärtigen Augenblick der hohen Spannung und der ungeduldigen Erwartung der nächsten Begebenheiten zu weit aus. Sie handelt: Ueber den vorherrschenden politischen Sklavengeist unserer Zeit; über die nothwendige Abtheilung des menschlichen Geschlechts in freie von einander unabhängige Völker; über die vorzügliche Anlage von Europa zu einem Gebilde von unabhängigen Staaten; über die ursprüngliche Abtheilung der Bevölkerung von Europa in unabhängige Völker, und über die Alleinherrschaft in Europa.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Sieben und zwanzigster Brief.

Wien.

So eben erscheint hier auch die französische und deutsche Kriegserklärung des östreichischen Hofes. Sie bringt sehr verschiedene Sensation hervor. Viele und wohl die meisten erwarteten die Bestätigung aller der verschiedenen, mannichfachen Gerüchte, die seit mehrern Monaten im Publiko verbreitet wurden, über neue Anforderungen zu Abtretung mehrerer Provinzen, zu Theilung der östreichischen Erblande unter die kaiserlichen Brüder, zu Anerkennung eines deutschen Kaisers; Bedrohungen naher Gefahren und dergl., und wundern sich jetzt, doch nur die Herzählung der bereits erlittenen Kränkungen darinnen zu finden. Fast komisch erscheint darinnen wieder derselbe Faiseur, der das unerklärliche preußische Manifest in Weimar fabricirte. Der Minister Stadion hat sich dadurch nicht abschrecken lassen, den Herrn Genz

von Prag kommen zu lassen, und ihm diese wichtige Kriegserklärung anzuvertrauen, an der in den Augen der Nation und des ganzen aufmerksamen Europa's so viel hing. Gewisse Leute sind nun einmal nicht zu belehren und hellsehend zu machen. Zu bedauern ist es nur, daß es diejenigen eben so wenig sind, die jene zu so wichtigen Stellen erheben.

Andere, bedächtigere Leser des Manifests, die noch vor wenig Wochen die Gewißheit wollten erhalten haben, daß der kaiserliche Hof immer noch hoffe, es solle alles ohne Blutvergießen abgemacht werden können, finden viel zu viel Beleidigendes für den Feind in der Erklärung, um weiter noch an die Möglichkeit der gehofften Vermittelung glauben zu können. Das sollte aber wohl eben so seyn.

Beide haben den Aerger zu sehen, daß diejenigen im Publikum die Oberhand gewinnen und Recht zu behalten scheinen, die von Anfang an geglaubt haben, derjenige Theil der kaiserlichen Familie und des Ministeriums, welcher mit dem Presburger Frieden von Anfang an sehr unzufrieden gewesen, habe ihm, da sie ihn in seinem

schnellen Abschlusse nicht einmal verhindern konnten, von jenem Augenblicke an zu begegnen und zu entgehen gesucht. Die möglichste Complettirung der Armee und Herbeischaffung des nöthigen Kriegsgeräths sey gleich nach jenem Frieden in der Absicht mit der höchsten Thätigkeit betrieben worden, um sich schleunig in den Stand zu sezzen, den erlittenen Verlust allein und ohne Coalitionen, die bis dahin immer so schlecht geglückt wären, wieder zu ersetzen. Der preußische Krieg sey nur zu schnell ausgebrochen, um von dem vortheilhaftesten Augenblicke, den er für Oestreich darbot, den ganzen Gewinn zu ziehen, den man sich zum Ziele gesteckt, und für den allein man den Erzherzog Carl hoffte in Bewegung setzen zu können. Noch in der letzten Zeit sey dieser gleich dem Kaiser dem Kriege abgeneigt gewesen und nur die immer wachsenden Nachrichten, die man sich aus Spanien zu verschaffen wußte, von dem dortigen schlechten Zustande der feindlichen Armee und selbst von ihrer Schwäche in Italien, habe endlich die Neigung zum Kriege allgemeiner gemacht, und die Ueberzeugung hervorgebracht, daß jetzt der rechte Zeitpunkt sey, in voller Kraft aufzu-

treten. Die öffentliche Bekanntmachung jener Nachrichten und der in Spanien verbreiteten Schriften habe bald jeden Rückschritt unmöglich gemacht. Man glaube auch die Ueberzeugung zu haben, daß die benachbarten deutschen Fürsten nur auf das Signal und die gehörige Unterstützung warteten, um mit Oestreich gemeinschaftliche Sache zu machen, und daß selbst der König von Preußen die Gelegenheit nicht versäumen werde, das erlittene Unglück wieder zu redressiren.

Man sage zwar, diese Ueberzeugungen müsse der Erzherzog Carl wohl nicht haben, sonst würde er nicht die Eröffnung des Krieges Monate lang bis zur völligen Rüstung des Feindes verschoben haben. Aber auch diese bezweifelt die Parthei des Hofes und Ministeriums, welche bestimmt für den Krieg ist, und die eigentliche Meinung des Erzherzogs Carl sey bei seinem verschlossenen Character schwer zu ergründen. Wenigstens sähe man aus allem, daß er als ein vorsichtiger bedächtiger Feldherr erst alle seine Kräfte ganz beisammen haben, und auch des freien Rückens gewiß seyn wolle, ehe er den ersten feindlichen Schritt thue, dann das Ministerium freilich schon durch

die Bekanntmachung der spanischen und römischen Schriften längst gethan habe.

In wieweit dieses Raisonnement gegründet ist, muß unser Einer dahingestellt seyn lassen, doch scheint es manchen anscheinenden Widerspruch zu erklären; und wollte man dabei noch gar etwas auf die innerste histoire scandaleuse des Hofes geben, nach welcher der ganze Krieg nur von italiänischen Damen und Abbe's herkäme, die eben glauben Italien ganz leicht wiedererobern zu können: so wären daraus die Reisen des Erzherzogs Johann nach Tyrol und Italien und die dreimaligen Veränderungen des Operationsplans als Folge davon etwas leichter zu erklären.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reichardt, Johann Friedrich,

Briefe eines reisenden Nordländers, beschrieben in den Jahren 1807 - 1809

Cöln 1812
Mus.th. 2735 k
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10599279-9